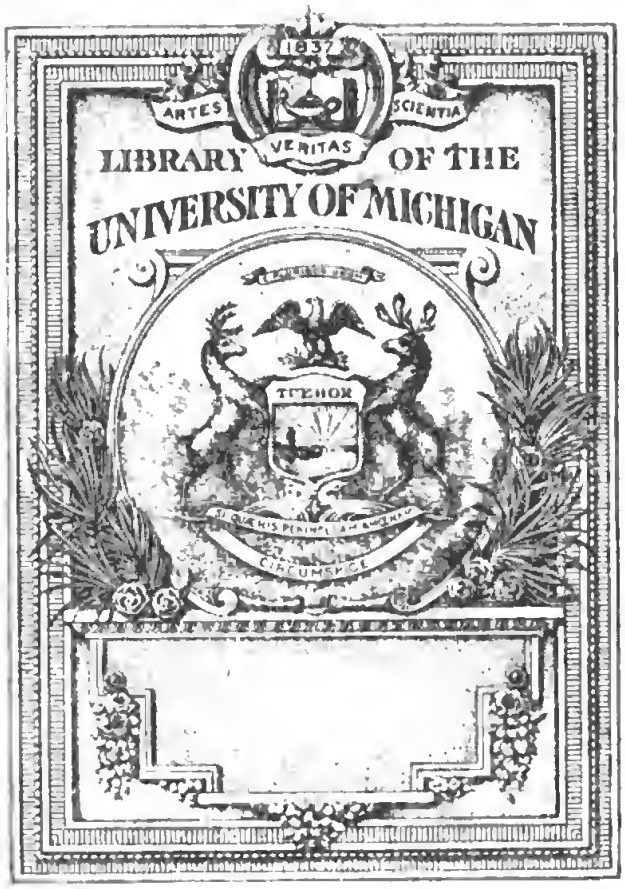
A 601712


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SIC ITUR AD ASTRA
CIRCUMSPICE

838
B667

Helene Böhlau, 1859–

Gesammelte Werke

Band 1

1915

Verlag Ullstein & Co, Berlin/Wien
und Egon Fleischel & Co, Berlin

Alle Rechte, insbesondere das
der Übersetzung vorbehalten.
Copyright 1914 Ullstein & Co.

Inhalt

Ratsmädelgeſchichten

Ein dummer Streich trägt zwei ſchönen Kindern einen guten Freund fürs ganze Leben ein . . 9
Es geſchehen Dinge, über die man ſich in unſern Tagen verwundern würde 31
Handelt von der alten Kummerfelden . . . 75
Die Ratsmädchen laufen einem Herzog in die Arme 92
Das Damengärtchen 101
Wie Frau Rat über das Leben, über Erziehung und über die erſten Liebesbriefe ihrer Töchter dachte 133
Das Gomelchen 146

Ratsmädel- und Altweimariſche Geſchichten

Die Ratsmädel gehen einem Spuk zu Leibe . . 169
Das dritte Ratsmädel 203
Kußwirkungen 238

Altweimariſche Liebes- und Ehegeſchichten

Im alten Rödchen zu Weimar 287
Das ehrbußliche Weiblein 385
Eine kurioſe Geſchichte 418

377425

Ratsmädelgeschichten

Meiner Mutter
gewidmet

Ein dummer Streich trägt zwei ſchönen Kindern einen guten Freund fürs ganze Leben ein

Mitten im großen deutſchen Reiche liegt ein weit und breit berühmtes Städtchen, Weimar im Thüringerlande. Da regierte, als meine Großmutter noch ein Kind war, ein ſehr kluger und guter Fürſt, der durch ſeine Güte und Weisheit große Dichter, die zu jener Zeit lebten, dazu vermocht hatte, bei ihm in ſeinem Städtchen zu wohnen. Und da er ein ſo überaus kluger Herr war, den jedermann liebte und verehrte, ſo kamen Dichter und Gelehrte gerne von allen Seiten, lebten in der Stadt des Fürſten und ſchrieben dort ſo herrliche Dinge, daß alle Welt darüber in Staunen geriet. Und noch jetzt iſt das, was dieſe Männer damals gedacht und gedichtet haben, das Schönſte, was wir kennen, und wird noch lange, lange Zeit das Schönſte bleiben.

Von dieſen Männern iſt alles oftmals erzählt und genau beſchrieben worden, und die Menſchen werden in Jahrhunderten noch von ihnen reden. Aber neben ihnen wohnten in jenen Tagen gar viele Leute in der Stadt, von denen niemand mehr ſpricht. Die hatten auch ihre Freuden und Leiden, auch ihre guten Stunden, fühlten und empfanden tief, waren froh und litten, hatten auch Herzen wie jene. Sie ſind geſtorben und vergeſſen.

Über viele gute Leute waren damals ſchwere Zeiten hereingebrochen, Krieg und Not. Einige wenige lebten noch, die von jenen Zeiten zu erzählen wußten, und von ſolchen habe ich es einſt erfahren, daß damals in der engen, winkeligen Win-

diſchengaſſe in Weimar, die von jung und alt nur Wünſchengaſſe genannt wurde, in einem hohen, ſchmalen Hauſe ein Herr Rat wohnte mit Frau und Kindern. Es waren zwei Buben, die in der Schule ſchon in den oberen Klaſſen ſaßen, und zwei jüngere Mädchen, welche Röſe und Marie hießen und von den Nachbarsleuten, von den Gaſſenbuben und von jedermann die Ratsmädel genannt wurden. Und in der Wünſchengaſſe und darüber hinaus war wohl keiner, der die Ratsmädchen nicht kannte, und nicht recht wohl wußte, daß ſie ein paar wilde Kreaturen waren, die ihrer Mutter Not machten. Spielten Röſe und Marie mit den Schulbuben auf der Gaſſe, da tat ſich wohl ein Fenſterchen in dem Hauſe auf, vor dem ſie gerade ihr Weſen trieben, und eine Frau in großer Haube oder ein guter, alter Nachbar, der bedächtig das Wochenblatt las, rief hinaus: „Röſe, binde deine Zöpfe zuſammen! Marie, patſche nicht in den Pfützen! Wollt ihr wohl, Röſe und Marie, oder es ſetzt etwas, wenn's der Vater hört!" An dergleichen Zurufe von ſeiten der Nachbarsleute ſchienen die Ratsmädchen gewöhnt. Es machte ihnen wenig aus. Im Gegenteil wurden ſie deſto luſtiger, taten, was ſie wollten, machten ihre Sache in der Schule ſchlecht und waren in jeder freien Stunde auf der Gaſſe oder irgendwo vor der Stadt zu finden oder auch nicht zu finden. Sie hatten beide abſonderlich dicke Zöpfe, die hingen ihnen ſchwer am Rücken herunter, und wenn ſie miteinander in ihren Ginghamkleidern über die Straße ſchlenderten, und ein Gaſſenbube wollte mit ihnen Neckereien treiben, oder ſie waren mit ihren guten Freunden in Streit geraten, da langten ſie ihre Zöpfe vor und fuchtelten damit um ſich her, daß ſo ein Vorwitziger, der mit ihnen angebunden, allen Reſpekt davor bekam. Denn ein feſter, ſtraff geflochtener Zopf hat ſchon ſeine Wucht, wenn er einem Bengel über Naſe und Wangen fährt.

Die Zöpfe haben den beiden manchen Spaß eingebracht.

Röſe und Marie konnten ſich in ihr bräunlich blondes Haar, wenn ſie es aufflochten, wie in einen Mantel wickeln. Und eine vornehme Dame, die Prinzeß Karoline, die den Herrn Rat und auch die Kinder kannte, ließ die beiden munteren Mädchen manchmal zu ſich auf das Schloß kommen und hatte ſie eines ſchönen Tages, um ſich mit ihnen zu vergnügen, auf zwei Schemelchen ſetzen laſſen, ihnen das Haar aufgeflochten und um ſie herumgekämmt, daß es ihnen auch die Geſichter überdeckte, auch die Kleider und Füße und noch ein gut Stück auf der Erde hin lag. Daraus hatte ſie allerlei vornehme Leute hereingerufen und ſie raten laſſen, was für wunderbare, glänzende Geſchöpfe da vor ihnen kauerten. Der Anblick mochte ganz eigentümlich geweſen ſein, ſo daß niemand recht wußte, was er davon halten ſollte, bis die Ratsmädel verlegen aufſtanden und ſich das Haar aus den heißen Geſichtern ſtrichen.

Die Ratsmädel, das wiſſen wir nun ſchon, waren ein paar loſe Vögel. Sie hatten aber auch in der wunderbaren Zeit Dinge erlebt, von denen heutzutage kein noch ſo wilder Junge ſich eine Vorſtellung machen kann; von einem Mädchen gar nicht zu reden. — Eine gute Weile lang ſah man täglich fremdes Kriegsvolk durch die Straßen ziehen und hörte Kanonen und ſchwerrollende Pulverwagen über das Pflaſter fahren. Mit Herzklopfen lauſchten die Leute im Städtchen auf den dumpfen Kanonendonner, der bis nach Weimar dröhnte, als bei Jena die furchtbare Schlacht geſchlagen wurde, in der Napoleon den Sieg errang.

Und ſpäter, da gab es in der Wünſchengaſſe oftmals ruſſiſche Soldaten, Koſaken, die hatten dort ihr Lager aufgeſchlagen. Die kauerten des Nachts auf Stroh und ſchnarchten, und ihre Pferde ſtanden neben ihnen und ließen die Köpfe hangen. Damals haben die Ratsmädchen auch Plünderung mit erlebt. Als die Franzoſen in Weimar wirtſchafteten, haben ſie geſehen, wie mir nichts, dir nichts, die Franzoſen nahmen,

was ſie faſſen konnten; — wie ſie aus des Vaters Hauſe kamen und die ſchönen Schinken aus der Vorratskammer forttrugen, und dieſe Schinken hatten ſie gar an roſa und blaue Schärpenbänder gehängt und ſo über die Schulter geworfen. Die Schärpenbänder aber waren die, welche die Mutter den Mädchen ſonſt Sonntags um die Kleider geknüpft hatte! Als Röſe und Marie das vom Fenſter aus geſehen, da kamen ſie weinend zu ihrer armen Mutter gelaufen, die bleich im Lehnſtuhl am Ofen ſaß, während der Vater ſich draußen mit den Franzoſen abplagen mußte.

An demſelben Tage, an dem dies geſchehen war, hockten die beiden wieder auf dem Fenſterbrett. Sie waren allein im Zimmer. Da ſahen ſie, wie ein paar Franzoſen in dem Konditorladen, der Rats gegenüberlag, ſich zu ſchaffen machten. Dieſer Konditorladen war den Mädchen von jeher als das Verlockendſte erſchienen, was es auf der Welt gab. Er gehörte einer alten Frau Ortelli, und die Mädchen ſchauten mit Spannung durch die Scheiben, was die lärmenden, ſchwadronierenden Franzoſen wohl vorhätten. Da ſahen ſie, und der Atem ſtockte ihnen, wie die Soldaten aus einem Kaſten die ſchönſten Figürchen, bunte Männerchen und allerhand farbiges Viehzeug, „haſt du nicht geſehen", mit vollen Fäuſten zur Türe hinauswarfen, dabei lachten und ſchrieen.

Daß ſo etwas überhaupt möglich ſei, hatten die Mädchen ſich nicht träumen laſſen. Ohne etwas darüber zu reden, ſprangen ſie beide wieder von ihrem Fenſterbrett; Röſe nahm ein blaugetupftes Tragkörbchen, das ihrer beider Eigentum war und hinter dem Ofen ſtand, und ſie liefen ſtumm und eilig einmütig miteinander die Treppe hinab und ſammelten unten die Zuckerfigürchen. Da war ſchon von den Herrlichkeiten manches von vorüberziehenden Soldaten und Pferden zerſtampft und zertreten worden, aber wie Röſe und Marie über dem Sammeln waren, half ihnen ein freundlicher Franzoſe, ein Soldat, dabei.

Sie hatten ſolche und andere ganz unglaubliche Dinge erlebt. Ein alter Koſak, der bei ihnen im Quartier lag, und dem dieſe Mädchen gut gefielen, wollte ihnen einmal einen Spaß machen und hatte ſie in ſeinem zweirädrigen Wagen, den er „Kibitka" nannte, mit über Land genommen; und das war eine Fahrt geweſen, die ſie ihr Lebtag nicht vergeſſen konnten. Das ging wie der Wind, wie der Blitz!

Der alte Koſak in ſeinem Pelzrocke hieb auf die Pferde ein, daß ſie nur ſo raſten, und daß die Funken ſprühten; — ſo fahren die Koſaken! — und der zweirädrige Wagen ſtieß und flog, und die Mädchen klammerten ſich an dem ſchmalen Holzſitze feſt, und der Atem verging ihnen, ſo ſchnitt ihnen der Wind bei der Schnelligkeit, mit der ſie fuhren, an den Geſichtern hin. Der alte Koſak lachte und ſagte immer: „Nix, nix!" und fuhr weiter und weiter, und die Bäume und Felder ſchwirrten nur ſo an ihnen vorüber, ſo ſchnell ging es, wie noch kein Menſch in Deutſchland je gefahren war. Und als der Koſak ſie endlich vor ihrem Hauſe abgeſetzt hatte, da zitterten ſie noch.

Dann einmal hatten ihre Brüder von einem anderen Koſaken ein Pferd um achtzehn Pfennige gekauft, das hatte der durſtige Kerl los werden wollen, da er es wegen Futtermangels doch nicht behalten konnte. Wie die Brüder aber das Pferd mit heimbrachten, da gab es Zank bei Rats, und die armen Buben mußten ihren Gaul mit ſchwerem Herzen wieder fortſchaffen. Aber ſo darunter und darüber ging es dazumal her, daß die Schuljungen für ein paar Pfennige zu einem Pferde kommen konnten, für ſo viel, wie ſie jetzt wohl für ein Dutzend Schußkugeln anwenden.

Mit dem Eſſen und Trinken hingegen war es ſchlimmer beſtellt, das nahm ihnen die Einquartierung vor der Naſe weg. — Es gab, wenn die Soldaten im Hauſe lagen und mit am Tiſche aßen, eine braune Mehlbrühe, in die waren Fleiſchſtücke und Brotſtücke hineingeſchnitten, die ſich einander an

Größe gleichkamen, aber es wurde damit wie folgt gehalten: die Fleiſchſtücke für die Soldaten, die Brotſtücke für Eltern und Kinder. — Das waren böſe Zeiten! Die Mutter hatte den Kopf voller Sorgen und hatte Not und immer Not, das Eſſen zu ſchaffen, und wußte nicht, wo ſie die Kleider hernehmen ſollte; denn mit dem Gelde ging es knapp zu. Sie konnte auch nicht immer nach den Kindern ſehen, wie ſie es ſonſt wohl getan hätte, und konnte nicht nachkommen, ob es mit ihnen in der Schule gut ſtände.

So war es geſchehen, daß die Mädchen ein bißchen wild aufwuchſen. Auch als die Zeiten wieder ruhiger wurden, blieben ſie noch immer ein paar rechte Rangen, ſchwänzten die Stunden, ſo oft es ſich tun ließ; wurden von dem Lehrer ihrer Faulheit wegen tüchtig abgeſtraft, machten ſich aber wenig daraus; ſpielten in einem Wäldchen, das das Schänzchen heißt und nahe bei der Stadt liegt, die luſtigſten Spiele mit allerlei Kindervolk; ſchrieen und lärmten und hatten nichts im Kopf, als wie ſie ihre Tage recht munter hinbringen könnten. In dem Wäldchen war es eine Luſt, wie ſie lebten. Da gab es Gruben und Höhlen, dichtes Buſchwerk und tauſend Verſtecke; dort hatten ſie ſich eingeniſtet und ſpielten Räuber nach Herzensluſt, hatten dort ihre Schlöſſer und Burgen. Da gab es Krieg und Verteidigung, es wurde gefangen genommen und befreit, und Röſe und Marie waren immer dabei. Eine Schande aber blieb es, wie wenig ſie lernten, und daß ſie ſich nicht die geringſte Sorge um ihre Faulheit machten.

Da wohnte in der Wünſchengaſſe eine Jüdin, welche die Kinder unter dem Namen die dicke Nanni kannten. Sie hieß Nanni Veit und war eine ältliche Perſon, die ſich um alles kümmerte, was die Nachbarn taten. Sie war im ganzen gutmütig, nur etwas neugierig und ſchwatzhaft und ſtand in dem Rufe, reich und geizig zu ſein. Die war auf die Ratsmädchen nicht gut zu ſprechen; denn ſie kannte auch Mariens

und Röſens Lehrer. Und als ſie wieder einmal eines ſchönen Tages ganz beſonders ihren Ärger über die Mädchen gehabt hatte, da war ſie zu der Frau Rat hinübergegangen. Die Frau Rat hatte die Jungfer in die gute Stube geführt, und Röſe und Marie, denen es aus guten Gründen gar nicht recht wohl ums Herz war, daß die dicke Nanni bei der Mutter ſaß, lauſchten an der Tür und ſtießen ſich gegenſeitig vom Schlüſſelloch weg. Was ſie aber erlauſchten, das waren ſchlimme Dinge.

Die dicke Nanni ſagte, nachdem ſie ihre Meinung über das Wetter ausgeſprochen und bemerkt hatte, daß den Fruchtknoſpen nach heuer wenig Obſt zu erwarten ſei, „ja, Frau Rat, das iſt nun ſo, und wenn Ihr es nicht übelnehmen wollt, da möchte ich Euch mit meines Herzens Meinung kommen. Da Ihr es nicht zu wiſſen ſcheint, daß Röſe und Marie die Schule ſchwänzen, ſo wäre es gut, dächte ich, wenn Ihr es wüßtet, und deshalb habe ich mich heraufgemacht. — Ihr ſtellt Euch das nicht ſo vor, aber der Lehrer weiß ſich nicht mehr zu helfen; da iſt kein Auskommen. Ich ſage Euch, Frau Rat“ — ſo ging es fort. Die Jungfer redete der guten Nachbarin zu, ein ſtrengeres Regiment zu führen. „Die Mädchen würden nun zu groß.“

Bald mußten Röſe und Marie vom Schlüſſelloch weghuſchen, denn der Vater kam die Treppe herauf und ſchritt ernſt und gemeſſen, wie es ſeine Art war, an den beiden vorüber, die ſich ganz harmlos an das Fenſter geſtellt hatten, und ging auch in das Zimmer hinein. Nun wagten ſie nicht wieder, zum Lauſchen an die Tür zu ſchleichen.

Sie gingen in ihr Kämmerchen, das eine Treppe höher lag, ſetzten ſich miteinander auf Röſens Bett und kamen überein, daß es die dicke Nanni unten durchaus nichts anginge, wie ſie es mit der Schule hielten, und daß es von ihr heimtückiſch wäre, ſie in eine ſo dumme Verlegenheit zu bringen. „So eine alte Klatſche!“ ſagte Röſe. Da hörten

ſie unten die Tür gehen, faßten ſich ein Herz und ſchlichen ſachte oben die Treppe herab, ſo weit nur, um zu hören, was es gäbe, ohne daß man ſie bemerken könnte. Und ſie hörten, wie die Mutter mit ihrer eigentümlich weichen Stimme ſagte, und jetzt klang die Stimme leiſe zitternd: „Ich danke Euch noch einmal, Jungfer Veit. Ihr meint es gut, und ich nehme es auch gut auf. Es ſind böſe Zeiten geweſen, und man hat noch ſchwer daran zu tragen. Ihr habt mir einen guten Rat mit der Concordia Loiſette gegeben, ich werde es mir überlegen."

„Was denn?" ſagte Röſe zu Marien. „Was wollen ſie denn mit der Jungfer Loiſette?" „Gar nichts!" flüſterte Marie und atmete tief auf. Noch nie war die Stimme der Mutter Röſen und Marien ſo zu Herzen gedrungen wie eben jetzt. Sie hatte geweint!

„Daran iſt die alte Nanni ſchuld!" dachte Marie und bog ſich etwas über das Geländer. Da hörte ſie, wie die Nanni ſagte, etwas ſchnarrend, wie es ihre Art war: „Da habe ich heute eine Eile, kaum daß ich mir den Weg zu Euch, Frau Rat, abſparen konnte; muß ich jetzt noch mit meiner Dorothee das Korn in die Mühle tragen, was denkt Ihr, und habe vorher noch die Wäſche zum Einſprengen zu bringen!"

„Geizdrache!" rief Marie leiſe hinunter.

Und die Mutter ſagte zu Nanni: „Ja, Jungfer Veiten, das ſolltet Ihr nicht tun, wozu haben denn die Müller die Ställe voll Eſel? Ihr ſolltet doch das Korn nicht ſelber tragen."

„J, ja, Frau Rat, wo es einen Groſchen zu ſparen gibt, da ſollte man es wohl tun." Das ſagte ſie ſo etwas anzüglich, wie es ihre Art war. Und Röſe und Marie hatten einen rechten Ärger auf ſie; ſie ſetzten ſich nebeneinander auf der Treppenſtufe zurecht und trauten ſich nicht, hinunterzugehen.

In Weimar gab es zu jener Zeit gar viele Mühlen. Da war die Burgmühle, die Federwiſchmühle, die Lottenmühle,

die Gaſſenmühle und noch manche andere. Damals kauften ſich die Leute nicht fertiges Mehl, ſondern ungemahlenes Korn, das die Bauern Markttags in die Stadt einfuhren, und jede Familie ließ ſich des Jahres ein paarmal ihr Korn in einer jener Mühlen mahlen und beſtellte ſich den Müllerknappen, daß er das Korn abhole. Der kam dann und lud den Kornſack auf ſeinen Eſel. Das war natürlich für die Kinder jedesmal ein Feſt.

„So ein Geizdrache!“ ſagte Röſe wieder. „Schleppt das Korn ſelbſt! Man ſollte ihr doch einmal einen Streich ſpielen und ihr alle Eſel über den Hals ſchicken.“

„Du biſt klug,“ meinte Marie, „das möchte ich ſehen, wie das anginge?“

„Wir beſtellen ſie,“ ſagte Röſe; „das ſoll keine Menſchenſeele verraten, daß wir ſie beſtellt haben.“

Da rückten die beiden Mädchen eng aneinander und flüſterten und ziſchelten und kniffen ſich vor Freude in die Finger. Eine wurde übermütiger als die andere, und es dauerte nicht lange, da ſchlichen ſie die Treppe hinab bis hinunter in den Hausflur und in dem Hausflur ſtießen ſie ſich vor lauter Unternehmungsluſt ein paarmal gegen die Türpfoſten; das war ſo ihre Art, ſich miteinander zu vergnügen. Darauf liefen ſie in beſter Laune die Gaſſe hinunter auf den Markt und hatten alle Not und Sorge vergeſſen. Dort trafen ſie einen Jungen, der ihr guter Freund war, den nahmen ſie mit und vertrauten ihm alles. Dann ſchickten ſie ihn in die Federwiſchmühle und warteten draußen vor der Tür und ließen ihn dem Müller ſagen: „Die Jungfer Veit in der Wünſchengatte will um ſechs Uhr mahlen laſſen, einſäckiges Korn, und der Eſel möchte kommen.“ Dann gingen ſie in die Lottenmühle, in die Burgmühle, und überall mußte der Junge dieſelbe Ausrichtung machen. Als ſie aber vor der Gaſſenmühle ſtanden, da ſagte der Junge, er wolle lieber nicht hineingehen, denn es hätte mit Budang neulich etwas geſetzt,

und da hätte er was abgekriegt. — Budang war der Sohn des Müllers, und der Müller hieß Loiſette; deſſen Vater war franzöſiſcher Mundkoch am Hofe geweſen. Der Sohn hieß Heinrich und wurde von Jungen und Mädchen Budang genannt; weshalb, das war nicht recht bekannt. Wahrſcheinlich hatten ſie ihm einen franzöſiſchen Namen geben wollen und kannten nur ein einziges Wort, das ihnen franzöſiſch vorkam, das war Pudding, das Gute, Süße, die Seltenheit, die mancher nur dem Namen nach kannte. So mochte wohl aus Pudding „Budang" unter ihnen entſtanden ſein, denn ſie ſprachen alle ſehr ſchlecht miteinander, geradeſo, wie es auf den weimariſchen Gaſſen noch heute Mode iſt.

Die Gaſſenmühle war ein wunderliches Haus, hatte den Giebel nach der Straße zu, die ſehr abſchüſſig iſt und der Bornberg heißt. In einen ganz kleinen, dunklen Hof führte ein ſchmales Pförtchen. Durch den Hof aber floß ein klarer Bach, der ein großes, düſteres Mühlrad trieb.

Die Gaſſenmühle hatte ein geheimnisvolles Ausſehen, und man glaubte, daß es darin ſpuke.

In der Mühle wohnte der Müller Loiſette mit ſeiner Schweſter Concordia und dem Sohne Heinrich, der auf der Gaſſe Budang genannt wurde. Der war ein hübſcher Junge und etwas älter als die Ratsmädel, ſehr zierlich, mit krauſem Haar und dunklen Augen. Er hatte ſich den Schulbuben und Mädchen gegenüber in Reſpekt geſetzt; wodurch, wußten ſie auch nicht recht, aber ſie hatten Reſpekt vor ihm. Er war ein vorzüglicher Schüler, ließ ſich nichts zu Schulden kommen und wußte, wenn es darauf ankam, eine tüchtige Fauſt zu führen, ſo daß manche von ihm ſchon etwas verſpürt hatten.

Er gehörte aber nicht zu dem Volke, das in dem Wäldchen ſein Weſen trieb.

Jetzt ſtanden alſo Röſe, Marie und der Junge vor der Mühle, und keines wagte ſich hinein. Da kam der Mühl-

knappe aus dem feuchten, kühlen Hofe und ſtellte ſich breitſpurig vor die Pforte, um eine Pfeife zu rauchen. Röſe trieb den Jungen an, ſeine Ausrichtung zu machen, ſo daß er wohl oder übel gehen mußte, um ſeinen Spruch dem Knappen zu ſagen.

„Die Jungfer Veit in der Wünſchengaſſe will mahlen laſſen, einſäckiges Korn, und Ihr möchtet ihr einen Eſel ſchicken, um ſechs."

„Jawohl," ſagte der Knappe, „heute um ſechs."

Da ſchaute aber Budang zum Fenſter heraus und guckte ein bißchen in die Luft und ſah, ganz ohne etwas zu denken, die Ratsmädel ſtehen, erkannte den Jungen, dem er etwas aufgeblitzt hatte, und nickte ihm zu, als wollte er ſagen: „Wir kennen uns ſchon."

„Das war dumm, daß Budang guckte", ſagte Marie. Und ſie gingen nun langſam in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, wieder zurück. Als ſie die Treppe hinaufſtiegen, rief die Mutter gerade nach ihnen, und ſie antworteten etwas kleinlaut. „Kommt gleich herauf und geht in die Stube", ſagte die Mutter. Sie hatte eine Schüſſel in der Hand und mochte wohl in der Küche noch zu tun haben. „Geht nur, ich komme gleich", ſagte ſie, als die Mädchen noch ſtanden und unentſchloſſen auf die Schüſſel blickten. Im Zimmer war niemand, und Röſe und Marie drückten ſich, etwas unbehaglich geſtimmt, am Fenſter herum. Röſe ſpielte mit dem Fingerhut der Mutter, ließ ihn auf dem Fenſterbrett hin und her rollen, bis er hinunterfiel, und Marie ſchnippte mit der Schere einen feſten, ſchönen Zwirnfaden in kleine Endchen. Es wurde ihnen mit der Zeit beklommen zumute. Da kam endlich die Mutter herein und ſagte: „Ich bin recht bekümmert euretwegen. Ihr ſeid doch ſchon große Mädchen und ſolltet verſtehen, daß es eurer Mutter manchmal ſauer wird, mit allem fertig zu werden; aber da müſſen mir fremde Leute

ſagen, was für faule, ungeratene Kinder ich habe. Ihr macht mir das Herz recht ſchwer."

Röſe und Marie, als wären ſie bis dahin blind geweſen, ſahen mit einem Male, wie ihre Mutter ſo blaß war, und wie ſich ſchon ein paar graue Fädchen durch ihr dichtes Haar zogen, und das bewegte ſie. Sie ſahen auch, daß ihre Augen rot geweint waren. Keine wagte, etwas zu erwidern, aber beiden klopfte das Herz, und ſie wünſchten in dieſem Augenblicke nichts weiter, als die Mutter möge nicht ſo traurig ausſehen. Lieber hätten ſie vom Vater einen gehörigen Sermon bekommen, der würde ihnen das Herz nicht ſo beſchwert haben wie die wenigen ruhigen Worte der Mutter, die dieſer ſo ganz aus der Seele kamen.

„Morgen", ſagte die Frau Rat, „werdet ihr zu der Jungfer Concordia Loiſette gehen, die wird euch Nähſtunden geben und zweimal in der Woche einen franzöſiſchen Unterricht. Ich ermahne euch zu nichts. Macht, was ihr wollt! denn wenn euch euer Herz nicht ſagt, was ihr von heute ab zu tun habt, iſt jede Rede unnütz." Damit ging die Mutter wieder an ihre Geſchäfte.

„So! Das meinte ſie vorhin auf dem Flur, wir ſollen zu den Loiſettens", ſagte Röſe und ſah Marie bedenklich an. „Das hat uns die Veiten gut eingebrockt." Da ſchlug die Wanduhr in der Stube halb ſechs, und beide ſahen vor ſich hin und ſchwiegen.

„Marie," ſagte Röſe kleinlaut, „in einer halben Stunde ſind die Eſel da." Wie ſie Marien anblickte, ſah ſie, daß dieſe eine erbärmliche Miene zog, und daß ihr eine Träne ſchon bis herunter an das runde Kinn gelaufen war. „Haſt du Angſt?" fragte Röſe mit etwas unſicherer Stimme.

„Ja!" ſagte Marie ſchwer bedrückt, denn es war ein böſes Zuſammentreffen, der Mutter bedeutungsvolle Mahnung, die Ausſicht, ſchon am nächſten Tag in der Gaſſenmühle

zu Jungfer Loiſette gehen zu müſſen, und der Unfug, den ſie gegen die Jüdin eingeleitet hatten. Wie bald konnten ſie nun erwarten, daß die Müller von allen Seiten der Stadt ſich in der Gaſſe vor dem Hauſe der Jungfer verſammeln würden, und daß es da Hallo gäbe, das war vorauszuſehen.

Röſe, die eine ruhigere Gemütsart als ihre Schweſter hatte und ſich nicht ſo leicht aus der Faſſung bringen ließ, ſagte: „Ach was! herauskommen wird es ſchon nicht, und was wird denn Großes dabei ſein, einmal einen ſolchen Drachen zu ärgern. Wir gehen jetzt gleich hinauf zu Corniceliuſens," das waren Beutlersleute, die der Jüdin gerade gegenüberwohnten, „und wenn es losgeht," fuhr die leichtſinnige Röſe fort, „dann laufen wir hinunter in die Torfahrt und gucken durch die Spalte." Sie machten ſich alſo ſchnell auf die Beine, um noch hinüber zu den Nachbarn zu kommen. Dieſe freuten ſich, als die Ratsmädchen bei ihnen eintraten, denn ſie ſtanden auf ſehr gutem Fuße miteinander, und der Beutlermeiſter ſagte zu ſeiner Frau: „Geh und hole doch von den Backpflaumen!"

Die Ratsmädchen waren ſchon oft ſo regaliert worden; aber heute konnten ſie ſich auch nicht zu einer einzigen entſchließen; denn vor lauter Aufregung und Angſt wurde ihnen das Schlucken ſchwer, und ſie betrachteten die guten Pflaumen, als wären es Kieſelſteine. Sie wagten nicht, an das Fenſter zu treten, und ſtellten ſich beide neben den Meiſter Cornicelius, der an einer Bauern-Lederhoſe arbeitete, mit ſeiner kurzen, feſten Nadel und dem blankgewichſten Faden ausholte und in das Leder einſtach, ſtetig und unaufhaltſam, als wäre er durch ein Uhrwerk aufgezogen und könnte erſt aufhören, wenn dies abgelaufen ſei.

„Ja, ja, ja!" ſagte der Beutler und ſchaute während ſeiner Arbeit mit einem freundlichen Blick zu den Mädchen auf, die neben ihm ſtanden und zuſahen. „Für wen wird denn die Lederhoſe?" fragte Röſe, die es für nötig fand, etwas zu reden.

„Die iſt auf Vorrat, Röschen", erwiderte der Beutler, ohne innezuhalten.

„Ja, was iſt denn das?" rief mit einem Male die Beutlersfrau und trat ans Fenſter. „Kinder, kommt ſchnell einmal her!" Den Ratsmädchen aber wurde es angſt und bange; da hatten ſie die Beſcherung. Unten vor der Tür der dicken Nanni waren die Müller mitſamt den Eſeln angelangt; die Jungfer war eben auch ſchon aus dem Hauſe getreten, und der Lärm ging los. Die Nachbarsleute riſſen die Fenſter auf, wer auf der Straße war, kam zugelaufen; es ſammelte ſich von allen Seiten, und Müller und Eſel waren bald eingeſchloſſen von neugierigen Gaffern, mitten unter ihnen die dicke Nanni. Sie hatte ein weißes Linnen über dem Arme hängen, und die große Haube ſaß ihr ſchief auf dem Ohre.

Die war in Rage; der Tauſend, das ging wie Semmelbacken! Da hatte, wer nur den Mund auftat, ohne daß er ausgeſprochen, ſeine Antwort und zwar eine doppelt geſalzene und gepfefferte. Die Meiſterin öffnete jetzt das Fenſter und drängte die Mädchen, damit ſie ja alles ſehen ſollten, ganz vorne hin. Der Meiſter machte ſich auch in die Höhe und ſtellte ſich mit eingeſtemmten Armen hinter die Frau. So waren die Ratsmädchen gefangen und mußten, ſie mochten wollen oder nicht, mit anſehen, was ſie angerichtet hatten. Sie hätten es ſich noch vor zwei Stunden nicht beſſer wünſchen können. Jetzt aber hätten ſie ſich am liebſten verkriechen mögen. Die Herzen waren ihnen ganz gehörig ſchwer; denn ſo einen Straßenlärm veranlaßt zu haben, das iſt keine Kleinigkeit. Aber ſoviel hörten ſie aus all dem Zank unten heraus, daß die Jüdin ſich von den Müllern ſelbſt zum beſten gehalten glaubte; ſie hatte kein gutes Gewiſſen gegen die Müller. Dieſe mochten noch ſo ſehr auf ihrem Rechte beſtehen, ſie hörte nicht darauf, ſondern, nachdem ſie ihrem Herzen Luft gemacht, ſtemmte ſie den linken Arm in die Seite, ſchaffte ſich, wie es ihre Art war, tüchtig Platz, verſchwand in ihrem Hauſe

und warf die Tür hinter ſich zu. Nun räſonnierten die Müller noch eine Weile untereinander, und erſt nach und nach wurde der Menſchenknäuel unter dem Fenſter lichter; die Müller mit den Eſeln zogen ab, und alles verlief ſich.

„Da geht auch Budang!“ ſagte Marie ſchüchtern zu Röſe.

„Ja!“ ſagte Röſe.

Als die Mädchen miteinander die Treppe hinuntergingen, um nach Hauſe zu laufen, da ſtand, als ſie aus der Tür traten, Budang da, trat auf ſie zu und ſagte: „Das ſeid ihr geweſen! Ich habe euch wohl geſehen! Jetzt hier am Fenſter und vorhin. Schämen ſolltet ihr euch!“ Jetzt trat er ihnen noch einen Schritt näher. „Wenn ihr Jungens wär't,“ ſagte er mit zorniger, leiſer Stimme, „da ſetzte es jetzt etwas; darauf könnt ihr euch verlaſſen!“

Damit ließ Budang ſie ſtehen. Er ſah nur noch, daß Marien die Tränen in den Augen ſtanden, und es auch Röſe ſchon um den Mund zuckte, aber was ging ihn das an.

Die Mädchen waren ſehr betroffen, es hätte ihnen gar nichts Schlimmeres paſſieren können, denn Budang ſtand hoch in ihrer Meinung, und ſie hatten nur immer ihren Ärger gehabt, daß er es nicht mit ihnen hielt. Sie waren ganz zerknirſcht von Budangs offenbarer Verachtung, wie er ſie gegen ſie gezeigt hatte.

In einem troſtloſen, reuevollen Zuſtande kamen ſie zu Hauſe an; der wurde ihnen ganz unerträglich, ſo daß ſie am liebſten laut geweint hätten, als bei Tiſche die Brüder von der Eſelgeſchichte erzählten und ihren Spaß daran hatten. Die Brüder bekamen aber von dem Vater einen ſtarken Verweis. Er wolle nicht, daß ſeine Söhne ſich an ſolchen Rüpeleien vergnügten, ſagte er, und ſo etwas von Scham und Ärger, wie die Mädchen jetzt fühlten, war noch nie in ihnen aufgeſtiegen. So früh es nur anging, ſchlichen ſie ſich hinauf in ihre Kammer. Den andern Tag ſollten ſie zur Jungfer Loiſette in die Mühle gehen und würden Budang begegnen; das ſtand ihnen mit

Entſetzen den ganzen Abend vor der Seele. Sie konnten darüber nicht zum Einſchlafen kommen, und Marie kroch vor lauter Angſt zu Röſen ins Bette, legte den Arm um die Schweſter, und ſo ſchliefen die beiden Schelme, als ſie trotz aller Sorge und Not gar zu müde wurden, ein und ſchliefen bis in den hellen Morgen.

Das war eine ſchwere Stunde, als ſie am anderen Tage nach der Veſperzeit, von der Mutter jede mit einer Näharbeit ausgerüſtet, zu der Jungfer Loiſette geſchickt wurden. Als ſie vor der Gaſſenmühle ſtanden und ſich nicht hineinwagten, hofften ſie von Minute zu Minute, daß etwas geſchehen würde, um ſie zu retten. Röſe hatte vor lauter Angſt und Scham grauſame Ideen, daß es ihr z. B. recht geweſen, wenn die Mühle mitſamt der Jungfer und Budang ſo vor ihnen in die Erde hineingerutſcht wäre. — Aber was half's; ſie mußten ſich entſchließen. Zaghaft gingen ſie durch das kleine Höfchen. Über das mächtige Rad rauſchte der kalte, klare Mühlbach, und ſie hörten das Mahlwerk klopfen und hämmern. Als ſie in die Mühle traten, fühlten ſie, wie die Dielen leiſe zitterten, denn alle Räder waren in Arbeit, und aus dem Mehlraum drang es wie feiner Staub, und das ganze Haus roch kräftig nach friſchem, trockenem Mehl. Alles war rein und ſauber, die Treppen ſchneeweiß, und die Mehl- und Kornſäcke lagen rings an den Wänden in Reih und Glied aufgerichtet. Mit klopfendem Herzen ſtiegen ſie die blanke Treppe zum erſten Stock hinauf, wo die Müllersleute wohnten. Röſe faßte Mut und klopfte. „Herein!" rief es. Röſe öffnete, und ſie traten beide in eine große, niedere Stube. Da kam ihnen die Mamſell Concordia Loiſette entgegen; ſie war ein feines Perſönchen, ſehr klein und ſchmächtig. Röſe war faſt ſchon größer als ſie. Die Mamſell Concordia hatte ein friſches Geſicht und lebhafte graue Augen.

„Nun, da kommt ihr," ſagte ſie, „da wollen wir einmal ſehen, wie es um eure Näherei ſteht!" Die Ratsmädchen aber

achteten kaum auf das, was die Mamſell ſagte, denn in der großen Stube am Ofen ſaß Budang an einem Tiſchchen und drehte ihnen den Rücken zu. Er nahm keinerlei Notiz von ihrem Eintreten.

Die Jungfer Concordia ſah ſich die beiden Ratsmädchen, die demütig und geduckt nebeneinander ſtanden, lächelnd an und ſagte, indem ſie ſich an Röſe wendete: „Nun, wie iſt es denn gekommen, daß ſie euch ſo Hals über Kopf hierher geſchickt haben? Ihr habt es wohl ein bißchen arg getrieben?"

Da wurden die beiden rot bis hinter die Ohren und erwiderten nichts. Concordia hatte ſie in einem ſcherzenden, luſtigen Tone gefragt, der ihnen gut gefiel, und ſie bekamen gleich eine gute Meinung von der Jungfer.

Concordia deckte den Tiſch und ſetzte hübſche, bunte Taſſen darauf, die große Kaffeekanne und ein Stück ſelbſtgebackenen Kuchen.

„Das iſt zum Schulanfang", ſagte ſie.

Daß es ſo zugehen könne, hatten die beiden armen Sünderlein ſich nicht vorgeſtellt. Dann nahm Concordia noch ein Glas mit drei friſchen Roſen, das im Fenſter ſtand, und ſetzte es neben den Kuchen auf das weiße Tuch.

Den Mädchen wurde es ganz feierlich zumute.

Alle nahmen ihre Stühle, auch Budang, und ſetzten ſich um den Tiſch. Als die Jungfer eben eingießen wollte, da fiel eine von den drei Roſen aus. Sie hatte daran geſtoßen, und die ſchönen roſa Blättchen lagen auf dem weißen Linnen. Die Jungfer nahm ein paar davon und ſtreute ſie in Röſens und Mariens Taſſen, tat ein Stückchen Zucker dazu, goß Milch darauf und ſagte: „Das iſt etwas ſehr Gutes, dergleichen bekommt man nicht alle Tage. Nehmt ihr auch ein Tröpfchen Kaffee dazu?" Da nickten die beiden, und es gefiel ihnen trotz der Verlegenheit, in der ſie ſich befanden, außerordentlich.

Als Budang ſah, daß ſeine liebe Tante Concordia ſo ſehr freundlich mit den Mädchen war, ſtimmte ihn das gegen die Rangen auch milder, und er rückte ihnen die Kuchenſchüſſel hin. Da ſahen ſie ihn bedenklich an und wurden rot. Sie trauten ihm nicht recht. Die Jungfer aber, der dieſe Feier unverſehens zu groß geworden war, ſagte: „Eure Lehrer ſollen ja recht unzufrieden mit euch ſein. Die Jungfer Veit ſagte mir, daß ihr die Schule ſchwänzt und am faulſten von allen ſeid —? Iſt das wahr?“

Da nickte Marie, und der gute Biſſen blieb ihr im Munde ſtecken. „Nun, ich will euch einmal etwas ſagen,“ begann die Jungfer nach einer Weile und hatte eine Stimme, ſo hell, wie ein Glöckchen, „das geht nicht mehr, daß ihr ſo faul ſeid; denn ſehr bald werdet ihr ganz große Mädchen. Zeigt doch dem Heinrich manchmal eure Arbeiten; der weiß, ob ſie ſchlecht ſind oder gut. — Nicht, Heinrich?“ wendete ſie ſich an ihn. „Das tätest du? Du ſiehſt den beiden ihre Sachen manchmal nach?“ Da fühlte Heinrich ſich geehrt und ſagte: „Ja“, machte aber eine kühle und gleichgültige Miene dazu.

Nun ſaßen ſie mit der Lehrmeiſterin über der Arbeit, und Budang war hinausgegangen, und ſie hatten allerlei verfängliche Fragen betreffs des franzöſiſchen Unterrichts, den ſie bei der Jungfer beginnen ſollten, zu beſtehen. Als die Stunde zu Ende war und ſie die Treppe hinuntergingen, da rief ihnen die Jungfer Concordia nach: „Geht nur, und laßt euch von Heinrich ſein Marmottchen zeigen; er wartet unten im Eſelſtalle.“

Richtig, da ſtand Budang und ſagte ziemlich mürriſch: „Kommt nur herein, da iſt etwas!“ Schüchtern folgten ihm die Mädchen. Das war eine Herrlichkeit in dem Eſelſtalle. Sechs Eſel und ein kleines Eſelchen mit einem lockigen, dicken Kopf, das ihnen über alle Maßen verrückt und fidel entgegenſprang. — Was war doch der Budang für ein glücklicher Junge!

„Da seht die Esel", sagte er etwas spitzig und sah die Mädchen leicht spöttisch von der Seite an.

„Budang," begann Röse und nahm sich zusammen, „wir waren's."

Budang antwortete nichts. Das war den Ratsmädchen eigentlich sehr rätselhaft und etwas unheimlich. Aber er zeigte ihnen einen lebenden Hamster, den er im Eselstall in einer Kiste hatte und den er das „Marmottchen" nannte, und sagte ihnen, das sei ein französischer Name und hieße auf deutsch das „Murmeltier". Er ließ sich das Hamsterchen in den Ärmel kriechen, aber er erlaubte nicht, daß Marie und Röse das Tier anfaßten, und alle drei machten im Eselstalle miteinander ab, daß Röse und Marie den nächsten Aufsatz mit Budang zusammen arbeiten wollten, und bestimmten die Stunde dazu. Und wirklich half ihnen Budang so treulich dabei, daß Röse, die nebenbei gesagt, eine miserable Schrift hatte, vom Lehrer darunter gesetzt bekam: „Gut gedacht, aber schlecht geschrieben." Das war ihr nicht ganz angenehm, denn sie mußte Budang die Unterschrift zeigen. Budang lachte aber darüber.

So saßen die drei, des Müllers Heinrich und die Ratsmädchen, wie es sich gerade traf, oben bei Rats im Dachstübchen oder in der großen Stube bei der Jungfer Loisette miteinander und arbeiteten. Das ging anders wie früher, wo den Mädchen die Schule und alles, was damit zusammenhing, ein rechtes Ärgernis war. Budang hatte eine außerordentliche Lust zum Arbeiten, es ging ihm leicht von der Hand, und es machte Rösen und Marien den Eindruck, als vergnüge er sich damit. Nie war er schlechter Laune dabei und immer eigentümlich liebenswürdig. Die Ratsmädchen waren über diese Erfahrung erstaunt und sahen in Budang eine Merkwürdigkeit, von der sie nicht recht wußten, was sie davon halten sollten.

Einmal, als die Mädchen mit Budang über dem Arbeiten

ſaßen, betrachtete ſich Röſe den Freund, der ſich mit ſeinem Lockenkopf über das Buch gebeugt hatte, ernſthaft und kaute an der Feder. Budang ſaß ihr gegenüber, da fuhr ſie mit ihrem Finger leiſe in ſein dickes, blondes Haar, ſo daß er mitten in ſeinem Eifer aufblickte. „Budang," ſagte ſie noch immer nachdenklich, „du willſt wohl ſo ein großes Tier werden, wie wir hier ſo viele haben?" Damit meinte Röſe, die ſich mit Vorliebe ſchlecht auszudrücken pflegte, die weltberühmten Dichter, von denen ich im Anfang erzählt habe, und die zu jener Zeit in der Stadt wohnten. Budang verſtand ſie, denn er war an derlei Redensarten von ihr gewöhnt und ſagte ernſthaft: „Ja, wer das könnte! — So dumm zu fragen. Du fragſt doch manchmal wirklich dumm. — Ich werde Arzt!" fügte er hinzu; und er wurde es ſpäter auch. „So!" ſagten die Mädchen, und wieder einmal erſchien ihnen der Freund in einem anderen Lichte und außerordentlich verſtändig, daß er ſchon mit aller Ernſthaftigkeit vorſorgte und über Dinge beſtimmt hatte, die ihn heute und auch morgen noch nichts angingen.

Budang war den Mädchen ein guter Lehrmeiſter, denn da er kaum älter war als ſie, trat ihnen ſein Ernſt, ſeine Güte, ſein heiterer Fleiß recht nahe, und es kam ihnen vor, als wenn ſich dieſe Dinge gut mit ihren Jahren vertrügen, denn bis jetzt hatten ſie gemeint, mit ernſter Arbeit und was damit zuſammenhängt, habe es bei ihnen noch völlig Zeit. Von Budang hatten ſie, ohne daß ſie es recht wußten, mehr gelernt, als ihr lebelang vorher, und ſie waren jetzt bald daran, aus zwei wilden, faulen Nichtsnutzen ein Paar allerliebſter Mädchen zu werden.

So ging der Sommer hin.

Anfang Auguſt wurde in Weimar, wie wohl auch anderwärts, ein Volksfeſt gefeiert, das Schützenfeſt. Auf einer Wieſe vor der Stadt, da waren Schaubuden errichtet, und in jeder war etwas Merkwürdiges und Närriſches zu ſehen.

Digitized by Google

Schon wochenlang vorher hatten die Herrlichkeiten, die es zu betrachten geben würde, die Gedanken der Ratsmädchen beschäftigt. Als endlich der Tag herankam, da holten sie die frisch gewaschenen weißen Kleider aus dem Schrank, die Mutter half ihnen bei dem Anziehen, und statt ihrer schwarzen Lederschuhe setzte sie ihnen grüne nagelneue Stiefelchen auf den Tisch und flocht ihnen in die langen Zöpfe grüne seidene Bänder.

So aufgeputzt stolzierten sie miteinander über den Markt, zunächst der Gassenmühle zu, mit der sie sich längst ausgesöhnt hatten. Budang guckte schon zum Fenster heraus und rief ihnen entgegen: „Kommt rasch herauf zur Tante Concordia, rasch! — Und ihr habt ja grüne Bänder und habt auch grüne Schuhe!" Da lachten die beiden über das ganze Gesicht, denn sie wußten gar wohl, weshalb die gute Mutter sie mit dem schönen Schuhwerk überrascht hatte. Es war ihnen sehr wohl und fröhlich ums Herz, und sie sprangen die Treppe hinauf. Oben stand Concordia und hielt zwei Kränze in die Höhe, die waren prächtig voll gebunden aus schönen rosa Malven.

Da rief Röse auf den ersten Blick: „Die Malven hat der Budang stibitzt! Ich weiß auch, wo er sie her hat. Über Goethes Garten, da stehen welche."

„Dummes Zeug!" sagte Jungfer Concordia. — Aber ich glaube beinahe, es war etwas Wahres daran, denn der Budang guckte so schlau. — Die Jungfer führte sie vor den Spiegel, drückte ihnen die Kränze fest in die Stirne und sagte mit ihrer glockenhellen Stimme: „Ihr seid doch prächtige Mädel, ihr Ratsmädchen, und nun macht, daß ihr auf das Schützenfest kommt!"

Auf der Vogelwiese war ein Gedränge, es schnurrte, lärmte und schrie von allen Seiten und schon von weitem. Wie sie mit Budang die breite Allee hinaufgingen und noch nicht recht wußten, wo sie ihren Groschen anbringen sollten, da sahen sie zwei Männer kommen: der eine, klein und untersetzt, auf der Brust einen prächtigen Stern, der andere von mächtiger

Geſtalt, ſtattlich im langen blauen Gehrock. Und alles machte den Männern ehrerbietig Platz. Budang und die Ratsmädchen wußten gar wohl, wer ihnen da entgegenkam. Der kleine war Karl Auguſt, der gute und weiſe Fürſt, Großherzog von Weimar; der andere Goethe, der Dichter. Budang zog die Mütze und ſagte: „Da kommen ſie!“

Und da waren ſie auch ſchon ganz nahe, und die Mädchen ſtanden und knickſten, und Budang wußte nicht, was für ein Geſicht er machen ſollte, als Karl Auguſt Röſe und Marie an die Hand faßte und ſagte: „Ei, da ſeid ihr ja auch, ihr Mädchen. Kommt einmal mit! Und du kannſt auch mitkommen!“ wendete er ſich an Budang, dem das Blut zu Geſichte ſtieg. Am Wege unter den Bäumen ſtand die kleine grüne Jagddroſchke von Karl Auguſt, die jedermann kannte. Der Großherzog rief den Kutſcher und ließ die Kinder hineinſetzen, hob ſelbſt die zierliche Röſe in den Wagen und nickte ihr zu. „Nun zu!“ rief er! „Nun fahr' Er die Bälge einmal tüchtig in die Runde und ſchaffe Er ſie wieder hierher!“ Ganz ſo ſagte er und nicht anders. Jetzt fuhren die dreie in der berühmten Droſchke über die Vogelwieſe und waren gar zufrieden mit ſich und aller Welt; und die Mädchen freuten ſich, daß Budang mit ihnen war; denn ſie hatten ihn lieb und wußten, daß er es gut mit ihnen meinte. Und alle dreie hielten ſich an den Händen, ſo halb aus Freude und halb, weil es ſie verlegen machte, mitten durch die vielen Leute zu fahren, und ſie ſaßen geputzt nebeneinander, und die Sonne ſchien, und alle ſchauten ihnen nach. Das war ein herrlicher Tag.

Die dreie aber blieben in guter Freundſchaft ihr lebelang und gedachten der glücklichen Jugend, als ſie miteinander alt geworden waren.

Und das alles hat mir meine Großmutter erzählt, und da iſt kein Wort hinzugeſetzt. Sie hat das alles miterlebt, denn das Ratsmädel, die Röſe, iſt mein liebes, gutes Großmütterchen.

Es geſchehen Dinge, über die man ſich in unſern Tagen verwundern würde

Das war eine ſchöne, urwüchſige Zeit, in der man zu Weimar lebte. Von allen vier Windſeiten ging Friſche, die ganz Deutſchland durchwehte, auch über das kleine Neſt.

Es war kurze Zeit nach der Beendigung des Freiheitskrieges, kurze Zeit nach des großen Napoleons Sturz, und die Befriedigung, etwas erreicht und errungen zu haben, lag wie eine gute, geſunde Luft, die jeder zu ſeinem Wohl, zur Stärkung ſeiner Menſchenwürde und Kraft einatmen konnte, über den Landen ausgebreitet. Den Gemütern, die jahrelang unter Druck und Not gelitten, die um ihr Hab und Gut und ihre Sicherheit ſich geängſtigt hatten, war in dieſer Zeit, von der ich rede, auch der Rauſch des Befreitſeins und der Begeiſterung geſchwunden und hatte ſich in das Gefühl einer allgemeinen Geneſung umgewandelt. Und welche Friſche, welche Hoffnungskraft erhebt ſich in einem Menſchen, der nach langer Trübſal, nach ſchwerem Drucke geſundend aufatmet! Und ein ganzes Volk, das zu Leben wieder erwacht, welcher Reichtum, welche Überfülle an Freude, an Heiterkeit, an Leichtſinn entfaltet ſich da!

Der Ausdruck von Elend, von Aufruhr, der einſtimmig aus den Völkern ſich erhebt, iſt die gewaltige Sprache, die das Menſchengeſchlecht mit dem Schickſale ſpricht. Kein Donner der Elemente iſt ſo großartig drohend, wie die einige Stimme des murrenden und in Elend geſunkenen Volkes. Und kein Ausdruck der Freude iſt ſo mächtig, ſo herzerquickend, wie das Aufleben des zu neuem Behagen erwachenden Volkes.

Kein Sonnentag gleicht der heiteren, lebendigen Ruhe, die

nach Angſt und Kampf über Dörfern und Städtchen liegt; das Unbedeutendſte iſt in ſolcher Zeit Träger und Verkünder einer großen Errungenſchaft.

Jede frohe Szene zeigt uns das Gedeihen von Generationen, zeigt uns, daß die alte, bewährte, auf hohe Ziele deutende Kraft des Menſchengeſchlechts wieder ſiegreich durchgedrungen iſt.

In der kleinen Stadt Weimar aber hatte dieſe Kraft gerade in den Jahren der Bedrängnis ihre höchſte Offenbarung gegeben; ungeſtört von den tiefgreifenden Unruhen ihrer Nation, lebten in den Mauern des Städtchens die hervorragenden Menſchen, die durch ihr Leben und ihr Wirken verkündeten, daß die Sterblichen Schöpfermacht in ſich tragen, daß ſie dem, was wir göttlich nennen, verwandt ſind.

Aber nicht jene Großen ſind es, von denen ich erzählen will, ſondern denen wende ich mich von neuem zu, die, während die Gewaltigen für Ewigkeit und Ruhm lebten, unſcheinbar ſich ihres unſcheinbaren Daſeins freuten; denen neige ich mich zu, die vergeſſen ſind; denen, deren Lieblichkeit, Hoffen und Träumen wie Blütenregen niederſank, im Niederfallen ſchon vergehend. Die beiden „Ratsmädel" ſind es, die Röſe und Marie, mit den dicken Zöpfen, die aus jener vergangenen Zeit wieder auftauchen ſollen, die beiden ſchelmiſchen Kinder, die in den Kriegsunruhen aufgewachſen ſind, die in ihrer Kindheit, in der Wünſchengaſſe, vor ihrem Hauſe die Franzoſen haben kampieren ſehen, die mit dem Koſaken, der bei ihnen im Quartier lag, in ſeiner Kibitka über die guten deutſchen Felder in Weimars Umgebung geflogen, geſauſt und geraſſelt ſind, denen die Plünderung des Städtchens zu allerlei merkwürdigen Erlebniſſen verhalf — die beiden Mädchen, die in der unruhigen, ſorgenvollen Zeit eine überſchwänglich luſtige, freie Kindheit erlebt hatten, die das Glück genoſſen, weniger, als es in ruhigeren Jahren der Fall geweſen wäre, erzogen, beobachtet und gebildet worden zu ſein.

Zu welch einer fröhlichen, geſegneten Generation gehörten

die beiden Ratsmädel, die mit ihren Kameraden und Kameradinnen ein ſorgenloſes, unbedrücktes Leben führten!

In aller Harmloſigkeit ſchwänzten ſie die Schule und trieben ihren Schabernack, wie wir wiſſen, mit Nachbarn und Nachbarinnen.

Wie bedrückt nnd unfrei erſcheint die Jugend in unſeren Tagen, der das Harmloſeſte als Vergehen, jeder Freiheitsdrang, der ſie einmal von ihrem ehrbaren Wege ablenkt, als ſchwer ſtrafbar gekennzeichnet wird.

O, du arme hentige Jugend! Ahnteſt du, welchen Reichtum „Jugend" im Anfange jenes Jahrhunderts umſchloß, welchen Überſchwall von Leben! Du könnteſt dich bitter beklagen, gekränkt und betrogen würdeſt dn dir erſcheinen, von Anfang an gealtert, in Pflichten eingezwängt! Welchen trübſeligen Eindruck würden deine kärglichen Freiheitsſtunden dir geben, die man klug und berechnend wie eine Medizin, nach Überanſtrengung dir zugemeſſen hat, wenn du vergleichen könnteſt! Wenn du wüßteſt, was ich weiß!

Ja, ein unbefangenes, menſchenfreundliches Auge findet, trotz aller weiſen, ſachgemäßen Widerlegung, daß es dir, o Jugend, übel in unſeren Tagen ergeht!

Doch auf und nieder bewegen ſich die Ereigniſſe auf Erden, und es kommt eine Zeit, wo die Jugend wieder aufatmen kann.

So ruhig und bedächtig geht es nicht fort, wie jetzt.

Aus Bewegung, aus Kampf, aus Beſorgnis der Erwachſenen, der Alten, werden ihr wieder unbeaufſichtigte, berückende Freiheitsſtunden entſtehen, — aber wann?

Röſe und Marie waren, wie wir durch ihre Abenteuer und Erlebniſſe erfahren haben, noch zur rechten Zeit in die Hände der Jungfer Concordia geraten und zu der Freundſchaft von deren Neffen, des guten, vortrefflichen Budang gekommen, ehe alle Ausſicht, noch etwas zu lernen, um ein paar

tüchtige Mädchen zu werden, bei ihnen verloren war. Ihr Budang hatte ihnen treulich geholfen, daß ſie mit Ach und Krach bis zu einer höheren Klaſſe ihrer Schule gekommen waren. Was für ein guter, prächtiger Junge war doch dieſer Budang! Seit die beiden Mädchen ihn kennen gelernt hatten, ſchien für ſie geſorgt.

Sie arbeiteten unter ſeiner Leitung, machten mit ihm und ſeinen Freunden Streifzüge in die Umgegend. Die Mutter unſerer beiden, die Frau Rat, konnte ruhig ihre Rangen dem ihr als ausgezeichnet bekannten Neffen der Jungfer Concordia überlaſſen.

Sie hatte damals mit Bedacht Concordia als Lehrerin ihrer Kinder ausgewählt und freute ſich, wie heimiſch Röſe und Marie in der Gaſſenmühle geworden waren.

Im Winter wurde bei Rats eine einzige Stube geheizt. In der ſtand der Arbeitstiſch des Vaters, in der ſaßen die Mutter, die Brüder und die beiden Ratsmädel. — Alle Geduld miteinander übend, alle auf den Vater Rückſicht nehmend, alle ſo ſtill und beſonnen wie möglich.

Die Ratskinder waren an dieſe bedachtſamen Winterſtunden gewöhnt, die ihre ſtarken Lebensgeiſter zu dem außerordentlichſten, reſpektvollen Schweigen herabdrückten.

Die Brüder arbeiteten während dieſer Zeit. Man hörte das Kritzeln der Federn von Vater und Söhnen. Die Mutter und die Mädchen waren mit Näharbeiten beſchäftigt.

Ein Flüſtern, von dem Marie und Röſe einen ausgedehnten Gebrauch machten, war geſtattet.

Die beiden hatten ſich unausgeſetzt zu erzählen, trotzdem ſie alles und jedes miteinander erlebten, oder gerade deswegen. Sie hatten jede ihre verſchiedenen Auffaſſungen von den Dingen, die ſie tagsüber aufſtöberten; denn, gottlob, die würdigen Stunden im Familienzimmer währten nicht lange, der Vater hatte durch ſein Bürgermeiſteramt

viel außer dem Hauſe zu tun, und eine feſte Regel war, um fünf Uhr etwa wurde Schicht gemacht; da drehte er den Schlüſſel an ſeiner Schreibtiſchklappe um.

Mit dieſem Tone ſtrömten die Lebensgeiſter zurück in die Gemüter.

Die Augen leuchteten, Röſe und Marie legten ihre Näharbeit beiſeite, brachten dem Vater übereifrig den Pelz und Hut, denn der Bürgermeiſter machte jetzt ſeinen ihm zuträglichen Gang um die Stadt, um dann mit ſeinem alten Freunde, dem Kupferſtecher Müller, im „Elefanten" ſein behagliches Stündchen zu verſchmauchen.

Kaum aber war er zur Tür hinaus, ſo langten Röſe und Marie hinter den großen Ofen; da hatten ſie einen Stock, an dem ein weißes Tuch wie ein Fähnlein befeſtigt war, den ſteckten ſie zum Fenſter hinaus. Das geſchah Abend für Abend und mochte ſeinen guten Grund haben.

Denn nicht lange währte es, da hörten die lauſchenden Mädchen von ferne einen munteren, rhythmiſchen Pfiff, ſo energiſch, ſo luſtig, ſo voller Leben.

Es war eine charaktervolle Art zu pfeifen und immer gleichbleibend, nie mit einem Tone von der gewohnten Art abweichend. Mit dieſem Pfiffe kündigte ſich Budang an, der treue Kamerad.

Vorſichtig und freundlich ſteckte Budang, wenn das Signal gegeben war, den blonden Ruſchelkopf zur Türe hinein, um ſich erſt zu überzeugen, ob das Feld auch rein ſei, das heißt, ob der Herr Rat auch wirklich nicht mehr an ſeinem Arbeitstiſche ſitze.

„Nun komm nur", rief ihm dann die Mutter entgegen, und die Mädchen ſtanden ſchon bereit, ihn zu empfangen. Darauf machte Budang, ehe er noch eintrat, ein Zeichen nach der Treppe zu, und zwei ſeiner Kameraden, die auf einer der oberen Stufen auf ſeinen Wink lauerten, traten mit ihm ein.

Der eine war Franz Horny, ein bildschöner Junge von siebzehn Jahren. Er wohnte an der Ecke der Wünschengasse und war von jeher ein guter Freund der Ratsmädel gewesen, bei denen er auch in Achtung stand. Sie hielten beide viel von seiner Fertigkeit im Zeichnen, hatten darin auch nicht unrecht und bewiesen Geschmack; denn Franz Horny bildete sich in der Folge zu einem guten Künstler aus, der in Amalfi in bester Jugend starb. Sein Bild hängt sonderbarerweise dort in einer Kapelle und wird als Heiligtum verehrt. Es mag aus Zufall dahin gekommen sein oder durch irgendein wunderliches Geschick.

Man erzählt sich, daß der schöne, liebenswürdige Künstler in dem Orte, in dem er gestorben, eine abgöttische Verehrung von der Bevölkerung erfahren habe. Er soll ein merkwürdiger und einnehmender Mensch gewesen sein, dessen Schönheit und Talent auffallend waren. Dies habe ich von Friedrich Preller, dem Maler der Odyssee und dem Jugendfreunde Hornys. Zu der Zeit, als er mit seinen Kameraden die Winterabende bei den Ratsmädchen sich vergnügte, war er ein träumerischer, sanfter Junge, der von allen gern gesehen wurde.

Der zweite Gefährte, den Budang mitbrachte, war Schillers jüngster Sohn Ernst, frisch im Aussehen und Wesen, der seine freie Zeit gar zu gern in Rats behaglichem Familienzimmer verbrachte. Das erste, nachdem die Begrüßung vorüber, war, daß Budang sich zu seinen Gefährten wendete, die sogleich mit den Mädchen in ein lustiges Plaudern kommen wollten, und sagte, „Erst müssen sie zeigen, daß sie mit ihren Arbeiten fertig geworden sind."

Budang war seiner, von Jungfer Concordia erhaltenen Aufgabe, die Mädchen zu überwachen, treu geblieben. Röse und Marie mußten ihm ihre Arbeiten bringen. Sie taten es auch, wie etwas, was sich von selbst versteht, mit allem Ernste.

Nun setzte er sich, nahm die Hefte vor, und war etwas

nach seiner Meinung gar zu unmöglich geraten, so mußten sich die beiden Faulpelze daran machen und unter seiner und Ernst von Schillers Leitung die Sache noch einmal schreiben.

Unangenehm war es für alle Teile, wenn sie ihr Pensum, wie die Arbeiten der Ratsmädel gelehrt benannt wurden, schlecht gelernt hatten. Da gab es ein äußerst langweiliges Überhören ohne Ende, ehe man an die beliebte Abendunterhaltung kam, und die Mädchen wurden von Budang hart angelassen. In einer Ecke mühte sich Ernst von Schiller abwechselnd mit Budang an Röse ab, die das Auswendiglernen so schwer zustande brachte, daß es ein Skandal war, wie Röses Freunde sich über diesen Mangel ausdrückten.

Für Marie, deren Gedächtnis vorteilhafter ausgestattet sein mochte, genügte einfache Hilfe. Sie war ein für allemal Franz Horny zugewiesen, der sich seinem Amte mit Geduld und Bewunderung für das schöne Geschöpf unterzog.

Die Ratsmädel glichen zwei Knospen von lebensvollster Frische und Kraft. An ihnen mochte nichts Angekränkeltes sein, nichts, was nicht ebenmäßig sich entfaltet hatte, und nichts, was nicht auf eine noch viel lieblichere Vollendung hindeutete. Sie schienen mehr zu sein, als man gewöhnlich unter jugendfrisch versteht. Sie waren urwüchsig, eigenartig und harmlos, wie es junge, von Menschen unbehelligte Tiere sind.

Und unbehelligt waren sie, von aller Welt gern gesehen, die Freude der Wünschengasse; wer blickte ihnen nicht nach, wenn sie mit ihren langen, schweren Zöpfen, die noch vor kurzem so manchem Gassenbuben um die Ohren gesaust waren, die Straße hinabgingen? Sie bildeten den Stolz der Untergebenen ihres Vaters, „die Ratsmädel", denen man allen Respekt erzeigen mußte.

Ja, ihr Ruf war bis ins Schloß gedrungen, wie wir wissen. Überall aber fühlten sie sich gleich wohl, gleich sicher, ob auf den Gassen, ob im Schloß, ob unter den würdigen Bekann-

ten ihres Vaters oder unter ihren guten Freunden, und ſteckten bis über den Kopf in Wohlbehagen. Die urgeſunden Geſchöpfe! Wer aber hatte auch ſolche Freunde, wie unſere beiden?

Hatten ſie die unumgängliche Überhörungsſtunde, den Anfang der ſchönen Winterabende, hinter ſich, und blickten Budangs Augen unter den dicken blonden Locken nicht mehr ſo ſtrenge auf Beantwortung ſeiner Fragen dringend, die den beiden oft ſauer genug wurden, dann begannen die behaglichen, unvergeßlichen Stunden. Was aber taten, was unternahmen ſie an ſolch einem Abend? Sie ſpielten Lotto. Sie ſaßen eng aneinander gedrängt, die Mutter, die Brüder, die Mädchen, die Freunde und ſpielten Lotto um Pfeffernüſſe vom Konditor Ortelli, den die Franzoſen damals ausgeplündert hatten; aber mit welchem Eifer wurde geſpielt, mit welchem Feuer! und wie wurde gelacht! Worüber ſie wohl lachten? Über unſchuldige Scherze, über eine Anekdote aus dem Leben der drei braven Jungen, über einen Ausſpruch Röſens, die groß war in trocknen, vielſagenden Bemerkungen; darüber, daß Budang eine Locke über das Auge gefallen war, und er gerade durch den Ringel blickte. Dergleichen konnte Röſe und Marie außer Rand und Band vor Lachen bringen, ſo daß die Mutter ſie manchmal ermahnte, ja, ſie aus dem Zimmer ſteckte, damit ſie ſich draußen in der Dunkelheit und Kälte einmal erſt wieder auf ſich ſelbſt beſinnen ſollten. Sie kamen dann jedesmal in unverminderter Heiterkeit wieder herein und immer mit einer guten Idee, die ihnen wahrſcheinlich bei der Abkühlung gekommen war.

Sie ſchlugen eine Verkleidung vor, einen Tanz. Sie kamen mit der Bitte zurück, die Freunde und Brüder ſollten ſie im Stuhlſchlitten fahren.

Durch ſolch einen lebensvollen Vorſchlag entſtanden die ſchönſten Stunden. Er ſchien ſo ganz aus dem Herzen zu kommen, aus dem innerſten Verlangen heraus, und wie er von

Herzen kam, ſo ging er zu Herzen, ſo wurde er ausgeführt; ſo wurde er auch von der Mutter geſtattet, die eine liebevolle Frau war und wohl wiſſen mochte, wie göttlich, wie unwiederbringlich, wie leicht hinſchwindend die Jugend iſt.

So haben die Ratsmädel herrliche Winterfahrten gemacht, bei Sonnenuntergang, bei Mondſchein; jede in einem Stuhlſchlitten, Bruder und Freunde hinter ſich, die ſie in Windeseile durch die Straßen der Stadt fuhren. So zog das leichte, luſtige, vergängliche Geſindel auch an dem Hauſe vorüber, in dem der lebte, der für die Ewigkeit ſchuf.

Sie fuhren über die hellen Lichtſcheine, die aus den Fenſtern Goethes auf den Schnee fielen, und dachten ſich nichts dabei, wußten wohl kaum, daß ſie vorübergefahren.

Was kümmerten ſich unſere Ratsmädchen um „die großen Leute" in Weimar! Mochten die tun und ſchreiben, was ſie wollten, die Ratsmädchen hätten nie und nimmer mit ihnen tauſchen mögen! So im Schlitten ſitzen, von lieben Freunden geſchoben zu werden, daß es iſt, als ſprühten Funken, und hinaus in den Mondſchein, unter bereiften Bäumen, auf glatter Schneebahn hinzufliegen, das iſt Seligkeit, das iſt Glück.

Und welche Streiche ſpielten ſie, über die man jetzt Ach und Weh ſchreien würde; ſteckten Budang in Mädchenkleider und gingen mit ihm ſpazieren. Weshalb ſie das taten? Gott weiß es! Sie wußten es jedenfalls ſelbſt nicht, taten es grundlos, vergnügten ſich herrlich, hatten alle drei das Bewußtſein eines wunderbaren Geheimniſſes, wollten ſich über jeden, der ihnen begegnete, totlachen, brachten harmloſe Spaziergänger durch ihr Gelächter in Verlegenheit, kauften ſich bei Ortelli Kuchen, den ſie, nachdem Budang zu Hauſe ſich wieder ausgeſchält hatte, bei einem Täßchen Kaffee, das ihnen warm geſtellt worden, verzehrten, im ſüßen Bewußtſein, eine Heldentat ausgeführt zu haben.

In einem alten weimariſchen Hauſe hatten ſie zu jeder Zeit

Zutritt, konnten dahin mitbringen, wen ſie mitbringen wollten, und blieben immer willkommen, das war die Apotheke am Markte.

Der Apotheker ſtand mit Rats in Verwandtſchaft. Er war ein gelehrter Herr, mit dem Titel Profeſſor, und zu der weimariſchen Apotheke durch ſeine Heirat gekommen; die Frau war Witwe des früheren Apothekers und hatte ihrem zweiten Manne das blühende Geſchäft zugebracht.

Zu dieſen Leuten gingen die Mädchen mit Vorliebe. Die Vettern und Baſen im Hauſe paßten zu ihnen, und ſie konnten immer ſicher ſein, dort eine wohlgemute Geſellſchaft zu treffen. Die Frau Profeſſor hatte die Genugtuung, wegen ihrer Kochkunſt in der ganzen Bekanntſchaft berühmt zu ſein; ſo gab es auch für die beiden Schleckermäuler, die zu Gaſte kamen, immer etwas Gutes zu ſchnabulieren, was ihnen zu jeder Zeit gelegen war; denn bei Rats ging es nicht hoch her.

Dieſe Apotheke war ein ſonderbares Haus! Ein alter, reichverzierter Erker ſchmückte es, den ein ſteinernes, verzwicktes Weiblein auf ſeinem Nacken zu tragen ſchien. Das alte Weib war unſern beiden von jeher rätſelhaft und unheimlich erſchienen. Ein langgeſtrecktes Gewölbe diente als Apothekerladen. Dies Gewölbe war außerordentlich finſter. Nur ſoweit die niedere Glastür und das einzige Fenſter Licht einließen, machte es einen behaglichen, wohltuenden Eindruck; nur ſo weit ſchienen die verſchiedentlichen Düfte, die aus ungezählten Büchſen und Büchschen, aus unendlichen Schiebkäſten aufſtiegen, angenehm und zuträglich zu ſein. Die Mädchen hielten es für ausnehmend geſund, in der Apotheke tief Atem zu holen; und wenn einem der Apothekerkinder etwas fehlte, ſetzte es ſich hinunter zu den Gehilfen und atmete fleißig.

Auch Röſe und Marie hatten ſchon öfters ſolch eine Kur ſich vorgeſchrieben; aber ſie hielten ſich nur da auf, ſoweit das

Tageslicht, unverfälſcht durch Dämmerung, die ſich weiter nach hinten in dem Raume ausbreitete, eindrang.

Das Gewölbe war an ſeinem letzten Ende faſt dunkel. Bei dem Scheine eines Lämpchens hantierte dort ein widerwärtiger Gehilfe, vor dem Röſe und Marie ebenſo wie ihre Vettern und Baſen eine außerordentliche Scheu hegten.

Aus ſeiner finſteren Ecke drangen ſcharfe Gerüche, die durchaus nicht heilkräftig ſein mochten. Der Gehilfe rieb, ſtieß im Mörſer und rührte in mächtigen weißen Schalen, die aus der Dämmerung geſpenſtiſch herausleuchteten. Um dieſen ältlichen Geſellen, der einen gar ſonderbaren Blick hatte, ſpannen ſich allerlei Sagen und Gerüchte. Man erzählte ſich, daß dieſer unheimliche Burſche in ſeinem kleinen, wackeligen Schreibpult, das im Gewölbe ſtand, ein Buch bewahre, in dem er den Sterbetag ſo manches guten Weimaraners vierzehn Tage, bevor derſelbe einträte, ſich notiere, wie man ſich ſeine Hemden auf den Wäſchezettel aufſchreibt.

Dies Verfahren des Geſellen hatte ihn mit einem furchterregenden Nimbus umgeben.

Unter den weimariſchen Leuten würde ſich ein jeder geweigert haben, das Medizinfläſchchen oder Pulver, das er abzuholen kam, aus der Hand des fatalen Gehilfen in Empfang zu nehmen, denn man ſagte, daß er es, ehe man hinter ſeine Schliche gekommen ſei, mit einem unheilbringenden Lächeln überreicht habe. Was an dem Treiben des Gehilfen wahr ſein mochte, hat wohl ſchwerlich jemand erfahren; denn ich weiß nicht, ob das Buch der dem Tode geweihten Weimaraner, das in der Apotheke geführt wurde, je zum Vorſchein gekommen iſt.

Der Gehilfe hatte jedenfalls ein einſames, unbehelligtes Leben. Wohl möglich, daß dies ſeiner Natur zuſagte; es gibt ja ſonderbare Käuze genug auf Erden.

Er hatte unbedingt etwas Hämiſches, Spöttiſches in ſeinem

Weſen, machte den kleineren Apothekerskindern Grimaſſen, wenn er an ihnen vorüberging, und verſteckte der ganzen jungen Geſellſchaft den Sirup, nach dem ſie allerſeits großes Verlangen trugen, in die Giftkammer. Das verhinderte die Apothekerskinder durchaus nicht, mit Gäſten und ohne Gäſte auch dort ihren Sirup aufzuſpüren und ſich eine Güte daran zu tun. Sie wurden bei ihrem Treiben in der verhängnisvollen Kammer von dem Gehilfen im ſtillen beobachtet, und die unartige Bande bemerkte das gar wohl, und jedes dachte bei ſich: „Da kann er lange warten, bis wir uns einmal vergreifen, der Eſel.“ Sie kannten ihren Sirupstopf, Syrupus simplex!

Bei all und jeder Gelegenheit ging es im Apothekerhauſe feſtlich zu. War das Geſchäft beſonders gut und einträglich, das heißt, war das gute Weimar eine hübſche Zeitlang von irgendeiner Krankheit gründlich heimgeſucht, ſo lebten ſie bei Apothekers beſonders reichlich. Dann ſaß die Familie mit Kind und Kegel vergnügt und hilfreich beieinander, wenn zur Zeit irgendeiner Epidemie mehr Hände im Geſchäft gebraucht wurden, als gewöhnlich, um Papier zu Pulverpäckchen und zu den roten Flaſchenkäppchen zuzuſchneiden und allerlei nach Bedarf zu mörſern und zu reiben. Sie taten das mit ganz beſonderem Behagen, und ſchwerlich konnte man den braven Leuten nachſagen, ſie hätten die guten Biſſen mit dem Bewußtſein zu ſich genommen, daß ſie ihre vorzügliche Nahrung aus dem Verderben ihrer Mitbrüder zögen, wie die Bienen Honig aus den Giftblumen. Sie dachten ſo wenig über den Grund ihres Wohlſtandes nach, wie es Millionen andere auch nicht tun, die ſich durch das Elend und den Tod ihrer Mitgeſchöpfe nähren. Wohin ſollte unſere Ehrbarkeit, Würde und Vortrefflichkeit geraten, wenn wir darüber ſimulieren wollten! Gott behüte uns davor!

Apothekers verſtanden es, feſtlich zu leben, und wohl den

Kindern und Vettern und Baſen, denen das Schickſal ſolch ein Haus zugänglich gemacht hat! Die können einer munteren Jugend gewiß ſein.

Eines Nachmittags in der allerſchönſten Zeit, in der das Pfund Kirſchen zwei Pfennige koſtete, war bei den guten Leuten die ganze Geſellſchaft verſammelt, Röſe und Marie mit ihren drei Freunden Budang, Horny und Schiller, ferner die Wirte mit allen Kindern, der alte Kupferſtecher Müller mit drei erwachſenen Sprößlingen, Müllerſch Lotte, Müllerſch Ernſt und Müllerſch Heinrich.

Die einſtige Gouvernante des Prinzen Konſtantin, eines Sohnes Karl Auguſts, war auch zugegen. Die hielt mit der Apothekerin, die früher bei Prinzeß Karoline Kammerfrau geweſen, gute Freundſchaft und war eine muntere, alte Perſon, die es ſich nicht zweimal ſagen ließ, wenn es irgendwo eine Feierlichkeit gab, bei der man ſie gebrauchen konnte. Die Dame war ein Fräulein von Knebel.

Sie war bei Hofe und in der ganzen Stadt durch eine artige Geſchichte, die man allenthalben von ihr erzählte, zu einer gewiſſen Berühmtheit gelangt.

Eine drollige Geſchichte ſtirbt ſo leicht nicht aus, und Fräulein von Knebel hatte ſich mit guter Manier darein gefunden, die Heldin einer Anekdote zu ſein, die man nicht müde wurde, immer wieder bei guter Gelegenheit anzubringen.

Ihr Zögling, Prinz Konſtantin, war einſt in eine ſolenne Hofgeſellſchaft aus irgendeiner knabenhaften Laune mit einem Purzelbaum zur Tür hereingekommen und hatte allgemeines Entſetzen erregt. Seine Erzieherin, die ihm folgte, war von dem etikettelosen Benehmen ihres Zöglings bis ins Innerſte erſtarrt, und die Herzogin Luiſe, die Mutter des kleinen Übeltäters, ging mit einem äußerſt ungnädigen Blick auf Fräulein von Knebel zu, richtete ein paar das Benehmen des Prinzen rügende Worte an ſie und erhielt von ihr mit pathetiſcher,

unſchuldsreiner Stimme zur Antwort: „Hoheit, von mir hat er das nicht gelernt!“

Man denke ſich!

Und wer die tiefempfundene Antwort gehört hatte, dachte ſich jedenfalls das ehrbare, würdige Fräulein als Vorbild des unartigen Prinzen, daher eine unbezwingliche Heiterkeit und die Langlebigkeit der kleinen Geſchichte. So iſt Fräulein von Knebel bei jung und alt, hoch und niedrig bekannt geworden. Sie war überall gern geſehen, konnte einen Spaß vertragen und ging ſelbſt nicht allzu zart und reſpektvoll mit ihrer eigenen Perſönlichkeit um.

An dieſem Nachmittage war die Geſellſchaft bei Apothekers eigentümlich beſchäftigt. Auf dem großen Tiſche ſtand ein Korb mit kleinen, loſen Heften, die von den Anweſenden geklebt oder genäht wurden. Die weiblichen Hände befeſtigten die loſen Blätter mit ein paar Stichen ineinander und die männlichen klebten ſchmale rote, blaue oder grüne Papierſtreifen um den Rücken der kleinen Broſchüren.

Was aber enthielten dieſe Bogen, daß man ſie in ſo heiterer Vereinigung bei Wein und Kirſchkuchen vergnüglichſt miteinander heftete?

Sie enthielten nichts Geringeres, als ein getreues Konterfei in Kupferſtich von zwei berüchtigten Spießgeſellen, Niklas Sommer und William Becher, nebſt deren kurz und bündig gefaßter Lebensbeſchreibung, zu Nutz und Frommen für alle, die dieſes Heftchen kaufen und leſen würden. Der alte Müller hatte die Porträts ſelbſt in Kupfer geſtochen, die Lebensbilder ſelbſt verfaßt, Papier- und Druckkoſten ſelbſt getragen, und morgen ſollten ſie auf dem Markte, während über die genannten Delinquenten der Stab auf einem Gerüſt, das jetzt ſchon ſtand, gebrochen wurde, zum Verkauf ausgeboten werden.

Der Kupferſtecher war mit ſeiner Arbeit mit knapper Not halbwegs bis zum beſtimmten Termin fertig geworden und hatte noch, um das Werk zu vollenden, die Hilfe ſeiner Nach-

barn, der Apothekersleute und deren Freunde und Verwandte in Anſpruch nehmen müſſen.

So ſaß die Geſellſchaft und heftete unter Lachen und in allerbeſter Stimmung ſchmauſend die Lebensbeſchreibung der beiden armen Tröpfe, die ihrem letzten Stündlein entgegenſahen. Damals war die gute Zeit, in der man ſich über gar viele Dinge weit weniger Skrupel machte, als in der unſern; das, was in aller Ordnung vor ſich ging, wurde harmlos und unkritiſch entgegengenommen. Man glaubte z. B. in der Wünſchengaſſe allgemein, daß aus den Brotkrumen, die in den Honigtopf fielen, Ameiſen entſtänden, und hütete ſich deshalb natürlich, Brotkrumen hineinfallen zu laſſen. Man glaubte tauſend ſolche Dinge und befand ſich wohl dabei.

Die beiden ſchlimmen Kerle waren von dem hochlöblichen Gericht verurteilt und mußten wohl oder übel den Lohn für ihre Taten, den Tod erleiden. Dagegen konnte nichts einzuwenden ſein, es war eine abgemachte, durchaus erledigte Sache, die einfach und naturgemäß ausſah, ſo daß hierbei nicht angebracht ſein mochte, ſich anderen Gefühlen hinzugeben, als einem angenehmen Gruſeln, das über dieſen und jenen bei der munteren Arbeit wohl einmal hinlief. Bedenken über Todesſtrafe oder ſonſtige humane Beſtrebungen hatten die Apothekersleute und ihre Gäſte wohl ſchwerlich gehabt. Auch der Kontraſt, der zwiſchen den beiden machtloſen Schelmen, die der Tod ſchon am Wickel hatte, nnd die ihre kurze Galgenfriſt in einem von Gott und der Welt verlaſſenen Ranme, von allem Troſte und Verkehr abgeſperrt, verbrachten, und der lebensfrohen Sicherheit und Behaglichkeit, in der man hier beiſammenſaß, kam wohl keinem recht zu Sinnen.

Ernſt von Schiller blätterte in dem Büchelchen und war mit des Kupferſtechers Darſtellung von William Bechers Gefangennahme nicht einverſtanden. „Das ſoll ja eine Geſchichte geweſen ſein, er muß ſich verzweifelt gewehrt haben! Sie haben das ein bißchen kurz gehalten, und ſo etwas gefällt gerade.“

„Ja, das ſchreibe einer," ſagte der alte Müller, „der Becher war ein Prachtkerl, das läßt ſich nicht ſo leicht berichten, dazu gehört wer!" Sie ſprachen ſchon in der Zeitform, die das Vergangene beherrſcht, von den noch für eine Weile, wahrſcheinlich bis zum Übermaß bewußt Lebenden. Aber was gehen eine ſo allerliebſte, unſchuldige Geſellſchaft die letzten Stunden, die Todesfurcht und alles menſchliche Weh zweier armen, ſo gut wie ſchon gerichteten Sünder an!

Man lachte über den Eifer des Fräuleins von Knebel, die mit einer wahren Vehemenz heftete und einen ganz erklecklichen Haufen der Diebs- und Mordsgeſchichte vor ſich aufgeſtapelt hatte, den ſie eiferſüchtig bewachte, daß nicht etwa eins oder das andere Heft entwendet wurde, um ihr den Ruhm zu nehmen, die größte Zahl gefertigt zu haben.

Fräulein von Knebel war eine Perſon, die alles und jedes mit ganzer Kraft betrieb.

Alſo hier ſitzt die Familie mit ihren Gäſten in Wohlſein beiſammen, und man denkt mit Behagen an die beiden armen Sünder; die ſtecken miteinander in dem gar feſten Stübchen, zu dem keine menſchliche Hilfe mehr dringt.

Es liegt hoch oben in dem düſtern Hauſe, das zu Strafe und Zucht der frechen, unklugen, unglücklichen und infamen menſchlichen Kreatur, die ſich nicht erziehen laſſen will, erbaut wurde. Jetzt, in unſeren Tagen, iſt das Haus in ein ehrenwertes Landesgericht umgewandelt, und ſtatt der Spitzbuben ſitzen würdige Männer darin, ehrenwerte Landräte und Landrichter, die frei und fröhlich ein und aus gehen können, die mit Behagen die Sonne, ganz wie die ſeligen Spitzbuben einſt, durch die vergitterten Fenſter ſcheinen fühlen, die leben, atmen, ganz wie dieſe, nur, daß ſie durch ihre kluge und würdige Lebenswahl freie, angeſehene Leute geblieben ſind und bewahrt wurden vor ſtraffälligen, verpönten, unklugen Sünden und Torheiten, wie ſie nur ein Unſinniger, ein Verzweifelnder fertig bringt.

Die beiden Spitzbuben aber, Becher und Sommer, saßen im Hause, als es noch seine Leute hinter Schloß und Riegel hielt; die Wolken zogen darüber hin und zogen auch über den Galgen, der auf zwei baumelnde Gestalten in aller Gemütsruhe wartete. Die beiden Spitzbuben kannten Weimars Umgegend, kannten den Galgen, sahen sich zappeln, sahen sich baumeln. Das Haar stand ihnen zu Berge, die Knie schlotterten ihnen, die Zunge klebte am Gaumen, das Herz stieß und klopfte. Die Hände waren naß von kaltem Schweiß, und die Apothekergesellschaft dachte ihrer in Behagen bei dem Heften der Bogen, die den Tod, die letzte kommende Qual der armen Burschen schon schilderten; und als unsere Gesellschaft gerade im besten Heften und Kleben sich befand, jeder auch schon bei seinem zweiten und dritten Stück Kirschkuchen angelangt war, bei gutem Appetit, den muntere Arbeit förderte, da öffnete sich die Türe, die von dem Zimmer aus direkt auf die Treppe führte, und herein trat vorsichtig, den Kopf zuerst durch die Türspalte steckend, der unheimliche Geselle unten aus der Apotheke.

„Diener, meine Herrschaften", sagte er mit seiner knarrigen Stimme und grüßte mit der dürren Hand, die aus einem allzu kurzen Ärmel sonderbar hervorstand. „Ich wollte nur oben vermelden, daß es diesmal mit den Büchern nichts ist. Sie haben den einen begnadigt. 's bleibt nur bei Sommern." Wie aus einem tiefen Traum plötzlich erweckt, starrte die Gesellschaft sprachlos den gefürchteten Todesverkünder an, der heute ausnahmsweise seine Rolle geändert und, wenn man recht gehört hatte, der Verkünder eines erfreulichen Ereignisses geworden war. Aber man mochte wohl nicht recht gehört haben, denn es war nach der Botschaft des Gehilfen ein augenscheinlicher, ungemütlicher Druck bei einigen Gliedern der Gesellschaft zu konstatieren, und zwar gehörten diese Glieder durchweg der Familie des Kupferstechers an. Die erste, die sich sammelte, war Fräulein von Knebel; die fragte den

Gehilfen, der noch in der Tür ſtand: „Nun ſag' Er mal, wie iſt denn das gekommen, und gerade Bechern?"

Der Gehilfe zuckte, wie es ſeine Art war, die Achſeln und blickte ſpöttiſch auf die Gäſte, ohne etwas zu erwidern.

Nach einer Weile ſagte er trocken: „Geſegnete Mahlzeit!" und wendete der Geſellſchaft langſam den Rücken, um aus der Tür zu gehen.

„Das iſt aber ſchrecklich!" rief Anne Müller, die jüngſte der Kupferſtecherkinder, in enttäuſchtem Ton, „da wird's nun nichts."

„Seht mir das blutdürſtige Geſchöpf an", ſagte der Apotheker ſchmunzelnd. „Na, Anne", und er klopfte ihr auf die Schulter, da drangen dicke Tränen in Annes Augen und rannen ihr über die roten, runden Wangen.

„Teufel auch, was hat ſie denn?" fragte der Apotheker und blickte die Glieder der Kupferſtecherfamilie der Reihe nach an. „Na, was habt ihr denn?" fragte er noch einmal; denn auch die anderen Müllerskinder und ſelbſt der behagliche, rundliche Freund Kupferſtecher konnte eine gewiſſe Niedergeſchlagenheit nicht verbergen. „Was habt ihr denn mit Bechern gehabt, daß euch ſeine Begnadigung ſo zu Herzen geht; das iſt mir ja etwas ganz Neues, erzählt doch! — Kennt ihr ihn denn?"

„J, bewahre," ſagte der Kupferſtecher, „das iſt den Kindern ihre Sache; Anne, wollen wir's ſagen?" wendete er ſich an ſeine Tochter, deren Tränen noch immer reichlich floſſen; „aber das merke dir: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu ſorgen. Erzähle!"

Anne blickte unter Tränen auf ihre Geſchwiſter, die beide übellaunig und verdroſſen daſaßen.

„Der Vater hatte mir's geſchenkt", begann Anne ſchluchzend und blieb im Anfange ſtecken, denn ihre Tränen machten ihr zu ſchaffen.

„Na", ermunterte ſie der Vater. Anne war aber jetzt erſt

recht ins Weinen gekommen und ſcheukte der Aufforderung, fortzufahren, kein Gehör, ſo daß der Kupferſtecher ſelbſt das Wort nahm und ſagte: „Man muß immer auf das junge Volk bedacht ſein, das will ſich bald ſo vergnügen, bald ſo. Ein armer Vater hat ſeine liebe Not! Vor ein Wochner ſechſe verehre ich meiner Anne zu ihrem Geburtstag die beiden kleinen Zeichnungen", der Kupferſtecher ſchlug mit der Hand auf eins der Heftchen, „und ſagte Anne, was ich damit vorhab, daß ſie in Kupfer geſtochen werden ſollen uſw., und daß der Erlös, den ich damals dem armen Tierchen im voraus verehrte, zu einer Partie nach Schwarzburg beſtimmt ſei. Nun haben wir's gehabt", ſagte er und ſchlug ſich auf die runden Knie. „Jetzt können wir den ganzen Schwindel einpacken, und die armen Kinder ſind um ihr Sommervergnügen gekommen."

„Das weiß der liebe Himmel", rief die Apothekerin mitleidig und bewegt. „Wenn von oben einmal was getan wird, Gott ſei's geklagt, daß es immer am unrechten Platze geſchieht!" Anne heulte unaufhaltſam, und die beiden älteren Geſchwiſter verſanken in einen unergründlichen Mißmut.

Der Kupferſtecher war aufgeſtanden und ging im Zimmer auf und nieder, hatte die Hände in der Erregung über dem Bäuchlein gefaltet und ſchnippte mit dem Daumen. Fräulein von Knebel hatte ſich ganz der chriſtlichen Pflicht, zu tröſten, hingegeben und kareſſierte Annen auf alle Weiſe, indeſſen die übrige Geſellſchaft nachdenklich auf die Hefte blickte, die mit einem Male wert- und bedeutungslos vor ihnen lagen.

Der Kupferſtecher blieb nach längerem Auf- und Niedergehen ſtehen und ſagte mit einer komiſchen und bitterſauren Miene: „Ich bleibe dabei, es hätte dem Kerl nichts geſchadet, wenn ſie ihn morgen mitſamt dem andern ins Jenſeits ſpediert hätten." Er ſchnippte mit der Hand in der Luft. „Da haben wir uns hineingerannt, allein das Papier vier Reichstaler, Druckkoſten und dergleichen gar nicht gerechnet."

„Ja, ja, ja", ſagte der Apotheker und ſchüttete ein Glas ſüßen Weins hinunter.

Die Geſellſchaft hatte ein ſtilles und bedrücktes Ausſehen angenommen.

Da klang plötzlich die helle, friſche Stimme unſeres guten Ratsmädels, der Röſe. „Ich wüßte ſchon, wie man es machen könnte", ſagte ſie ruhig.

„Na?" fragte der Apotheker.

„Streicht doch den Becher aus und verkauft nur Sommer, das ſchadet ja nichts, wenn Becher mit daran hängen bleibt."

„Teufelsmädchen!" rief der Kupferſtecher überraſcht. „Das läßt ſich hören! Ja, wenn man Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat!"

„Hoch Röſe!" rief der Apotheker und ſchwang ſein Gläschen. Neues Leben fuhr in die Geſellſchaft. Blauſtifte wurden geholt, es wurde geſtrichen, geſtrichen, geſtrichen, der Begnadete wurde von dem Verurteilten, dem armen, geſchieden, wie das ja überall auf Erden der Fall iſt.

Die Geſchwiſter blickten wieder munter ihrer Sommerpartie entgegen, die ihnen der Tod des armen Burſchen, aller Berechnung nach, einbringen ſollte. Nur Anne ſagte als Nachklang ihrer Schwermut mit weinender Stimme: „Wenn ſie den anderen nur nicht auch begnadigen."

Röſe wurde an dieſem Abend außerordentlich gefeiert.

„Ein heller Kopf iſt etwas wert", ſang der Apotheker in allerlei ſchelmiſchen Melodien und Variationen ihr zu. Röſe war ſein ganz beſonderer Liebling.

Als am Abend die Geſellſchaft nach Hauſe ging, mußten ſie an dem Gerüſte vorüber, auf welchem über dem armen Schelme Sommer der Stab am anderen Morgen in aller Frühe gebrochen werden ſollte.

Als die luſtigen Leute in der unheimlichen Nähe ſtanden, da wurden ſie alle ſtill und bedenklich.

Röſe, die am Arme Budangs ging, ſagte, indem ſie ſich

feſter an ihn hing: „Morgen wird Sommer doch auch, wie damals der andere, auf einer Kuhhaut nach dem Galgen geſchleift?“

„Ja“, ſagte Budang.

„Ach, Budang,“ fuhr Röſe nach einer Weile fort, „ich will wirklich immer recht gut ſein!“

„Ja, das denke ich,“ ſagte Budang lächelnd; „aber du biſt müde,“ fügte er hinzu, „du hängſt dich ja ganz ſchwer an meinen Arm. Paß auf, ich will dir noch etwas ſagen.“

„Na?“ fragte Röſe.

„Die Schillers-Mädchen und Ernſt, ihr, Horny und ich, wir ſind miteinander zu Sperbers aufs Gut eingeladen. Wir wollen es jetzt noch auf dem Wege bereden.“

„So?“ ſagte Röſe, „das iſt vom alten Sperber vernünftig, daß er endlich ſich entſchloſſen hat.“

„Was haſt du denn zu verſäumen?“ fragte Budang.

„Ich, das ich nicht wüßte! Ich kann nur ſolch ein Zaudern nicht leiden. Vor vier Wochen läßt er es bei uns durch die Butterfrau ſagen, und nichts wird dann wieder von ihm gehört.“

„Ernſt,“ rief Budang, „wartet einmal.“ Ernſt, Marie und Horny gingen vorauf und blieben auf Budangs Ruf ſtehen.

„Ihr ſeid wohl auch gerade im Sprechen?“ fragte Röſe. „Wie machen wir es denn mit Sperbers?“

„Wir gehen, natürlich gehen wir“, ſagte Ernſt von Schiller. „Wir wollten es nur oben bei Apothekers nicht bereden. Es paßt doch nicht, wenn wir halb Weimar dem alten Sperber auf den Hals bringen, und Müllers wären ruhig mitgegangen, die machen alles mit. Nein, wir wollen unter uns bleiben. Die Schweſtern ſind natürlich bereit und laſſen euch ſagen, ihr ſollt eure rotpunktierten, hellen Kleider mitnehmen. Sie machen es auch ſo.“

„Nun, und wann gehen wir?“ fragte Röſe.

„Heut' haben wir Freitag," erwiderte Marie, „da dächte ich, wir ſetzten Montag feſt, da kommen wir um die Kirche, denn Sperber würde uns auf alle Fälle hineinſtecken, der hält's nun einmal mit ſeinem Pfarrer."

„Und wir müſſen ſo ſchon bei Paſtors ſchlafen", fuhr Röſe dazwiſchen. „Wir wiſſen es, wie es dort iſt, nicht, du?" ſagte ſie lachend zu Marie.

„Ja, ſchade, daß ihr nicht bei Sperbers unterkommen könnt", meinte Budang.

So waren ſie bis vor Röſes und Maries Haus gekommen. Großer Abſchied, und die Mädchen tappten miteinander die dunklen Treppen hinauf.

Am anderen Morgen ſah die Mutter mit ihnen die rotpunktierten Kleider durch; beide beſtürmten ſie auf das innigſte, liebenswürdigſte und überzeugendſte, ſie wollten ein neues Band auf ihre großen Hüte, und ſie bekamen es und waren glücklich.

Mittlerweile war der unglückliche Sommer auf ſeiner Kuhhaut dem Tode zugeſchleift worden, und der Galgen trug ſeine Zierde zum letztenmal, denn Sommer war Weimars letzter Gehenkter.

Am Montag, himmelfrüh, brach von der Wünſchengaſſe die Geſellſchaft auf, unſere fünf guten Freunde, die beiden Schillerſchen Töchter und ein kleines, mageres Pferdchen, das mit Ernſt von Schiller in Beziehung ſtand, da es von ihm ſchon zu manchem Spazierritt gemietet worden war, wenn er einmal Luſt bekam, auf Pferdesrücken ſich dem Leben und ſeinen Gefühlen hinzugeben.

Jetzt war es mit Schals, mit Päckchen und Körben beladen. Die rotpunktierten Kleider von den Ratsmädchen und den Schillerſchen waren ſorgſam dem guten Tiere anvertraut worden, und Ernſt bekam von den Schweſtern und von Röſe und Marie wahrhaft begeiſterte Erklärungen, die ſeine Klugheit, ſeinen ausgezeichneten Verſtand betrafen.

Er hatte nämlich die Geſellſchaft mit der Idee und deren Ausführung, das Pferdchen zu engagieren, überraſcht. So zogen ſie durch die morgenſtille Stadt, dem langgeſtreckten Ettersberge zu, nach dem Gute des alten Sperber.

Welch ſchöne Verbindung von erſter Jugend, herrlicher Morgenfriſche, Ausſicht auf ein paar gute Tage, allſeitigem Wohlgefallen aneinander und Sorgloſigkeit gab unſere Geſellſchaft ab!

Sie hatten einen tüchtigen Marſch bis zum Gute des Herrn Sperber vor ſich, und ein gutes Stück mußten ſie über Felder, über ſchattenloſe Wege gehen; aber ein friſcher Wind wehte den ganzen Tag. Das Korn ſtand in Blüte und duftete, und die Sonne ließ die Wangen höher glühen; ſie ließ die Züge der ſchönen Mädchen noch weicher, lebensvoller als ſonſt erſcheinen.

Budang, ein großer Botaniker, war bemüht, die Geſellſchaft auf allerlei Merkwürdigkeiten aufmerkſam zu machen, und es dauerte nicht lange, ſo hatte das Pferdchen eine kleine Naturalienſammlung auf dem Rücken und die Mädchen rote Mohnkränze auf den Köpfen.

Die Wege auf dem Ettersberg gaben dem Sammler reiche Ausbeute an allerlei Verſteinerungen, und die Mädchen wußten es ſchon, es gab für alle zu ſchleppen, wenn ſie mit Budang dort luſtwandelten.

Gegen Abend erſt gelangten ſie zu ihrem Ziele, denn der Weg war durch allerliebſte Aufenthalte, kleine Mahlzeiten, ſoviel als möglich verlängert worden.

Vor dem Gutstore kam ihnen eine wohlbekannte Geſtalt entgegen. Das war die Gutsbeſitzerin ſelbſt, die luſtige, kleine Alte mit der großen roſa Schürze, dem Schlüſſelbunde, den nickenden Bändern an der Haube. Ein Windzug bewegte ihr die weite Schürze und ließ ſie, beſtrahlt von der Abendſonne, flattern und in unerhörten Roſa-Farbentönen leuchten.

Die wartende Geſtalt mochte auf die ankommenden Gäſte einen verheißungsvollen Eindruck machen; denn mit Jubel und Winken und heiteren Lauten, mit noch durch die Entfernung unverſtändlichen Zurufen näherte man ſich ihr.

Und ebenſo ſchien ſie erfreut zu ſein, als die mit rotem Mohn bekränzten Mädchen, das Pferdchen, die drei Kameraden herankamen, denn ſie ſchlug einmal über das andere Mal die Hände zuſammen, man ſah ſie ſchon von weitem lachen, und als die Gäſte ſo nahe waren, daß man wagen konnte, die Begrüßungsformeln etwas detaillierter und augenſcheinlicher machen zu können, ſchwenkte die kleine, runde Frau ihr Schlüſſelbund in der Luft und ließ es klingen und tat dies mit außerordentlicher Geſchicklichkeit, bog ſich dabei mit dem Oberkörper hin und her, im Takte, je nachdem ſie mit dem Schlüſſelbunde, das ſie wie eine Kaſtagnette handhabte, klirrte und klapperte.

Die Gäſte kamen ſchließlich laufend auf ihre Wirtin zu, und auch das Pferdchen wurde dazu veranlaßt, einen gelinden Trab anzuſchlagen. Nun allerausführlichſte Begrüßung, Umarmung, jedes bekam ſeinen feſten Kuß von der Frau Gutsbeſitzerin.

„Nun, mein Alter wird Augen machen, wenn er euch in den Kränzen ſieht", ſagte ſie und betrachtete die Mädchen. „Seht nur einer, Klatſchroſen! Ja, die Jugend! Die liebe Jugend! Die verdammten Klatſchroſen! Und hier machen ſie ſich, ja, alles hat ſeinen Zweck auf Erden!"

Sie klopfte Röſe auf die Wangen. „Aber habt ihr denn geſehn", ſie wies auf Röſens Kranz, „was das Zeug dies Jahr gediehen iſt? Da ſtecken ja die Felder voll zum Erbarmen. Na, der Alte wird Augen machen", ſchloß ſie wieder. „Wo habt ihr den Klepper her?" begann ſie aufs neue und klopfte dem Pferdchen auf die Schenkel, „der ſoll ſich wundern, wie es ihm dieſe Tage gehen wird. Du alter Häckſelſack", und

wieder bekam das magere Viehchen einen freundlichen Klaps von ſeiner Wirtin, der gleichbedeutend war mit einer Anweiſung auf ein paar tüchtige Metzen Hafer. Jetzt traten ſie in den Gutshof ein.

Das war ein Gutshof! Jeder Menſch, dem Gott wohl will, ſoll in ſchönen Jugendtagen einmal auf ſolch einem Gutshof ein paar Tage, ein paar Wochen geweſen ſein, damit er wenigſtens weiß, was Behagen, was Fülle, was Sauberkeit, Nützlichkeit, was geſunder, kräftiger Geruch, was ſchönes Vieh in gut gepflegten Ställen, was Wohlhabenheit und Stattlichkeit iſt; damit er erſt begreifen lernt, welche Harmonie zwiſchen dem ſchön geſchichteten Miſthaufen und der hohen, breiten Linde auf ſolch einem Hofe beſteht, wie ſie beide miteinander ein Ganzes bilden, einen einzigen Eindruck.

„Da kommt er ja, mein Alter", rief die muntere Herrin des ſchönen Hauſes, und richtig, aus dem Laubengang, der um das Wohnhaus führte, trat der alte Sperber, der wunderlich gut zu ſeinem Frauchen paßte.

Auch er war eine kurze, rundliche Geſtalt, wie es ſchien, behende, denn auch er bewillkommnete die Gäſte ſchon von weitem mit den lebhafteſten Bewegungen, und wie die Frau den Schlüſſelbund, ſo ſchwenkte er die große Tabakspfeife. Sein Geſicht hatte eine ſtark rötliche Färbung und leuchtete vor Behagen.

„Da kommt ja die Geſellſchaft!" rief der alte Sperber, als er ſchon unter der Bande ſtand. „Ihr habt's gut gemacht, daß ihr euch Zeit genommen, unſer Jochen Henner hat euch ja vor ſo ein ſieben Stündchen in Lützendorf getroffen, danach erwarteten wir euch um eins, zwei herum."

Der behagliche Alte zog ſeine dicke Uhr und hielt ſie Budang unter die Naſe. „Und was zeigt's jetzt? Jetzt geht's ſtark auf achte. Ihr mußtet dem Klepper wohl oft zureden, he? oder was habt ihr denn eigentlich gemacht? Das iſt ein miſerables Vieh, wie kommt ihr denn dazu?"

„Das iſt Ernſt ſein Reitpferd", ſagte Röſe einigermaßen pikiert. Sie fand, daß das Pferdchen gar ſo übel nicht war, und daß ſich Ernſt oft ſehr ſtattlich, wenn man nur den rechten Standpunkt hatte, darauf ausnahm.

„J, der Tauſend, wohnt bei euch in der Stadt ein närriſches Volk, wenn man das ein Reitpferd nennt! Meinetwegen!"

Er rief einen Knecht herbei und befahl ihm, „das Reitpferd" in den Stall zu führen und abzuladen, und ging mit ſeinen friſchen Gäſten dem Hauſe zu.

„Schade, das ganze Geſindel kann nicht bei uns unterkommen, wir haben euch beide, da — euch beide" — er wies auf Röſe und Marie. — „Ihr müßt eben zum Pfarrer, weil ihr die Frau kennt; ſchlimm genug für euch." Das murmelte er in den Bart und paffte blaue Wölkchen aus ſeinem Pfeifenkopf. „Sapperlotſches Volk, die Paſtors", brummte er. „Aber jetzt wollen wir erſt beieinander ſitzen. Übrigens ſeid ihr nur für die Nacht dort untergebracht. Am Tage werde ich mich hüten, euch drüben zu laſſen in dem Gewirre. — Teufel auch, es iſt kein Spaß, dort unterkriechen zu müſſen."

„Uns macht es nichts aus, und wenn ſie dort noch mehr hätten", verſicherten die Mädchen. Es handelte ſich hier um den großen Kinderſegen des Pfarrhauſes, das durch dieſen Umſtand für den Gutsbeſitzer Sperber, der über alles ſeine Behaglichkeit und Ruhe liebte, etwas Unheimliches hatte.

Er verehrte den würdigen Pfarrherrn. Er war ihm ein angenehmer Begleiter, um mit ihm über Land zu gehen.

Sie ſpielten Tarock miteinander; doch bei allem, was er mit dem Pfarrer vornahm, mußte dieſer durchaus von den Seinen iſoliert ſein. Ja, der alte Sperber vermied es ſorgfältig — nur in den dringendſten Fällen machte er eine Ausnahme — ſich nach des Pfarrers Frau und Kindern zu erkundigen. Er beſtritt auch auf das heftigſte und wiederholt gegen ſeine eigene Frau, daß er wiſſe, ob der Pfarrer zehn, dreizehn oder ſiebzehn Kinder habe, trotzdem er von der kleinen

Gutsbeſitzerin mit der Anzahl dieſer armen Kinder auf das nachdrücklichſte und eindringlichſte, ſo oft er fragte, bekannt gemacht worden war. Er wollte es nicht wiſſen und damit baſta!

Der Pfarrer hatte nach dem Tode ſeiner erſten Frau zur Lebensgefährtin eine Elementarlehrerin gewählt, die auch unſere Ratsmädel einmal unter der Fuchtel gehabt und die ſich jetzt zur Beherbergung ihrer beiden früheren Zöglinge erboten hatte.

Als der Pfarrer dem Gutsbeſitzer vor einigen Jahren ſeine in Ausſicht ſtehende Verbindung mit dieſer würdigen Perſon anzeigte, mit beſonderer Hervorhebung eben dieſer Eigenſchaft „der Würde", ſah der Gutsbeſitzer ihn gleichgültig an, ſagte: ‚Bon' pfiff ein Stückchen, um vielleicht anzudeuten, daß der gegenwärtige Augenblick ihm von außerordentlicher Gleichgültigkeit ſei.

Das Gutsbeſitzerpaar hatte den einzigen Sohn in der Kriegszeit verloren.

Er war fürs Vaterland gefallen, und die beiden Alten hatten den Verluſt tapfer getragen. Das ſchöne Gut war ohne Erben; aber ſie zeigten ſich beide gelaſſen darüber, hatten ihre Einrichtungen getroffen, Stiftungen bedacht und trugen ihren Kummer nicht zur Schau, hatten ſich wohl auch damit auf eine gottergebene Weiſe abgefunden und lebten in Wohlgefallen aneinander ganz behaglich.

Das Abendeſſen, das die junge Geſellſchaft bei ihren Wirten erwartete, zeugte von ländlichem Überfluß an den Dingen, womit die Leute unten in Weimar ſparſam umgehen mußten.

Röſe und Marie hatten ſeit jeher den Eindruck von dem Gute des alten Sperber gehabt, als wäre in Wahrheit hier das Land, in dem Milch und Honig fließt.

Bis in die Baumblüte hinein, erhielt die Frau Gutsbeſitzerin die beſten Apfelſorten noch ſo friſch und ſchmackhaft wie um Weihnachten und konnte ihren Gäſten immer Über-

raſchendes, Ausgeſuchtes vorſetzen. Die alte Sperber hatte ihre ganz beſonderen Geheimniſſe, hinter die ſie niemanden ſo leicht kommen ließ. Sie buk berühmte Kuchen, und in welchen ſcheinbar unvertilgbaren Maſſen! Rats hatten ſo manche Kiſte, vollgepackt mit verlockenden Dingen, zu allerlei Feſten und zur Kirmes von der Frau Pate, wie die Gutsbeſitzerin in der Wünſchengaſſe benannt wurde, geſchickt bekommen.

Und das Bild der Frau Pate ſtand Marie und Röſe vor der Seele, ſtets umgeben von den verlockendſten Produkten ländlicher Koch- und Gartenbaukunſt.

Während des Abendeſſens war man äußerſt heiter, der Abendglanz des ſonnigen Tages, den die junge Geſellſchaft in aller Muße im Freien zugebracht hatte, in ſorgloſem Behagen, lag noch über den Geſichtern ausgebreitet, und die Stimmung aller ſchien wie von klarer Sommerſonne durchdrungen.

Nachdem ſie allen Herrlichkeiten gründlich zugeſprochen, ſpielten ſie in der großen Laube vor dem Hauſe Pfänderſpiele; zwei junge Leute, die auf dem Sperberſchen Gute ihre Lehrjahre durchmachten, fanden ſich noch zu den übrigen, und mitten unter der ausgelaſſenen Jugend vergnügte ſich das Gutsbeſitzerpaar auf das beſte.

Die beiden Ratsmädel befanden ſich in einem Taumel von Vergnügen. Der Gutsbeſitzer tat mit, als gehörte er zu dem jungen Volk, und gewann bei den Pfändern auch wohl einen Kuß von den Mädchen.

Röſe, der Schelm, war hellſehend genug, ihre Küßchen keineswegs für etwas Gleichgültiges zu halten.

Bei einer Gelegenheit, wo es zweifelhaft erſchien, ob der Wirt ſolch einen artigen Gewinn gemacht hatte oder nicht, und man ſich darüber ſtritt, ſagte Röſe, um die es ſich handelte, zu Bndang und Franz Horny: „Das nehmen wir bei dem guten Sperberchen nicht ſo genau, ihr ſeid mir die rechten, ſo

zu ſtreiten", damit ſprang Röſe auf und fiel dem alten Gutsbeſitzer um den Hals und küßte ihn auf das anmutigſte. „Du Prachtmädchen, du", ſagte der gute Sperber und drückte das liebe Geſchöpf gerührt an ſich. „Ja, ſo ein Töchterchen zu haben!" murmelte er und ſtrich Röſe über das dichte blonde Haar. „Ja, meine Alte!" und er nickte ſeiner Frau mit feuchten Augen zu.

Als Röſe zu Marie und Budang trat, blickte die Schweſter ſie unzufrieden an. „Siehſt du, Röſe," ſagte ſie, „was mußt du denn den Leuten die Naſe lang machen. Ich glaub's wohl, daß ſie ſich für ihr Gut ein paar Mädchen wünſchen oder auch ein paar Jungen. Nun haſt du den beiden das Herz ſchwer gemacht."

„I gar. Na Budang," ſagte Röſe mit ſchon von Tränen unſicherer Stimme, „nun ſiehſt du einmal, wie Marie ſein kann."

Damit wendete ſich Röſe ab und huckte ſich neben die Gutsbeſitzerin auf ein Fußbänkchen, das dort ſtand, legte ihren Kopf auf die Knie der kleinen Frau und ließ ſich wie eine Katze ſtreicheln und im blonden Haar krauen und knurrte dabei vor Behagen; vielleicht, um damit zu beweiſen, daß ſie ſich trotz des Ärgers außerordentlich wohl befände.

„So macht ſie's," ſagte Marie zu den drei Kameraden, „da mag zu Hauſe geſchehen, was da will, und wenn ſie eine um die Ohren gekriegt hat. Wir kennen das ſchon."

Franz Horny fragte: „Dauert's lange bei ihr?"

„Bewahre," ſagte Marie zu ihm, „wenn wir irgend etwas Neues jetzt anfangen, da iſt alles vorbei; aber hört nur!"

Wie Marie vorausgeſagt hatte, ſo geſchah es; als man mitten in einem neuen Spiele ſich vergnügte, war unſere Katze glatt und munter wieder dabei. Nicht gar zu ſpät trennte man ſich, denn die Ratsmädchen durften die Paſtorsleute nicht aus dem Bette holen. Die Gutsbeſitzerin trieb die beiden an, als es Zeit war zu gehen, lud ihnen ihr Bündelchen auf

und entließ ſie mit der Weiſung, vernünftig zu ſein und dort die Wirtſchaft nicht noch zu verſchlimmern. Als ſie durch den Pfarrgarten gingen, kam ihnen ihre frühere Lehrmeiſterin entgegen. Sie ſchien vor dem Hauſe etwas zu luſtwandeln.

„Da kommt ihr ja", rief ſie den Mädchen zu. „Ihr müßt aber mit unten ſchlafen, hat es euch die Sperbern ſchon geſagt?"

„Ja", erwiderte Marie.

„Nehmt's, wie es iſt", fuhr die Pfarrerin trocken fort.

Sie traten miteinander in den Hausflur ein; da drang aus einer halb offenen Tür, aus der ein matter Lichtſchein in die Dunkelheit fiel, ein merkwürdiges Summen, Poltern, Kreiſchen, Quieken, Schimpfen, Rücken, Ziſchen und Huſchen.

„Da ſchlafen die Kinder", teilte die Pfarrerin mit und öffnete die Tür vollends. Welcher Anblick! In einem durch eine Öllampe, die mitten im Zimmer von der Decke herabhing, dämmerig erleuchteten Raume bewegte es ſich auf eine überraſchende Weiſe. Überall ſchlüpften roſige, weiße Geſtalten. Auf den Betten ſprang es, auf der Diele ſchlüpfte es, und bei dem erſten Schritte in dieſes Reich zupfte es ſchon von allen Seiten den Mädchen an den Röcken.

„Daß euch doch gleich!" rief die Pfarrerin und ſchwang in demſelben Augenblick einen Stock, den wohl ein guter Geiſt ihr während ihres Eintritts in die Hand geſpielt haben mußte, denn kurz vordem wußten Marie und Röſe, daß ſie unbewaffnet geweſen war.

„Wollt ihr wohl!" rief ſie, „ihr Pack, geht in die Betten!"

Erheitert durch dieſe kräftige Anrede wurde dem Befehle der Pfarrerin auf ſchreiende, kreiſchende Weiſe nachgekommen. Sie gingen in die Betten.

Marie und Röſe folgten den Bewegungen ihrer früheren Lehrmeiſterin, wie dieſe ſich über das eine und andere Bett bog: in jedem lagen zwei bis drei Paſtorskinder für die Nacht verpackt. Sie ſahen, wie die Herrin dieſer Schlafſtube Decken

energiſch feſtſtopfte, bedeutungsvolle Püffe austeilte und auf alle Weiſe bemerklich zu machen ſuchte, daß ſie Ruhe wünſche.

In unklaren, kurzen Redensarten teilte ſie, wie es ſchien, Befehle aus, wie: „Fort, du da aus dem Bett, fort da in das Bett! Das Bett bleibt frei!"

„Der haben ſie ſchon übel mitgeſpielt", bemerkte Röſe trocken zu Marie gewendet. „Sieh nur, wie verſchlumpt ſie iſt. Du lieber Gott, ſie war zwar unſere Lehrerin, aber leid tut ſie mir doch!"

Es brauchte nur ein armer Sterblicher nach Röſens Meinung das Unglück gehabt haben, Mariens oder ihr Lehrer geweſen zu ſein, ſo ſchien er ihnen für eine fühlbare Wiedervergeltung des Jammers, den er ihnen verurſacht hatte, reif genug.

Aber dieſes Maß, das über die arme Pfarrerin ausgeſchüttet wurde, erſchien ſelbſt Röſen überreichlich.

„Ihr müßt ſchon hier fürlieb nehmen", ſagte die Frau außer Atem. „Hier in dem Bett könnt ihr ſchlafen." Sie wies auf ein breites Bett, das wahrſcheinlich drei Pfarrerskinder, die nun enger zuſammen geſteckt waren, den Gäſten zuliebe hatten räumen müſſen.

„Macht's euch bequem." Dieſen kühnen Ausſpruch in dieſer Umgebung tat die Pfarrerin auf eine ſonderbare, faſt ſpöttiſche Weiſe, als wollte ſie ſagen: „Mache es ſich hier einer bequem!"

„Na, legt euch nur hin, ſie werden es ja gnädig heute nacht machen ... Daß ihr mir die Mädchen nicht ſtört!" rief die Pfarrerin mit Feldherrenſtimme. „Hier den Fritze," ſie zeigte nach einem Bette, „den laßt nur ruhig, der hat den Keuchhuſten. Er macht es mit ſich allein ab, das iſt das Beſte. Schlafet wohl, ich muß hinauf zu den zwei kleinen Schreihälſen, wenn das nicht wäre, da hätte ich es anders mit euch eingerichtet."

Die Pfarrerin ging und ließ die beiden Mädchen mit der heimtückiſchen Geſellſchaft allein. Kinder, die mit blinzelnden

Augen warten, bis die Mutter glücklich zur Tür hinaus iſt, um dann unter den Decken vorzuſchlüpfen und einen Hexenſabbat nach ihrer Art zu feiern, ſind das heimtückiſchſte, was man ſich vorſtellen kann.

Noch blieben ſie ruhig, und die Mädchen begannen, ſich auszuſchälen, vorſichtig, lautlos, denn es verlangte ſie durchaus nicht danach, das Schauſpiel von vorhin, als ſie eintraten, wiederholt zu ſehen.

Sie ſaßen miteinander in ihren Röckchen auf dem Bettrand und flochten ſich die Zopfenden feſter; da regte es ſich hinter ihnen, zwei Burſchen und ein Schweſterlein huckten da, befühlten die Zöpfe der Gäſte, und der kleinſte Bube krabbelte vorſichtig mit den Fingerchen über Röſens Hals.

„Da ſind ſie", ſagte Marie ſeufzend, die ſich durchaus nicht gern um ihren Schlaf bringen ließ.

Ja, da waren ſie. Jetzt noch ſchweigſam, vorſichtig, etwas ſcheu; aber ſchon wichen dieſe mildernden Umſtände. Das Bübchen, das zaghaft über Röſens Hals hingetippt hatte, ſchlug jetzt, in erwachendem Sicherheitsgefühl, mit der flachen Hand auf ihr weißes Fellchen los.

Die machte kurzen Prozeß, langte ſich den kleinen Schelm vor und zog ihm ein paar tüchtige über, denn ſie fand es für vorteilhaft, ſogleich ein Exempel zu ſtatuieren. Statt der erwarteten Wirkung aber trat eine allgemeine Begeiſterung über Röſens Handlungsweiſe ein.

Sie ſprangen wie auf ein gegebenes Zeichen aus den Betten und beſtrebten ſich alleſamt und ſonders, auf das Lager der armen, müden Dinger zu gelangen. Sie überpurzelten ſich, die größeren ſtießen die kleineren herab, die kleinen kniffen und biſſen die größeren in die Beine.

Schon hatten einige der kleinen Geſtalten ihre weißen Lümpchen verloren und umkrochen, umpurzelten, über und über roſig, die beiden guten, ratloſen Ratsmädchen.

Es ſchien bei Pfarrers, wie bei den alten Römern, Sitte

zu ſein, in der höchſten Regung der Begeiſterung, wenn ein Schauſpiel zum vollen Beifall aufforderte, ein Kleidungsſtück nach dem anderen in die Höhe zu werfen, bis die Begeiſterung befriedigt war und die Kleider ein Ende erreicht hatten.

Hier war das Ende ſchnell erreicht. Eines nach dem andern warf ſein Hemdchen den Mädchen an die Köpfe und freute ſich ſeiner Nacktheit ganz augenſcheinlich.

Der Lärm wuchs, die Lage der Mädchen wurde wahrhaft bedrohlich, denn es zerrte und riß an ihnen von allen Seiten.

Mit einem Male fing Fritzens Huſten an. Der unglückliche Schlingel huckte ſich an einem Bettpfoſten nieder und würgte und keuchte zum Erbarmen. Marie machte ſich von dem zudringlichen Schwarm los, wickelte den armen Jungen in ein Kittelchen ein, ſetzte ihn auf eine Bettdecke, daß er doch etwas Behaglichkeit hatte, und ging zurück, Röſen zur Hilfe, die eben einen ungefähr achtjährigen Ruheſtörer in der Mache hatte, ihn mit Schlapps und Bengel auf das freigebigſte traktierte. „Schlapps" ſchien den Pfarrerskindern ein neues, verheißungsvolles Wort zu ſein, denn im Chor wurde es freudig wiederholt. „Ihr ſeid ſelbſt ein Schlapps!" rief ein kleiner Dicker, zu den Mädchen gewendet.

„Ja, ſie ſind Schläppſe!" rief es von allen Seiten. „Das ſind Schläppſe!"

„Ihr ſeid ein unerhörtes Volk", räſonierte Röſe dazwiſchen; „das iſt ja eine miſerable Wirtſchaft bei euch."

„Ja, Schlapps! Ja, Schläppſe!" ſchrie es wieder durcheinander, quiekend, lachend, ſprudelnd.

Jetzt ſchien der Höhepunkt, der dieſe Nacht unter den obwaltenden Verhältniſſen zu erreichen war, erreicht zu ſein. Der arme Fritz huſtete, weinte und lamentierte aus vollem Halſe, und die von menſchlichen Leiden unbehelligten Bälger trieben ihre Ausgelaſſenheiten und Frechheiten unentwegt weiter, und zum Überfluß entwichen noch zwei, liefen zur Tür hinaus in den monddurchſchienenen Garten. Röſe ging ganz

erſchreckt in ihrem Röckchen den beiden Flüchtlingen nach, durch den Mondſchein, über den großen Raſen im Garten. Der Tau rann ihr über die bloßen Füße, das Unbehagen, ſo nachts im Pfarrgarten zu ſtehen, trieb ſie, umzukehren, ohne die Ausreißer mitzubringen, die ſie wie Geſpenſterchen im Mondſchein zwiſchen den Büſchen hüpfen und aufſchimmern ſah. Sie war noch nicht lange wieder eingetreten und hatte kaum auf dem Bette neben Marie Platz genommen, als die Tür aufging und eine mächtige, geſpenſtige Geſtalt in einem dunklen, faltigen Mantel und einer Schirmmütze eintrat. Neben dieſer Geſtalt tauchten in derſelben Tür die beiden Ausreißer auf.

„Marſch, in die Betten", ſagte das Geſpenſt in ruhigem, ſachgemäßem Tone und auf eine Weiſe, als wäre es ihm nichts Neues, um dieſe Stunde hier ein- und auszugehen. „Allons, allons, wird's bald, ihr boshaftes Volk!"

„Du, das iſt der Nachtwächter," ſagte Röſe, „da hat er ja ſein Horn."

„Herr Jeſſes, ja", flüſterte Marie und ſchlüpfte unter die Decke.

Als alles in Frieden lag, wendete ſich der Nachtwächter, der vollkommen unterrichtet zu ſein ſchien, an Röſe und Marie und ſagte: „Die Jungfern ſind da in etwas Schönes hineingeraten. Ich dachte es mir gleich, daß es heute nacht ſchön hergehen würde, und bin darum ſchon zeitig gekommen. Ich ſah vorhin die Jungfer auch im Garten ſtehen und wußte ſchon, wie es hier zuging."

„Kommt er denn jede Nacht herein?" fragte Röſe.

„Ja, ja," ſagte der Nachtwächter, „ſonſt ging's wohl nicht. Ich komme gar oft und ſchaue nach, Stunde für Stunde; aber nichts für ungut, ich werde mich ſchon vorſehen, daß die Jungfern jetzt ſchlafen können."

So zog der Nachtwächter ab, und die Pfarrerskinder verſanken in einen reſpektvollen Schlaf, den ihnen die würdige

Erſcheinung der hohen Obrigkeit eingeflößt hatte. Und auch Marie und Röſe fanden endlich Ruhe und bemerkten nicht, wie allſtündlich, bis die Sonne aufging, der Nachtwächter die Runde durch das große Schlafzimmer machte, die Decken der Pfarrerskinder zurechtrückte, wie er auch vor dem Bette der Ratsmädchen ſtehen blieb und wohlgefällig auf ſie hinblickte. Sie hörten auch nicht, wie er jedesmal, wenn er aus dem Hauſe trat, in ſein Horn tutete und ſein Lied abſang. Das war Beſtimmung des Pfarrerpaares, das dadurch des Nachtwächters Umſchau im Schlafzimmer kontrollieren konnte.

Er tutete aber auch an keiner Stelle des Dorfes mit der Befriedigung und dem ſchönen Bewußtſein der Pflichterfüllung, wie in dem Garten des Pfarrers.

Als der Nachtwächter nach ſeinem erſten Rundgange auf die Landſtraße trat, ſtand der Mond in vollſter Klarheit am Himmel, ſchimmerte über die Felder und über das Dörfchen, das in ſanfter Ruhe im Silberlichte lag, in dem jetzt auch das unruhigſte Haus, das dem Frieden des guten Dorfes Abbruch getan, durch den Nachtwächter beruhigt und eingeſchüchtert worden war.

Am frühen Morgen ſchlüpften die beiden Mädchen in die Kleider, als hätten ſie geſtohlen, und machten ſich eiligſt aus dem Staube, ehe alles im Haus zum Leben erwachte. Sie banden ſich die Schuhe in ihrer Haſt auf der Dorfſtraße zu. Als ſie in den Gutshof traten, kam ihnen Budang entgegen. „Na, wie habt ihr denn geſchlafen?“ rief er.

„Da ſchlaf' einer,“ bekam er von Röſe zur Antwort, „das ſind ja miſerable Zuſtände dort!“ Jetzt kam auch der alte Sperber auf ſie zu, ſchlug die Mädels zum Morgengruß auf die runden Schultern:

„Paſtors Kinder und Müllers Vieh
Gedeihen ſelten, — oder nie.“

fügte er belehrend hinzu.

„Das muß wahr ſein", brummte Röſe.

„Wenn das ſo bekannt iſt, daß man ſogar einen Vers darauf gemacht hat, da ſollten die Pfarrer doch wahrhaftig lieber keine Kinder haben, wenigſtens nicht ſo viele, wie deiner drüben."

„Da bin ich ganz deiner Meinung", nickte der Gutsbeſitzer nachdenklich.

„Ja, aber mit dem Vers, Röſe, wenn du wüßteſt, wie wenig es nützt, ob auf das Ding ein Vers gemacht iſt oder nicht. — Da unten in Weimar, eure Geſellſchaft, frag' ſie nur, was es der Welt nützt, daß ſie ſolche ſtrafbare Maſſen zuſammenſchreiben — in dem verruchten Neſt! Sie werden ſelbſt ſagen, wenn ſie noch einen Tropfen geſunden Verſtand übrigbehalten haben, daß alles beim alten bleiben wird. Was ſchwarz auf weiß daſteht, hilft verflucht wenig; nur die Dinge ſind die wahren, die aus den Tages- und Nachtſtunden, wie aus ihrem Erdreiche ſelbſt herauswachſen. Das andere Zeug taugt nichts: Es iſt gut, daß wir einmal darauf kommen, ich muß ſagen, mir iſt's lieb, daß zwiſchen mir und eurem verdrehten Weimar der gute, alte Ettersberg liegt. Bei euch iſt mir die Wirtſchaft mit der Dichtersbagage nachgerade zu überſchwenglich geworden! Das geht ja über unſereins hinweg, als wären wir bis aufs letzte im Preiſe geſunken! Na, mich hat Weimar lange nicht geſehen; fragt einmal, was dazumal, ehe der Schwindel bei euch losging, der alte Sperber in Weimar galt, fragt einmal, ob er nicht überall der erſte geweſen iſt. Ja, das waren damals noch Zeiten! — Du lieber Gott!"

Der Gutsbeſitzer ging in Gedanken verſunken zwiſchen den beiden Mädchen.

„Na", ſagte Röſe begütigend, „wie die Zeit für den Herrn Paten bei uns vergangen iſt, ſo vergeht ſie auch für die anderen."

„Nur mit dem Unterſchiede," ſetzte der Gutsbeſitzer hinzu, „den alten Sperber haben ſie bei Lebzeiten ſchon vergeſſen. Mit denen jetzt werden ſie's anders halten."

„'s iſt auch natürlich, Pate", meinte Röſe. „Die haben auch ihren redlichen Plack gehabt, bis ſie ſo weit gekommen ſind. Wir wollen's ihnen gönnen, du lieber Himmel, und wenn ich dächte, ich ſollte mein Lebelang wie unſere Weimariſchen arbeiten, um ſchließlich berühmt zu werden, proſte Mahlzeit, ich würde mich bedanken!"

„Hör' einmal, Röſe," unterbrach Budang ſie, „laß Horny ſo etwas hören, der hat ſowieſo geſagt, daß wir dich das nächſte Mal nicht mit ins Theater nehmen, weil du ſo unartig und unverſchämt ſprichſt, und dann will ich den Jammer nicht ſehen."

„Wenn ihr Röſe nicht mitnehmt, geh' ich auch nicht", bekam Budang von Marie zur Antwort, und die Sache war erledigt.

Ein überreichliches Frühſtück verſammelte die ganze Geſellſchaft. Währenddem wurde beraten, was man weiter beginnen wollte, und ſchon im voraus gab der Tag, da alle Wünſche betreffs der Unternehmungen zuſammenfielen, das heiterſte und anmutigſte Bild. Es war für den Nachmittag ein Gang auf des Paten große Wieſen verabredet, auf denen gerade Heuernte gehalten wurde. Sie zogen nach Tiſch aus; die Gutsbeſitzerin hatte ihnen einen Korb voll verlockender Gegenſtände gepackt, die Ernſt Schillers Reitpferd aufgeladen wurden. Das gute Tier mußte ſeine Motion haben.

Dieſer fröhlichen Heufahrt, als ſie am Nachmittag zur Ausführung kam, gab Röſe einen ganz beſonderen, intereſſanten Beigeſchmack.

Auf des Paten Wieſe war ein großer Teich, an deſſen Ufer die Geſellſchaft ſich gelagert hatte.

Röſe war wie beſeſſen vor Vergnügen über das ſchöne Waſſer, hatte ſich platt an das Ufer gelegt und die Arme in den Teich gehängt und dieſe hübſchen, feſten Arme „Fiſch" ſpielen laſſen. — Zu dieſer Vorſtellung verlangte ſie, daß

alle zuſehen müßten. — „Nun ſeht doch, ſeht doch!“ rief ſie. „Wie ſie in den Grund fahren die beiden großen Hechte — da wird wohl etwas für ihren Schnabel ſtecken; — da, und nun ſind ſie wieder oben und plätſchern.“ Und während ſie das erklärte, ſpritzte ſie um ſich her, daß die hellen Waſſerfunken über ſie und die Zuſchauer hinfuhren. Darauf ſprang ſie in die Höhe — um ſich irgendeine andere Vergnüglichkeit auszudenken. Und nach unendlichem Gaukeln und Tollen platſchte Röſe von einem Steg, der zum Schöpfen in den Teich hinausgebaut war, wie es kaum anders zu erwarten ſtand, endlich ins Waſſer.

Es wurde, während ſie noch darin ſteckte, von Marie ſtatiſtiſch bewieſen, daß es das ſiebente Mal in Röſens Leben war, daß man ſie aus dem Waſſer ziehen mußte. Marie litt auch nicht, daß einer der Kameraden ſich hineinſtürzte, um die Schweſter zu retten.

„Wartet nur, ich will es ſchon ſagen, wenn es nötig iſt. Es wäre ja ſchade um die ſchönen Anzüge.“

„Röſe, ſiehſt du, haſt du denn Grund?“

„Ja“, pruſtete Röſe, die tüchtig getaucht war, und der das Waſſer bis an das Kinn ging.

„Dann tapp vorwärts“, kommandierte Marie mit aller Kaltblütigkeit. Die beiden hatten Routine und benahmen ſich bei ſolchen Gelegenheiten tadellos.

„Hier iſt verdammter Schlick am Boden! Pfui Kuckuck!“ ſchimpfte Röſe.

„Warum biſt du 'reingefallen!“ gab die Schweſter zur Antwort. „Vorwärts!“

Budang und Ernſt von Schiller zogen den Fiſch ſchließlich zum Ufer hinauf.

„Nehmt euch in acht, nehmt einen Stock, daß ſie euch nicht ſo ſehr anfaßt!“ ermahnte Marie bei dieſer Prozedur fortwährend. „Ihr habt keine Wäſche weiter mit.“

Da ſtand nun der arme Schelm, die Röſe, in der warmen

Sonne, lebendig zwar, aber triefend und tropfend. Um die allerliebſte Geſtalt lag das dünne Kattunkleidchen wie ein Schleier, aus den Zöpfen rannen Waſſerbächlein.

Ernſt von Schiller war auf ſeinem geſchmähten Reitpferd davon galoppiert, um ihr vom Gute Kleider zu holen.

Franz Horny, der zukünftige Maler, blickte wie verſunken auf Röſe hin und ſagte ruhig und träumeriſch, wie es ſeine Art war, zu Budang: „Gibt es etwas Hübſcheres als unſere beiden Mädchen?“ Budang nickte ihm zu.

Inzwiſchen hatten ſie Röſen ein Kämmerchen aus duftendem Heu aufgeſchichtet, in dem ſie aus ihren naſſen Kleidern in trockene kriechen konnte, die durch Ernſt von Schillers Bemühen und durch des Pferdchens Anſtrengung ſchnell genug daſein mußten. Und ſo ſchnell, wie es ſich irgend erwarten ließ, kam er auch angeſprengt und ſchwenkte das punktierte Kleid luſtig, wie eine Fahne. Als er Marie alles überreicht, ſagte er in der lebendigen Erregung des ſchnellen Rittes: „Famos iſt es, was für Unſinn die Leute ſagen, wenn man mit einer unverhofften Nachricht kommt. Die Patin ſteht in der Tür, und ich rufe: ‚Röſe ſteckt im Waſſer bis über die Ohren!‘ ‚Herr Jeß!‘ ſchreit die Patin, ‚da iſt ſie gewiß naß?‘ Damit war ſie aber ſchon in vollem Trab ins Haus hinein und nach den Kleidern.“

Marie reichte der Schweſter die Sachen in das Heukämmerchen von oben hinein. Und es dauerte nicht lange, da bohrte ſich Röſes freudeſtrahlendes Geſicht durch die duftende Wand.

„Ich bin jetzt ſchon ganz hübſch trocken!“ verſicherte ſie der Geſellſchaft. „Es dauert gar nicht mehr lange, aber es geht ſo ſchwer, ich muß mich auf den Knien anziehen, ſonſt gucke ich oben übers Heu heraus!“

„Na, mach' nur“, rief Marie, „und trödle nicht!“

Als Röſe nun wieder im Schmucke des punktierten Gewandes, heiter und luſtig wie ein Morgenſtern, durch ihre Heumauer kroch, ſtieg die prächtige Laune höher und höher.

Sie ſprachen dem Äpfelwein der Patin auf das lebhafteſte zu, verzehrten, was ſich von ihrem Vorrat verzehren ließ, alles, bis auf Gläſer und Teller, und verabredeten für den andern Tag abends einen Rettungsball zu Röſens Ehre. Die Volontäre auf dem Gute wollten ſie veranlaſſen, noch einige Freunde und Mädchen aufzufordern, denn die Sache ſollte außerordentlich werden.

Und es kam zu dieſem Balle. Es kam zu allem Glanze dieſes Balles, es kam noch zu den ſchönſten Stunden. Die blumengeſchmückten, hübſchen Kinder tanzten bis in die ſtille Nacht mit ihren lieben Kameraden, ſchienen die fremden Gäſte nur deshalb gewünſcht zu haben, um deſto ungeſtörter mit den Freunden zuſammenſein zu können, und es war ihnen eine Erhöhung des Vergnügens, daß ſich außer ihnen noch mehr feſtliche Geſtalten im Garten und Haus bewegten. Durch ihre frohen Gäſte bekamen ſie wohl unbewußt die Beſtätigung, daß das Leben wirklich ſchön, wirklich überreich ſei. Was tat es den Ratsmädchen, daß ſie aus dem luſtigen Treiben am ſpäten Abend in das Schlafzimmer der Pfarrerskinder ſchlüpfen mußten, daß ſie dort nachtsüber allerlei Abenteuer durchzumachen hatten, allerlei ſonderbares Zeug und viel Geſchrei und Gezänk.

Sie hatten ſich auch bald in Reſpekt geſetzt durch tüchtige Püffe, die ſie am Morgen von ihrem Bette aus, halb im Schlaf, jedem verſetzten, der ſich ihnen nähern wollte, und ſie blieben unbehelligter.

Tagelang hatten ſie ſchon auf dem Gute die Zeit überdauert, die ſie anfangs bleiben wollten, da kam eines Morgens Franz Horny in den Pfarrersgarten gelaufen und pfiff vor dem Fenſter des großen Schlafzimmers.

Die Mädchen hörten es und ſchlüpften eiligſt in ihre Kleider und ſtanden bald erwartungsvoll draußen vor der Tür.

„Macht euch fertig", rief Franz Horny, mit der Miene, als käme er, etwas Herrliches zu verkünden. „Macht euch fertig, wir gehen heute alle miteinander hinunter nach Weimar ins Theater. Wir wollen uns ſchon hineindrängeln, da ſeid ohne Sorge. Sie geben ein neues Stück von Goethe, den ‚Taſſo'."

„Wir ſind dabei," meinte Marie. „Und wer wollte Röſen erſt nicht mitnehmen?"

„Laß ſein! Die kommt natürlich mit. Flöten-Lobe wird uns ſchon wieder einlaſſen!"

„Flöten-Lobe?" fragte Röſe gedankenlos.

„Ja doch," antwortete Horny.

Daß es jedermann genau wiſſe: Etliche Türen und Pförtlein im Theater wurden beſonders geſchloſſen, und ein junger Muſiker hatte die Aufſicht, er hieß Lobe, blies die Flöte.

Dieſen verband eine warme Freundſchaft mit unſeren Helden, und dieſe Freundſchaft vermochte ihn, der Kaſſe des Theaters ein Schnippchen zu ſchlagen, ſo daß die leichtſinnige Geſellſchaft auf Schleichwegen ihre Kunſtgenüſſe umſonſt hatte, was bei einem Kunſtgenuß von ſchöner und bedeutungsvoller Wirkung iſt.

Wären die Ratsmädel auf bezahlte Theaterplätze angewieſen geblieben, da hätte es windig damit ausgeſehen; aber deshalb, weil ſie zwei ſchlimme Schmeichelkatzen waren und mit aller Welt anbanden, und weil ſie ſo viele gute Freunde hatten, ſaßen ſie im Theater, wann ſie Luſt ſpürten, hörten die herrlichſten Dinge, ſahen vielberühmte Menſchen — und gaben nie einen Heller dafür aus.

Heute alſo wurde „Taſſo" gegeben. Das war unſern beiden recht. Beſonders wohl, weil ſie fürs Leben gern etwas Neues ſahen.

So verabſchiedete ſich die Geſellſchaft mit tauſend Dank und dem Verſprechen, ſehr bald zurückzukehren, von ihren Wirten und zog mit dem gepackten Pferdchen den Ettersberg hinab, Weimar zu, einem neuen Genuſſe entgegen.

Frau Rat empfing ihre Kinder auf das liebevollſte und zärtlichſte, ging gern auf ihren Theaterplan ein, hatte dies und das an ihren Fähnchen auszubeſſern, denn ſo ein paar übermütige Tage nehmen den Sommerſtaat ausgelaſſener Mädchen ſtark mit, und Frau Rat wollte, wenn die Kinder auch auf Hintertreppen und Schleichwegen ins Theater gelangten, daß ſie ihr, wenn ſie glücklich darin ſäßen, wenigſtens keine Schande machten.

Sei du geprieſen, Frau Rat!

Es ſoll dich niemand ſchelten, der ſich klüger dünkt und in rechtlichen Dingen korrekter zu denken gewohnt iſt als du!

Budang und Franz holten die Mädchen ab, und die Mutter ermahnte noch zur Vorſicht wegen des Erwiſchtwerdens.

„Da ſeien Sie außer Sorge, Frau Rat", ſagte Budang, einigermaßen in ſeiner Ehre gekränkt. „Wenn die Mädchen mit uns ſind, geſchieht ihnen nichts. Wir haben ſie noch jedesmal durchgebracht."

Und es ging auch diesmal vortrefflich. Flöten-Lobe hatte die Türen aufgelaſſen, die zum Einſchlüpfen erforderlich waren, und bald ſtanden ſie in dem heiligen Raume, zuerſt ſehr beſcheiden in einem Eckchen; aber ſchon mit dem Vorhaben, ſobald es tunlich, ein paar recht gute Plätze zu erwiſchen.

„Da iſt er ſchon", ſagte Franz Horny und blickte nach Goethes kleiner, düſterer Loge, unter der herzoglichen. Dort in der Dämmerung ſaß er.

Der Vorhang ging auf, und Schönheit, Reinheit und Vollendung ſtrömte über die Seelen hin. Weihe umhüllte alle, andächtiges Schweigen erfüllte den Raum, und die Herzen der Schauenden ſchlugen in erhöhtem Leben. Die ernſte Geſtalt in der kleinen, dämmerigen Loge verſchwand zuzeiten, war dann wieder gegenwärtig. Welch ein Abend war dies, welch ein Empfinden, den Schöpfer ſolcher Größe, ſolcher Schönheit nahe zu wiſſen. Über unſere guten Freunde war alles Große, was ſie hörten, erhebend, mächtig gekommen.

Sie waren alle verſchönt und gaben ein Bild beſeligter Jugend ab. Sie ſprachen kein Wort, aber ſie hatten das einige Gefühl, daß ſie miteinander genoſſen, und das Vertrauen zueinander, daß jeder verſtand und jeder entzückt war.

Nach dem Ende der Vorſtellung blieben ſie an einer Tür draußen auf dem Platze ſtehen.

„Ich will ihn heute noch einmal ſehen", ſagte Franz Horny leiſe zu den Mädchen. „Wir wollen hier warten." Und ſie warteten. Ernſt von Schiller hatte ſich auch noch zu ihnen gefunden. Bald gingen ſie einer mächtigen, ſchön ſchreitenden Geſtalt nach, die in einen weiten Mantel gehüllt war; alle ſchweigend.

Sie gingen durch die Eſplanade, die Frauentorſtraße und folgten der Spur des größten Menſchen.

Sie ſahen ihn die Stufen zu ſeinem Hauſe ruhig hinanſchreiten. Sie ſahen ihn eintreten und blickten hinauf nach den erleuchteten Fenſtern.

So ſtanden ſie eine Zeitlang.

Marie ſagte: „Hört einmal, weil alles jetzt gar ſo ſchön war, da wollen wir auch einmal etwas tun: in Wielands Garten blühen jetzt die Lilien, die ganze Partie um die Kaffeeküche iſt voll davon. Von Iris haben ſie auch ganze Klumpen in Blüte — und was man ſonſt noch findet. Ihr," ſie wies auf die Kameraden, „ihr ſollt überſteigen und zuſehen, was ihr bekommen könnt. Wir ſagen es Wielands einmal, oder ſagen es auch nicht, wie es ſich macht. Es wächſt dort wie Unkraut. Die Blumen binden wir dann in zwei große Büſchel an die Kettenſteine hier vor der Treppe. Er wird ſie morgen ſchon ſehen, aber es müſſen tüchtige Büſchel ſein, viel Grünes dazu. Baſt zum Binden, daß wir ſie an den Steinen feſtbekommen, der hängt in Wielands Kaffeeküche, links am Haken hinter der Tür."

Die Freunde waren einverſtanden und machten ſich in aller Begeiſterung auf, um unſchuldsvoll in Wielands Garten einzubrechen.

Ernſt von Schiller, Budang und Horny kletterten glücklich über, warfen den Mädchen ganze Ladungen der friſcheſten, tauigſten Blumen zu und Zweige Bandgrasbüſchel — Röſe und Marie rafften und banden mit brennenden Wangen, was ihnen zufiel, zuſammen — und ehe die drei glücklichen Diebe wieder zurückgeſtiegen waren, ſtanden die Mädchen ſchon bereit, jedes mit einem Rieſenwerk von einem ſommerlichen Strauß im Arme.

„Der Tauſend, ſo viel haben wir gelangt?“ rief Budang erſtaunt.

So zogen ſie denn wieder beladen zurück. Und bald duftete es um die Prellſteine an den breiten Stufen, die zur Haustür führten, von dem Blumenopfer, das die begeiſterten, von Lebensgenuß und Jugendkraft durchdrungenen Diebe gebracht hatten.

Während Röſe ſich noch an ihrem Strauß etwas zu ſchaffen machte, ſagte ſie: „Übrigens iſt es kein Wunder, wenn es ihm“, ſie zeigte hinauf nach dem Fenſter, „ſo gelingt. Wenn man einmal ein großer Menſch von Natur iſt, da braucht man nur zu leben, und es macht ſich von ſelbſt, gerade ſo, wie ſich bei uns nichts macht. Mir tut Ernſten ſein Vater leid, daß er ſo früh hat ſterben müſſen.“

Ohne daß ſie noch ein Wort dazu ſprach, ſteckte ſie eine Knoſpe, die ſie aus dem großen Blumenreichtum brach, ihrem guten Freunde an die Bruſt.

Jetzt brachten die drei Kameraden die Mädchen nach Hauſe, und über die ſchönen Erlebniſſe des Tages ſanken die Träume.

Handelt von der alten Kummerfelden

So ungebunden das Leben unſerer Ratsmädel ſich geſtaltete, ſo geſchah es doch, daß ſie ernſtlich angehalten wurden, etwas Vernünftiges zu treiben.

Gegen das Erlernen von fremden Sprachen und Muſik hegten ſie von früh an, wie gegen etwas völlig Überflüſſiges und Zeitverderbendes, einen heftigen, unüberwindlichen Widerwillen, der nach manchem Verſuch, die Mädchen anders zu überzeugen, geachtet worden war. Man hatte ſie in der ſtark ausgeſprochenen Neigung, ihren Geiſt von jenem Ballaſt frei zu halten, ſchließlich nicht mehr gehindert.

Frau Rat war der ruhigen Überzeugung, daß ihre Mädchen mit geſundem Menſchenverſtand genügend verſorgt ſeien, ſo daß ſie das Darum und Daran zur Not entbehren konnten, ja, daß man kaum bemerken würde, daß ihnen etwas, worauf andere großen Wert legen, abgehe. Sie dankte ihrem Gotte dafür, daß die beiden Rangen zu Handarbeiten einige Neigung zeigten, und war froh, daß es ſich mit ihnen ſo und nicht anders geſtaltet hatte, denn hätten ſie in Muſik und Sprachen bis über die Ohren geſteckt und dabei ihrer Hände Arbeit verächtlich von oben herab behandelt, ſo wären ſie für Frau Rat ein paar rechte Sorgenkinder geworden, denn dieſe baute alle Hoffnung für eines Mädchens Glück und Zufriedenheit auf deſſen Fleiß, Ordnungsliebe und kluge Selbſttätigkeit im Hauſe; mochte das Mädchen dann ſein, wie es wollte, es würde ſicher ſich als Frau dem Manne doppelt nützlich machen, denn wo auch Schönheit, Leidenſchaft vergeht, bleiben Ordnung, Behagen, Fleiß als liebgewordene Gewohnheit zurück und treten in volle Rechte ein. — Und Frau Rat erkannte bei allem Übermute und aller Unart ihrer Mädchen dennoch einen guten, vertrauenerweckenden Kern

in ihnen. In guter Einsicht hatte sie neben dem kärglichen Schulunterricht, den die beiden genossen, für tüchtige Kräfte gesorgt, die ihnen Anweisung in der Kunst weiblicher Handarbeit erteilen sollten. — Da war zuerst die Jungfer Concordia, die mit aller Liebenswürdigkeit ihrer sanften Person auf unsere beiden eingewirkt hatte und ihnen auch mit mancherlei Kenntnissen unvermerkt beigekommen war.

Als Jungfer Concordia von Kränklichkeit oft heimgesucht wurde und die Mädchen nicht immer um sich haben konnte, riet dieselbe der Mutter, Röse und Marie zu der alten Kummerfelden zu tun, die in jeder Weise eine vertrauenerweckende Persönlichkeit sei.

Und so geschah es. Madame Kummerfelden war, wie männiglich bekannt, früher Schauspielerin gewesen, und zwar eine große Künstlerin, vortreffliche Darstellerin der Julia und Ophelia. In Hamburg, Frankfurt, Leipzig und Weimar hatte sie einen guten Namen gehabt. Jetzt saß sie in einem kleinen Häuschen, das sie in Weimar den Entenfang nannten. „Entenfang", weil es an einem Wassergraben lag, in dem die Enten der Federwischmühle ihr Wesen trieben und vor einer Schleuse in der Nähe des Häuschens haltmachen mußten.

Die Schleuse, die in einem versteckten, von dichtem Buschwerk überwachsenen Winkel lag, hatte den Müller schon um manchen fetten Braten gebracht, denn verdächtiges Gesindel wußte von diesem Versteck aus die Enten, die sich dort gern aufhielten, da sich daselbst allerlei Vorzügliches für ihren Geschmack staute, zu beschleichen und wegzukapern.

So wohnte die Kummerfelden am Entenfang und hielt ihre vielbesuchten Nähstunden. — Das kleine Haus hatte sich jedenfalls ein närrischer Kauz vor langen Jahren nach seinem Behagen und Geschmack erbaut, und der Geschmack bewies, daß der Erbauer desselben einiges überflüssiges Geld besessen, denn auf die sonderbarste Manier hatte er an unmotivierte

Stellen und Ecken des Häuschens kleine Säulen, die nichts trugen und ſtützten, anbringen laſſen. Wo es ihm beliebt hatte, klebte an der Wand, auf einem Konſol oder irgendeinem Vorſprung, ein Säulchen, auch über den Türen ſtanden ſie zu dreien und vieren; alle hatte man, wie die Wände, gleichmäßig gelb übertüncht, und ſie waren der Ärger der Kummerfelden, ſolange dieſelbe das Häuschen bewohnte.

Sie hatte in einer erboſten Stunde berechnet, daß an die dreihundert Reichstaler durch die verwünſchten Säulen und Säulchen an den Wänden und in den Ecken verbaut waren, und dieſer tote Schatz war ihrem praktiſchen Sinn ein wahrer Ekel.

Was ihr Haus aber lieb und wert machte, mochte eine Einrichtung ſein, die ſie für ihre Zwecke gar nicht beſſer wünſchen konnte — und von der ſie ſich nicht ausreden ließ, daß der Erbauer des Häuschens dieſe ſchon in der Vorahnung ihrer künftigen Exiſtenz darin habe treffen müſſen.

Denn auch die Kummerfelden, wie jede gute Sterbliche, hielt ihr eigenes Daſein für den Punkt, auf den alle Linien zuliefen. Die Einrichtung, die ſie ſo erfreute und die allerdings großen Einfluß auf ihre Art zu leben und zu wirken hatte, war folgende: Die beiden Hauptzimmer des Hauſes, ein größeres und ein kleines, lagen wohl nebeneinander, aber ſie lagen nicht auf gleichem Niveau, ſondern von der kleinen Stube führten breite Stufen in das große Zimmer hinab. — Das war eine verzwickte Bauart — aber, wie es ſich herausſtellen wird, für die Zwecke unſerer Kummerfelden wie erfunden.

Die Alte hatte in dem oberen kleinen Zimmer ihr Bett, das ein rotgeblümter Vorhang umſchloß, und einen Schrank voll Raritäten; darüber hingen ihre Lorbeerkränze, die glückliche Jahre ihr eingebracht hatten, wie Erntekränze von der Decke herab.

Sie hatte in dieſem oberen Reich ihre Deſtillation. Sie war die Erfinderin des Kummerfeldſchen Waſch- und Schönheitswaſſers, das bis heute noch in jeder Apotheke Deutſch-

lands und weit über Deutſchland hinaus zu haben iſt. — Und die Alte war der lebende Beweis, daß ihrer Erfindung zu trauen ſei, denn trotz ihrer Jahre hatte ſie ein friſches, blühendes Ausſehen und hielt viel auf ſich. Sie trug eine Haube mit Ohrenklappen und mächtigen Bändern, wie außer der ihren keine weiter im Städtchen anzutreffen ſein mochte. Ihre Kleidung war von altem, bewährtem Schnitt, der von allerlei leichtfertigen Erfindungen längſt überholt war, dem ſie aber mit vollem Selbſtbewußtſein treu blieb. Das Muſter ihrer Kleidung mußte ſtets ein geblümtes ſein; ſie liebte es, einen freundlichen Eindruck zu machen, und ein geblümtes Kleid war ihr das erſte Erfordernis, um ſolch einen Eindruck hervorzubringen.

Die Möbel der Kummerfelden verrieten ſamt und ſonders, daß ſie einer praktiſchen, zugleich lebhaften Perſon, die es mit dem Leben leicht nahm, angehörten. Die Kommode zum Beiſpiel gab Zeugnis davon. Dieſe ſtand auf drei Kugelbeinen, das vierte erſetzte ſeit einer Reihe von Jahren ein vorzüglich paſſender, roter, irdener Blumentopf und genügte beiden, der Kommode und der Kummerfelden, auf das beſte. An einer lila Schnur, die mit einem Nagel an dem Kommodenrand befeſtigt war, hing eine zweizinkige Gabel herab, die als Brecheiſen und Hebel dienen mußte, um den Schlüſſel zu erſetzen.

Mit dieſer ſtach die Kummerfelden mit einer ausgezeichneten, nie fehlenden Sicherheit in die drei Fächer hinein, ohne das Möbel jemals lebensgefährlich zu beſchädigen, und jedes Fach zeigte, was dem Verfahren nach natürlich war, eine Stichfläche, ähnlich der, die den linken Zeigefinger einer fleißigen Näherin kennzeichnet.

Als Schmuck des Zimmers ſchien die Künſtlerin ihre geblümten Gewänder zu betrachten, die in aller Unſchuld und Fröhlichkeit an den Wänden umher hingen. Das machte den Eindruck, als liebe die Kummerfelden, ſie um ſich verſammelt zu ſehen. Der einzige Stuhl des Zimmers ſtand vor dem

Himmelbette, war ein Lehnſtuhl mit großen Ohren und hatte ein außerordentlich freundſchaftliches und gutmütiges Ausſehen. Über dem Bette, von dem Himmel herab, hingen die auserwählten Lorbeerkränze, mit gewaltigen Schleifen, die jedenfalls aus tiefen Gründen dieſen Ehrenplatz erhalten hatten. Außerdem aber hing über dem Bette ein rotſeidener, verblichener Beutel, der das Schnupftuch für die Nacht barg, eine Ledertaſche, in der ſich zu jeder Zeit Zwieback und ein ſtärkendes Schlückchen befand. Die Kummerfelden litt, wie viele alte Damen, an momentanen Schwächezufällen, die zuzeiten in merkwürdig kurzen Pauſen wiederkehrten.

In einem andern Beutel über dem Kopfkiſſen, der an einer Schnur ſich bis auf das Bett herabziehen ließ, lag ein Gebetbuch und das Teſtament der alten Künſtlerin.

In das Gebetbuch, an der Stelle, wo die Stoßgebete für das letzte Stündlein ſtanden, hatte ſie, der Vorſorge wegen, eine dicke Schnur gelegt, daß, wenn es einmal unvermutet ans Sterben kommen ſollte, ſie ſich mit leichter Mühe zurecht finden und einigermaßen Troſt verſchaffen konnte.

Einſame Menſchen müſſen ſich für die Nachtzeit in allen Dingen vorſehen, denn es lebt und ſtirbt ſich beſchwerlich allein, und die ſonderbarſten, bequemſten und vorteilhafteſten Einrichtungen erſetzen zu manchen Stunden die kärglichſte Geſellſchaft nicht.

In dem oberen Stübchen blieb ſie allein Herrin, kein fremder Fuß durfte es betreten, in dem unteren hingegen war das Reich ihrer Schülerinnen, ihrer Elevinnen, wie ſie dieſelben vorzugsweiſe gern benannte.

Da wurde genäht, geſtickt, geſtrickt und geſtopft und endlos geplaudert.

Die Kummerfelden ſaß während der Unterrichtszeit auf der zweitoberſten Stufe der Treppe, welche die beiden Zimmer miteinander verband, und hatte ſich dort einen höchſt behaglichen Sitz eingerichtet, mit Kiſſen und Polſtern. Das Stück

Stufe, das ihr zum Sitz diente, war von ihr selbſt, um es ſicher und bequem zu haben, etwas verlängert worden durch ein feſtgenageltes Brett; und von dieſem Throne herab überwachte ſie ihre Mädchen, von da herab tönten ihr munteres Lachen, ihre Verweiſe, ihre Aufforderung zu einem Gange ins Freie, wunderbare Erzählungen aus ihrem bewegten Künſtlerleben. Von hier aus las ſie ihnen vor, deklamierte ſie ihre alten Rollen. Es war ein ganz prächtiger Platz, um die Schülerinnen zu überblicken. Die Kummerfelden hatte ſcharfe Augen, ſo leicht entging ihnen nichts. Sie kannte ihre Mädchen. Außerdem hatte ſie eine ganz beſondere Schlauheit angewendet, um genau zu wiſſen, was vorging. Sie hatte ſich von jeher als ſchwerhörig angeſtellt, damit die unten ungeſtört alles und jedes laut miteinander plaudern konnten in dem Glauben, ihre Meiſterin verſtände nichts. Dabei waren aber die Ohren der Alten unter der Mütze wie Luchsohren ſo ſcharf, und ſie lachte ſich ins Fäuſtchen, wenn die von ihr Getäuſchten ganz ungeniert und laut Dinge ſprachen, die ſonſt wohl gar nicht in ihrer Nähe oder doch im Flüſterton verhandelt worden wären.

Doch hatte ſie dieſen Betrug nicht aus Bosheit, ſondern aus wahrem Intereſſe an ihren Zöglingen ausgeſpielt und lachte manchmal in ſich hinein über die närriſche Welt, denn jede neue Generation, die auf ein Jährlein oder zwei bei ihr eingetan wurde, um zu lernen, benahm ſich genau wie die vorhergehende. Eine jede behandelte mit unerhörter Wichtigkeit Dinge, von denen man der Art nach, wie die Mädels darüber ſprachen, annehmen mußte, daß dieſe Dinge überhaupt zum allererſten und unwiderruflich letzten Male auf Erden ſtattfinden würden.

„Hört einmal, ihr Sakramenter", rief die Kummerfelden von ihrem Throne herab eines Tages, als ſie es ihr da unten zu toll trieben; es war zur Zeit, als auch die Ratsmädchen bei ihr ſaßen. „Hört einmal, ihr da unterhaltet euch doch nicht

etwa von Liebesgeſchichten? — Ihr macht mir gerade ſolche Geſichter."

„I bewahre," rief eine Schülerin luſtig, „was denkt die Madame!"

„Ei du!" murmelte die Alte in ihre große Haubenſchleife hinein, „daß dich doch! — Das lügt nun einmal, ſolange die Welt ſteht!" Damit beruhigte ſich die Kummerfelden wieder, da ſie doch nichts an der Welt ändern konnte.

„Aber", ſagte ſie, „im Falle ihr einmal von Liebesgeſchichten ſprechen ſolltet, und weil wir einmal darauf gekommen ſind, will ich euch doch meine Geſchichte mit dem Schauſpieler Krakow erzählen. Es iſt zwar nicht viel daran, aber doch genug, um zu ſehen, daß man auf alles gewärtig ſein muß im Leben."

Und mit wahrer Herzensluſt legte ſie los und erzählte dies und das von Hamburg und von Bremen und ſprach eifrig: „Alſo denkt euch! Ich verlobte mich mit beſagtem Herrn Schauſpieler. Er war ein recht ſchöner Menſch von guten Gaben, war auch nichts gegen ihn einzuwenden, daß ich wüßte. Zurückgelegt hatte er noch nichts, das hatte ich getan, und alles ſchien ſo leidlich in Ordnung.

Mir war von ihm ein goldener Anſteckekamm verehrt worden, und ich gab ihm eine perlengeſtickte Börſe. Sie liegt noch oben in meinem Schrankkaſten, denn er mußte mir, wie er das einem anſtändigen Frauenzimmer nicht verweigern konnte, bei der Auflöſung unſerer Verbindung die Börſe zurückgeben, und unſere Verlobung löſte ſich, durch Gottes Schickung, folgendermaßen:

Mein Verlobter überſandte mir zu meinem Geburtstag ein Körbchen mit Mandeln und Roſinen, dazu ein Verschen, über das ihr ſtaunen werdet, da es bis jetzo noch nicht zutrifft und recht zeigt, was für ein verräteriſcher und verleumderiſcher Menſch mein Verlobter war. Schickt mir alſo das Körbchen, und der Vers war ſo:

‚Runzlig zwar, doch ſüße;
Nimm ſie und iß ſe.‘

Dieſen Vers, wenn man das abgeſchmackte Ding ſo nennen kann, verehrte er mir.

Natürlich iſt das ‚runzlig, doch ſüße‘ eine Anſpielung auf meine Perſon geweſen. Ich war damals die jüngſte nicht mehr und Witwe, doch weit entfernt von dergleichen, was er andeutete; was ihr mir glauben werdet, wenn ihr bedenkt, wie ich jetzt, nachdem ſo viele Jahre darüber vergangen ſind, noch ausſehe.

Aber weiter“, ſagte die Kummerfelden: „Ich konnte natürlich die Beleidigung nicht auf mir ſitzen laſſen und ſchrieb ihm den Abſagebrief, wie es einem anſtändigen Frauenzimmer geziemt. Er hat ihn auch ohne weiteres angenommen und iſt kurze Zeit darauf mit der Soubrette durchgegangen, ſo daß die ganze Angelegenheit den Anſchein einer rechten Verräterei trug. Mir hatte das Schickſal in dieſem Falle wohlgewollt, wenn man bedenkt, daß er ſich ſpäter ſein Lebtag mit der Soubrette geprügelt hat, und daß er alles durchbrachte, was irgend ſich durchbringen ließ. Ihr ſeht,“ fuhr ſie fort, „daß es mit Liebesgeſchichten ſeinen Haken hat. Schwatzt nicht ſo viel darüber, das lockt das Böſe an. Nehmt's, wie es kommt, und grämt euch nicht, wenn es nichts wird, der ganze Handel iſt des Aufhebens nicht wert, das man darum macht. Nehmt euch ein Exempel an mir, wie ich es mit dem Schauſpieler Krakow machte. Alles kurz und bündig und keine Zererei, wenn es nichts wird. Kommt ihr zu einer Heirat, mir ſoll's recht ſein; aber beſſer iſt es allemal, es kommt nicht dazu; das heißt, wenn man ein reſolutes Frauenzimmer iſt und weiß, was man will. Und ich bin eine Verheiratete und ſag' das; merkt's euch: kein ſolch Ding von einer Jungfer, die von Angelegenheiten ſchnackt, die ſie nicht kennt.“

Ob Madame Kummerfeld durch ihre Erzählung und ihre

Ermahnungen in Wahrheit glaubte, Eindruck auf die übervollen Herzen um ſie her zu machen? Wohl ſchwerlich.

Sie war zu ſehr durch langjährige Erfahrungen von der Unverbeſſerlichkeit ihrer Schülerinnen überzeugt. Es mochte ein launiger Einfall ſein, der ſie dazu veranlaßt hatte, und übrigens ſtimmte ſie mit den Schülerinnen im Grunde des Herzens überein, auch ſie fand, daß es eine ſchöne Sache um das Lieben und Geliebtſein ſei. Sie hatte auch das ihre genoſſen, war aber ſeit lange vollkommen mit ihrer Herzensruhe einverſtanden, wünſchte es nicht beſſer und hatte ihren Spaß an denen, die noch mitten darin ſteckten oder gar eben erſt begannen. Dieſen liebte ſie es, ein paar herbe Biſſen, wie eben jetzt, vorzuwerfen.

Was brauchten die Mädchen zu wiſſen! Sie würden es ſchon erfahren!

Eine dumme alte Gans, die es jungen Dingern läpperig macht!

Solcher Art waren die Anſichten der Kummerfelden.

Ja, man ſollte ſie einmal hören, wie unterſchiedlich ſie mit einem Mädchen ſprach kurz vor deſſen Hochzeit, und mit einem, bei dem vorderhand noch nichts in Ausſicht ſtand.

Die Kummerfelden war, wie alle klugen, liebevollen Leute, doppelzüngig im guten Sinn und richtete deshalb im Verkehr mit den Mädchen gar wenig Unheil an; trotz ihrer Geſchwätzigkeit.

Sie hatte für ihre Schülerinnen eine warme und teilnehmende Liebe, führte auch in ihrem Tagebuch für jedes der Mädchen eine Rubrik, in die ſie ihre Wahrnehmungen und ihr Urteil über die Betreffende eintrug. Da ſtanden auch die Ratsmädel kurz und bündig als ihre Lieblinge verzeichnet, ohne jeden weiteren Zuſatz; den hielt die Kummerfelden in dem Falle, in welchem ſie ihren höchſten Ehrentitel gab, für unnötig.

Was für liebenswerte Schuleinrichtungen und Geſetze

hatte die prächtige Frau für ihre Mädchen gutgeheißen und erfunden!

Einrichtungen, die so ganz dem Empfinden der Jugend angepaßt waren. Da gab es einen Lohn, der das lobenswerte Geschöpf, dem er zuerteilt wurde, mit heiligem Schauer überrieselte. Wer ganz vorzüglich gearbeitet und dies ununterbrochen eine Zeitlang durchgeführt hatte, diese Auserwählte durfte während einer Unterrichtsstunde in den weißen Schuhen der Julia, Shakespeares Julia, auf den Treppenstufen erhöht sitzen. Diese Schuhe hatte die Kummerfelden in ihrer guten Zeit als Julia im Sarge getragen. Keines der Mädchen konnte sich etwas Geheimnisvolleres als diese weißen, immer noch unverbrauchten Atlasschuhe denken, und die Glückliche, die sie tragen durfte, fühlte sich durch dieselben und durch die Art, wie die Kummerfelden sie ihr feierlich anlegte, aus den profanen Lebenskreisen gehoben. Mit den Schuhen der Julia an den Füßen war dem Mädchen der Vorhang, der ihm noch vor der Welt des Schönen hing, ein wenig beiseite geschoben. Julias Zauber, Julias Liebe, Julias selige Sprache sank auf sie nieder, und sie fühlte sich geweiht und allem andern entrückt. Die Kummerfelden hatte die Schülerinnen wohl eingeführt in die Bedeutung der Attribute.

Sie hatte ihnen, von ihrem Sitzplatz auf der Treppe aus, ihre alte Rolle wiederholt deklamiert, so wie sie es sonst in ihren jungen, begeisterungsvollen Jahren getan.

Und die Julia in der großen Haube mit Ohrenklappen, in dem geblümten Kleide, hatte die Zuhörerinnen ganz hingenommen und zu Tränen gerührt und tief erschüttert.

Welche zaubervollen Stunden verstand die Gute den Mädchen zu bringen, und wäre sie noch sonderbarer gewesen, ihr gutes, reines Herz, ihre freundliche Gesinnung, ihr heller Geist wäre durch alles durchgedrungen und hätte sich durch jedes Hindernis hindurch offenbart.

Ein weiterer Ansporn für Fleiß und Betragen war von

den Schülerinnen ſelbſt erſonnen, von der Meiſterin gutgeheißen und hatte ſich als Tradition von einer Klaſſengeneration auf die andere fortgeerbt. Die Mädchen waren immer mit Eifer dahinterher, daß ſo viele Hemden wie möglich zu gleicher Zeit fertig wurden. Das Zuſchneiden und vollendete Nähen dieſer wichtigen Kleidungsſtücke lehrte die Kummerfelden mit Weihe und Geſetzesſtrenge, denn es erſchien ihr als oberſtes und erſtes Erfordernis weiblicher Bildung die untadelhafte Vollendung eines Hemdes. Ein Mädchen, das in dieſer Wiſſenſchaft nicht auf erwünſchter Höhe ſtand, ſchien ihr ein Greuel, deshalb war es ihr recht, daß ſich aus dem Empfinden der munteren Geſchöpfe ſelbſt eine Art Feier, die die Vollendung eines ſolchen Meiſterwerks begrüßte, herausgebildet hatte.

Die Mädchen ſorgten nämlich dafür, wie ſchon geſagt, daß ſo viele Hemden wie möglich zu gleicher Zeit fertig wurden, und richteten dies aus kluger Berechnung ein, damit jede nach der Lehrſtunde ihr neues Hemd über das Kleid ziehen konnte, und alle miteinander zogen dann derart ausſtaffiert im Zuge durch die Straßen auf Umwegen nach Hauſe.

Wenn die weiß angetane Schar, im Gefühle ihres Fleißes und einer ſchönen Errungenſchaft, bei der Kummerfelden aufbrach, da blickte ihnen dieſe wohlwollend nach und freute ſich über die Hemden, die ſie übergezogen hatten. Weder bei ihr, noch bei den Schülerinnen kam ein Zweifel auf, ob dieſer muntere Triumphzug auch ganz in den Regeln des Anſtandes ſich bewegte. Die Mädchen zogen im Schmucke ihrer vollendeten Kunſtwerke unangefochten dahin, hörten, wie ein paar verſtändnisvolle Frauen, an denen ſie vorüberkamen, ſagten: „Herrjes, da ſind die Kummerfeldſchen ſchon wieder mit ihren Hemden fertig!“ Die Gaſſenbuben riefen ihnen nach:

„Kummerfeldſche Hemdenmätze!“

Man ſchaute ihnen nach, jung und alt; aber durchaus nur wohlgefällig. Die Einrichtung der Kummerfelden hatte den

Charakter einer Sitte angenommen, und einer Sitte, sie mag noch so dumm sein, bezeugt jedermann Verständnis und Achtung.

Außerdem machte der Zug der Hemdenmätze Propaganda für die Nähschule. Das wußte die kluge Kummerfelden ganz wohl. Auf ihren Vorteil war sie sehr bedacht.

Doch mochte sie eine jener Frauen sein, bei denen jede Regung sich in Liebenswürdigkeit verwandelt, Berechnung in artige Laune und Schrullenhaftigkeit in Reiz. Sie war so glücklich, alle ihre Eigenschaften für andere angenehm gestalten zu können; es mochte wohl keines unter ihren Mädchen sein, dem sie nicht eine liebe Erinnerung durchs ganze Leben geblieben ist.

Wenn sich nach langen, langen Jahren, die über das Grab der Alten hingegangen waren, alte Weimaranerinnen auf der Straße begegneten, die in ihren jungen Jahren bei der Kummerfelden genäht und sich vielleicht seit jener Zeit kaum wieder gesprochen hatten, da stiegen ihnen so liebwerte Bilder auf, und die Gestalt der Madame hielt ihnen gleichsam ihre schöne Jugendzeit wie ein gutes Lieblingsgericht, an dem sie nun schon lange nicht mehr gekostet, wehmütig lächelnd entgegen.

Als unsere Röse eine alte, prächtige Frau geworden war, Großmutter und Urgroßmutter, da kam ihr einmal nachts die Erinnerung an eine wunderschöne Geschichte: „Die Abtei Balderoni", die die Kummerfelden stückweis vorgelesen und die sie nie zu Ende gebracht hatte, denn sie war darüber gestorben. Und die Großmutter dachte noch mit Bedauern daran, daß die Kummerfelden damals nicht hatte zu Ende kommen können.

Die Erzählung, die die junge Röse entflammt, und die Art des Vortrages, die sie hingenommen hatte, wirkte in der alten Frau, über die ein reiches Leben hingegangen war, in der dunklen, einsamen Nacht noch fort, und sie fühlte sich überströmt von Erinnerungen, die ein paar wenige noch mit ihr teilten.

Es war ein unbedingt durchdringender Eindruck, den die Nähmeiſterin auf ihre Mädchen ausübte. Sie mochte vorſchlagen, was ſie wollte, man war immer dabei, ihre Ideen durchzuführen.

So veranſtaltete ſie Spaziergänge mit ihren jüngſten Schülerinnen, und zwar ging ſie mit ihrer Schar in den Park zu beſtimmten Stunden, während derer die Herrſchaften dort zu promenieren pflegten. Da legte ſich die Kummerfelden mit ihren Elevinnen in Hinterhalt, wie die Jäger auf den Anſtand, und lauerte, ob ſich etwas Fürſtliches zeigen würde, und wenn ſich etwas näherte, da kamen ſie alle vor und gingen entgegen, und die Kummerfelden machte einen ſo ausgezeichneten, unübertrefflichen Knicks, „knutzte" ſo tief, wie die Mädchen ſich ausdrückten, daß ſie immer erſt nach einer langen Weile, wenn man ſchon alle Hoffnung aufgegeben hatte, ſie wiederzuſehen, in die Höhe kam, mit einem unnachahmlichen, würdevollen Ausdruck, als wäre nichts geſchehen.

Sie hatte übrigens während ihrer Verſunkenheit alles um ſich her bemerkt und beſonders das, daß die Mädchen ſich gewöhnlich ihr Vorbild nicht zu Herzen genommen und einen äußerſt leichtſinnigen Knicks zuſtande gebracht hatten.

„Denkt ihr denn," ſagte ſie dann aufgebracht, „daß ich die Knickſerei für mich mache? Daß ich mir zur Übung auf die Herrſchaften warte, ihr Dummhüte? Das nächſte Mal, wenn wir ihrer wieder habhaft werden, bitte ich mir Gehorſam aus — hört ihr? —! Ich könnte euch ja vor Stühlen eure Knickſe machen laſſen und weshalb nicht; aber ich bin nicht für etwas Halbes, erſt, wenn man in der Patſche ſitzt, weiß man, wie man ſich benimmt. Alſo das nächſte Mal aufgepaßt!"

Exzellenz von Goethe bekam auch ſo manchen Knicks von der Kummerfelden mit ihrer Schar. Für ihn hatte ſie beſonders weihevolle, doch nicht ſo tiefe Verbeugungen wie für die Herrſchaften in Bereitſchaft. „Jedem das Seine", ſagte ſie. „Geiſtige Größe iſt aller Achtung wert, ſolange wir

aber im Fleiſch und nicht im Geiſte wandeln, muß ſie zurückſtehen."

„Im künftigen Leben iſt das dann anders", verſicherte ſie ihren Zuhörerinnen. — „Dann kommen dergleichen Unſinnigkeiten nicht mehr vor. Hier müſſen wir es mitmachen, und wer es nicht tut, zeigt, daß er keine rechte Auffaſſung und Würdigung des Lebens hat, weder des irdiſchen, noch des himmliſchen.

Macht einer hier Verſtöße, wird er ſie auch dort machen, denn es kommt alles auf die Klarheit an, daß man die Dinge ſo anſieht, wie ſie ſind und wie ſie hier angeſehen werden müſſen.

Wer das tut, iſt ein kluger und anſtändiger Menſch, gegen den ſich nichts ſagen läßt."

Das waren weiſe Regeln der Kummerfelden.

Sie war eine nachſichtige Frau und ließ um ſich her Dinge geſchehen, die eine andere verpönt haben würde.

Während der Nähſtunden trieb ſich nämlich vor den Fenſtern des Entenfanges allerlei loſe Geſellſchaft umher.

Die Kummerfelden gebrauchte deswegen eine Vorſicht, ſie ſetzte in die Nähe des Fenſters immer die jüngſten, den Jahren nach die unſchuldigſten, von denen ſie wußte, daß ſie noch keine Liebesgeſchichten anzettelten.

Die Ratsmädel hatten dieſen Vorpoſten inne; aber, wie es geht, in Ermangelung eines anderen Weges wurde ſo manches Briefchen geheimnisvoll durch das offene Fenſter oder durch eine Spalte geſchoben und von den Ratsmädchen der Beſitzerin zugeſteckt.

Röſe und Marie ſelbſt empfingen allerlei niedliche Sächelchen auf dieſem Wege, eine Blume, ihre aus Papier ausgeſchnittenen Namen: Marie und Thereſe (Budang war in dieſer Kunſt Meiſter), eine Düte mit allerfeinſten Malzbonbons, aber keine Briefchen! bis dahin hatten es unſere beiden noch nicht gebracht. Sie überreichten der Kummerfelden die ſchönſten der zugeſteckten Bonbons, die ſich dafür beſtens be-

dankte und ſelbige ganz munter auf ihrem Throne zerknackte, denn ſie hatte gute Zähne.

Das war die Kummerfelden mit ihrer Nähſchule, ihrem Verſtändnis für die liebe Jugend, ihren kräftigen Ausdrücken und ihrer klugen, freundlichen Seele.

Durch Madame Kummerfeld hatte Röſe eine wertvolle Bekanntſchaft gemacht, nämlich die des Türmers Keſſelring, der mit der Nähmeiſterin in Verwandtſchaft ſtand, und zu dem Röſe verſchiedene Male auf den Turm wegen einer Ausrichtung geſchickt worden war. Er ſchrieb Noten und Manuſkripte ab, und da die Kummerfelden noch immer ihre Verbindungen mit dem Theater hatte, konnte ſie ihrem Vetter allerlei Arbeit vermitteln und beſorgen, was ſie getreulich tat, und ſo wurde Röſe verſchiedene Male zu ihren Ausrichtungen benützt. Die hatte ſich, wie ſie es überall tat, wo es ihr gefiel und wo ſie ſich wohlfühlte, auch bei dem Türmer Keſſelring und ſeinen Leuten einzuſchmeicheln gewußt und war auf der Höhe des Stadtkirchen-Turmes ein immer gern geſehener Gaſt.

Der Türmer wartete des Amtes, das ſein hoher Titel bezeichnet, war nebenbei Abſchreiber, Schuhflicker, alles in einer Perſon, ein fleißiger Mann, der auch allen Grund zu ſeinem Fleiße haben mochte, denn es galt, für ein ganzes Häuflein Kinder, die in dem Turme eingeniſtet waren, zu ſorgen. Keſſelrings waren zufriedene und ordentliche Leute und machten ſich das Leben ſo angenehm, wie es in ihrer Lage irgend möglich war, feierten ihre Weihnachten im Turmſtübchen mit aller Feſtlichkeit, buken zu Oſtern und Pfingſten große Kuchen, die ſie durch die Turmwinde hinabließen, damit ſie im Backhauſe vollendet würden. Sie leierten ſie dann wieder gebacken herauf, daß ihnen der ſüße Geruch in die Naſe ſtieg.

Röſe, die dieſe Bekanntſchaft merkwürdigerweiſe allein unterhielt, hatte bei den Türmern ſchon Weihnachten mitgehalten und alle anderen Feſtlichkeiten, auch die Taufe des jüngſten Türmerleins.

Wie merkwürdig geheimnisvoll und für ein junges Gemüt tief anziehend war Weihnachten auf dem Turm!

Wie in Wolken von fallendem Schnee umgeben, ſaßen die guten Leute und der Gaſt in dem behaglichen Stübchen bei dem brennenden Chriſtbaum und einem Karpfengericht. Der Wind trieb die Flocken an die Fenſter und verdeckte und überzog ſie faſt. Tief unten in der Stadt leuchteten Lichter durch den Schneenebel, kein Geräuſch klang herauf — alles, was den Turm umgab, war Weichheit, Reinheit, Friſche, und der Türmer Keſſelring blies am offenen Fenſter einen Choral in den ſprühenden Schnee hinaus.

Und welches Behagen, welche Lebensfreude war in dem engen, hellen Raum, dem einzigen belebten Orte in ſolcher Höhe! Von Elementen umbrauſt, hockte es ſich ſo behaglich da oben. Röſe kauerte mit den Kindern in einer Ecke, und ſie ſahen dem Erlöſchen der Lichter am Baume zu.

Da brannte eins noch hell, das Stümpchen war verzehrt; es flackerte auf, es ziſchte ein wenig und flackerte wieder und flackerte nach einmal und glimmte dann; ein würziger Rauch wie von einem kleinen Opfer ſtieg auf, und noch ein Glimmen, und es war verlöſcht — verlöſcht für ein Jahr. Denn bis wieder die Lichter angezündet wurden, mußte ein Frühjahr hingehen, ein Sommer, ein Herbſt — ein langes, langes Leben.

Was konnte dazwiſchen geſchehen? Die Frage tat Röſens Herzen wohl; was kommen konnte, war nur Wiederholung von dem, was bis jetzt geſchehen, und das war ſo gut, ſo ſchön geweſen!

Und wie unbeſchreiblich war es bei Keſſelrings; wie ſonderbar ſich die Karpfen auf Turmeshöhe und auf dem ärmlichen Tiſch ausnahmen; ſo ganz fremdartig, weihevoll und feierlich, und wie ſie dufteten, als wären es die ſchönſten Spiegelkarpfen und waren doch ſo kleine, ruppige Dinger, denen man, um ihnen Wichtigkeit für den Magen zu ver-

ſchaffen, eine tüchtige Portion Kartoffeln zur Begleitung beigeben mußte.

Sie taten aber, ſo klein ſie waren, ihre volle Schuldigkeit, brachten über alle, die um den Tiſch ſaßen, herrlichſte Weihnachtsgefühle, waren für aller Augen unantaſtbar vorzügliche Weihnachtskarpfen, an denen zu kritteln ein Vergehen geweſen wäre. Wie undeutliche, zum Herzen ſprechende Offenbarungen lagen ſie auf dem Tiſch und verſchwanden wie Erſcheinungen in den roſigen Mündchen der Kinder, um nur Gräten nnd angenehme, ſüße Erinnerung an ihre Geſtalt und ihr ganzes weihevolles Weſen zurückzulaſſen.

Der Pfefferkuchen, die Äpfel, die Nüſſe, die nnter dem Baum lagen, waren auch für alle Anweſenden nicht gewöhnlicher Pfefferkuchen — nicht gewöhnliches Obſt, Gott bewahre! Das waren myſtiſche Dinge, die Lebensfreude, die Überfülle bedeuteten und gläubig und fröhlich hingenommen wurden. Weihnachten bei guten, armen Leuten iſt etwas Wundervolles!

Auf dem Turm war die beſchwerliche Einrichtung, daß jede Stunde zur Stadt herabgetutet werden mußte, und nicht nur jede volle Stunde, ſondern jede Viertelſtunde mit größter Genauigkeit. Ein Uhrwerk gab es noch da oben nicht. Das war eine prächtige Einrichtung, die ſo ganz nach Röſens Geſchmack war.

Sie ſteckte oft ganze Nachmittage, ganze, lange Abende hindurch oben bei Keſſelrings, zu keinem anderen Zweck, als um pünktlich den Lauf der Zeit der Stadt zuzublaſen, dabei machte ſie ſich ihre Gedanken und kam ſich unbeſchreiblich wichtig vor. Und ſo manche Stunde, in welcher in der Stadt Weimar auf Dauer Hinſtrebendes geſchaffen wurde, ſo manche dieſer Stunden hat ein ſchöner Mädchenmund vom Turme herab verkündet.

Die Ratsmädchen laufen einem Herzog in die Arme

Frau Rat hielt darauf, daß ihre beiden Mädchen alljährlich in den erſten Frühlingswochen eine Erholungskur gebrauchten, zur Kräftigung ihrer Geſundheit und Schönheit.

Sie hatte da einen harmloſen Kräutertee von dem Vetter Apotheker ausgekundſchaftet, den filtrierte ſie in früheſter Morgenſtunde ihren beiden Schelmen ein und ließ ſie danach in den friſchen Morgen laufen. Sie war nicht dafür, daß man erſt abwartete, bis Krankheit den Menſchen überkommen und ſich gar eingeniſtet habe, ehe man etwas zur Stärkung tue, ſondern hielt es für klüger, dem Übel vorzubeugen, und fuhr auch gut dabei: denn ihre Mädchen gediehen zu ihrer vollen Zufriedenheit, und die jährliche Frühlingskur ſchlug vorzüglich bei ihnen an, ſei das nun dem ſchönen Morgengenuß zuzuſchreiben oder dem guten Appetit, den die beiden ſich auf ihren Spaziergängen holten. Trotz der Einfachheit des Lebens bei Rats und mancher ärmlichen Einrichtung wurden unſere beiden in vielen Dingen auf das vorſichtigſte gepflegt und behütet.

Frau Rat wußte die Schönheit ihrer Kinder zu ſchätzen und beſtrebte ſich, ſie ihnen für eine gute Dauer zu kräftigen.

Denn dieſe Schönheit war deren einziges Erbteil, und Frau Rat wußte aus Erfahrung, welche Ruhe und Heiterkeit aus andauernder Schönheit entſpringt.

So wurden unſere beiden von früheſter Jugend an mit Bedacht geſtriegelt und gebadet, wie zwei wertvolle Pferdchen. Die Mutter hatte die Pflege des wunderbaren Haares ihrer beiden Mädels eigens übernommen, flocht und kämmte es ſelbſt und wuſch es ihnen regelmäßig mit Salzwaſſer, und das war kein kleines Opfer, das die vielbeſchäftigte Frau brachte; aber

ſie hätte um keinen Preis die Pflege dieſes großen Schatzes den leichtſinnigen, unverſtändigen Dingern ſelbſt überlaſſen.

So geſchah es durch die Fürſorge und Liebe ihrer guten Mutter, daß es eine Freude war, die wohlverſorgten Kreaturen anzuſehen, trotzdem ſie ſich auf Straßen und Gaſſen herumtrieben, mit allerlei Volk verkehrten, ein Leben führten wie ein paar luſtige Buben und von jedermann als Ausbünde angeſehen wurden, die wenig gelernt und ſo wenig behalten von aller Weisheit, die man in ſie einzufüllen beſtrebt geweſen war, daß es eine Schande blieb. Die Mädchen verdankten ihren Morgenſpaziergängen mancherlei Gutes, das ſie in ihrer Faulheit, wenn die Mutter ſie nicht hinausgetrieben hätte, wohl ſchwerlich erfahren haben würden.

Während dieſer Gänge tauchten ſie beide in die Stille der unberührten Frühlingsherrlichkeit wahrhaft unter und wurden von der Reinheit der neu erwachten Natur durchdrungen. Sie lernten ſo das Schöne und Stille lieben, und die gute, ſorgſame Frau Rat hätte die beiden Töchter nächſt der Jungfer Concordia und der Madame Kummerfelden in keine beſſere Schule ſchicken können, als in die frühe Stunde, die ein erlauchter Lehrer, der Frühling ſelbſt, hielt. Sie kamen immer in einer etwas geſänftigten Stimmung zurück, von der ſich Gutes hoffen ließ, und hatten noch dazu von außerordentlichen Erlebniſſen, die anderen Sterblichen ſelten oder nie begegneten, zu berichten. Fanden ſie auch für ihre Mitteilungen meiſt wenig Glauben, ſo ließen ſie ſich doch durchaus nicht ſtören, ihre gemeinſchaftlichen Gänge zu einem Quell für Wahrheit und Dichtung werden zu laſſen; bald war ihnen, als ſie mitten im Grünen ſaßen, ein wildes Karnickel in den großen Hut gelaufen, der neben ihnen lag, bald ſonſt ſehr Ungewöhnliches paſſiert. Einmal, und das iſt eine Geſchichte, ſolcher unartigen Geſchöpfe wert, da hatten ſie, da ſie nichts Beſſeres zu tun wußten, ſich mit ihren Haaren zuſammengeflochten und zwar ſo feſt, dicht und verzwickt, daß ſie ſich

ſchließlich nicht wieder auseinander bekamen und einen alten Herrn, der an ihnen vorüberging, bitten mußten, ihnen behilflich zu ſein.

Sie konnten das Benehmen ihres Retters aus dieſer Not gar nicht ſonderbar und grotesk genug beſchreiben, wie er den gewaltigen Knäuel, der die goldne Haarflut Mariens und die bräunlich-blond glänzende Röſens zuſammenfaßte, verwundert und bedenklich in der Hand gewogen; wie er die beiden von oben bis unten betrachtet habe, wie wenn er ſich vergewiſſern wolle, ob es auch bei ihnen ganz richtig ſei. Röſe berichtete auf das genaueſte, wie der Herr neben ihnen geſtanden. Sie hatten ihre Köpfe ſo eng aneinander geflochten, daß ſie ſich, als ſie ſich erhoben, kaum bewegen konnten, und ſie erzählten lachend, wie er nach längerem, verwundertem Schweigen geſagt haben ſollte: „Nun teilen mir die beiden holden Kinder aber mit, wie ſie zu dem artigen, ſie werden mir verzeihen, dummen Streich gekommen ſind? Denn, bei Gott, es iſt keine Kleinigkeit für ungeübte Hände, ſolch einen allerliebſten Knäuel auseinander zu bringen!"

Röſe ſchnitt damit wohl etwas auf, daß ſie darauf erwidert habe: „Man kommt auf die eine Dummheit geradeſo wie auf alle anderen auch, ich weiß nicht, wodurch eigentlich, mein Herr." Da habe der alte Herr, der eine gelbe Weſte trug und ein rundes, weißes Geſicht hatte, ſehr gelacht.

„Fremd war er," ſagte Röſe, „ſonſt hätten wir ihn gekannt. Jedenfalls mußte er irgendein durchreiſendes Licht ſein, davon kommen ja gewöhnlich welche an. Ich machte auch ſo eine Andeutung und nach ſeinem Geſicht, das er zog, zu ſchließen, werde ich nicht fehlgegriffen haben. Unſer alter Herr hat übrigens gut daran gemußt, bis er die „Wirrſchette" (wie ſie in Weimar ſagen) einigermaßen auseinander bekam, und wir konnten uns nicht rühren, ohne daß er zauſte, und er hat geächzt und gelächelt und geſtöhnt und um Vergebung gebeten ohne Ende."

„Ei, was dem Menſchen für ſonderbare Dinge paſſieren können", hat er in allen Ausdrücken wiederholt.

„Wird es mir einer glauben, was mir hier auf meinem harmloſen Spaziergange paſſiert iſt? Ich möchte mir von den beiden Demoiſellen ein Beglaubigungsſchreiben über das Begebnis überreichen laſſen."

„Das iſt doch ſo merkwürdig nicht", hat Röſe geſagt.

„So, ſo, ſo", murmelte der Fremde. „Was ſeid ihr denn für ſchlimme Nixen, bringt Spaziergänger in Verlegenheit, alte, würdige Herren in Bedrängnis?"

„I bewahre," bekam er von Marie zur Antwort, „wie hätten wir ſonſt nach Hauſe kommen ſollen?"

Wie viel und wie wenig Glauben ihre Geſchichten fanden, kümmerte ſie beide nicht; ſie erzählten ſie dem, der ſie hören wollte, und nie kam es vor, daß eine die andere Lügen ſtrafte. Sie hielten zuſammen, und was die eine ſagte, vertrat ohne weiteres die andere. Ob es wahr oder nicht wahr ſein mochte, das ſtand in zweiter Linie, darauf kam es nicht an. Das erſte Bedingnis blieb, daß ſie einander beiſtanden wie ein paar echte, rechte Spießgeſellen. Dies Vertrauen, das eine zur andern hatte, mochte wohl auch der Grund ſein, daß ſie ſich miteinander ſo wohl und ſicher fühlten.

Da war es einmal, daß ein unbeſchreiblicher Maimorgen über der Erde ausgebreitet lag, Nachtigallen ſchlugen im weimariſchen Park, der Holunder duftete, das junge Laub ſtrömte ſanfte, würzige Gerüche und ſtrahlendes Farbenlicht aus. Auf den taufeuchten Wegen lag es wie ein Frühlingshauch, ſo daß ſie unbetreten erſchienen.

Auf den Wieſen an der Ilm ſchimmerte noch ein leichter Frühnebel, aber ſchon wärmte die Sonne und teilte all der zarten Frühlingspracht Kraft zum Ausdauern mit.

Auf dem breiten Parkweg laufen unſere beiden Frühaufſteher Hand in Hand, und da ſie ſich immer und überall auf ihre Art vergnügen müſſen, ſo laufen ſie jetzt, da ihnen nichts

Beſſeres einfällt, rückwärts wie die Krebſe, dem wohlbekannten römiſchen Hauſe zu, das ſonnbeſchienen und weißbeleuchtet, ſäulengetragen, an des Parkes Hauptweg liegt. So trotten ſie hin in allem Behagen und mit dem ganzen Eifer, den ſie für jede Torheit, auch für die geringſte, anzuwenden gewohnt ſind.

In dieſer Morgenſtunde ſind ſie nun vollends alleinige Herrinnen des Parkes und können tun und treiben, was ihnen beliebt.

Sie unterhalten ſich über das Benehmen einer Geſellſchaft von Mädchen, die damals mitten darin im weimariſchen Leben ſteckten, älter als die Ratsmädel waren und dieſe zu allerlei Vertraulichkeiten, zu Botengängen und dergleichen ſich herangezogen hatten.

Wir werden von dieſer Geſellſchaft noch erfahren.

Jetzt plauderten unſere beiden über die Mädchen und räſonnierten über ſie und ihre Liebeshändel, in die ſie durch ihr Amt als Botengängerinnen manch einen Blick getan hatten, und übten eine ſcharfe Kritik an allem, was dieſe Schönen betraf und was ſie von ihnen erfahren und erlauſcht hatten. Und wie ſie ſo rückwärts mit auffallender Sicherheit, jedenfalls durch lange Übung errungen, klatſchend und plaudernd hineilten, fühlten ſie mit einem Male einen mächtigen Widerſtand. Sie erſchraken, guckten mit großen Augen und fanden ſich in den ausgebreiteten Armen eines ſtämmigen Mannes, in den Armen ihres Landesherrn Karl Auguſt, der ſie, als er ſie ſo eifrig dahertraben ſah, aufgefangen hatte.

„Schönen guten Morgen," ſagte er ihnen, indem er ſie feſthielt, „ihr ſeid mir ſchöne Kerle, euren Herzog umzurennen. Wenn ich nun nicht ſo feſt auf den Füßen ſtände, läge ich jetzt da, und ihr kämt für die Unart direkt ins Zuchthaus. Donnerwetter, ſteht es denn mit euch noch immer ſo ſchlimm? Ich hörte, ihr wäret vernünftiger geworden?"

„Bis ſieben Uhr iſt das unſer Park, Hoheit", erwiderte

Röſe ſchelmiſch befangen, als Karl Auguſt ſie freigelaſſen, und beide knickſten tief und a tempo nach dem Rezepte der alten Kummerfelden. Zum Glück waren ſie nicht zuſammengeflochten.

„I der Tauſend, ſind wir hübſch und ſchlau geworden. Gute Gaben für junge Frauenzimmer. Aus der Schule nun endlich?“

„Ja, bald, Hoheit!“

„Gratuliere! Das ſoll ja für euch eine böſe Zeit geweſen ſein? Kondoliere noch nachträglich.“

„Wie man's nimmt“, meinte Röſe. „Sie war ſo ſchlimm auch wieder nicht. Man muß die Dinge nicht ſchwer nehmen, dann ſind ſie nicht ſchwer.“

„So, ihr betrügt den lieben Herrgott, ihr Tauſendſapperloter? Dann macht's nur ſo fort. Seht ihr, da ſind wir ja ſchon.“ Sie ſtanden vor dem römiſchen Haus.

„Habt ihr ſchon gefrühſtückt?“

„Noch nicht, Hoheit, wir haben erſt Geſundheitstee getrunken!“

„So, fehlt euch etwas? Wart ihr krank?“

„Nein, uns fehlt gar nichts, wir trinken nur ſo.“

„Das läßt ſich hören“, ſagte Karl Auguſt lachend. „Kommt mit nnd frühſtückt bei mir.“

Die Mädchen ſahen ſich bedeutungsvoll an, ungefähr mit dem Ausdruck, als wollten ſie ſagen: Da hätten wir ja wieder etwas zu erzählen; aber dieſer einverſtändliche Blick verhinderte ſie nicht, ſich wieder untertänigſt und vollendet zu verneigen und damit ihre Bereitwilligkeit anzudenten, daß ſie mit Vergnügen die Ehre annehmen würden.

„Dann alſo vorwärts; ich bin hungrig, bin auch ſolch ein Frühauf wie ihr.“

Und ſie gingen miteinander, der Fürſt zwiſchen den beiden ſchönen Kindern, die Stufen zu dem weißen, in der Sonne leuchtenden Hauſe hinauf.

„Wir haben uns recht lange nicht gesprochen, dächte ich," fuhr er fort, „mein Gott, wie das junge Volk heranwächst. Schade, daß es mit allen Dingen so schnell zu Ende geht, und es gibt Schönes! Kinder, es gibt Schönes auf Erden!"

Als sie miteinander bei dem Frühstück saßen, das Karl August seinen jungen Gästen zuliebe hatte durch allerlei Leckerbissen vervollständigen lassen, fragte er, nachdem sein Blick lange wohlgefällig auf den beiden geruht:

„Hat Goethe euch kürzlich gesehen? Der hat auch seine Freude an den beiden Rangen. Darauf könnt ihr euch etwas zugute tun.

Übrigens vortrefflich, daß ich daran denke. Ihr verderbt mir meine Gittertür an der Wilhelmsallee; was fällt euch denn ein; was macht ihr denn da? Seid ihr denn nicht klug, euch dort zu schaukeln?" Röse und Marie wurden feuerrot. „Dort haben wir euch kürzlich vom Schlosse aus beobachtet. Goethe hat das Opernglas dazu benützt; er wollte wissen, was für zwei schöne Mädchen solche Gassenbubenstreiche ausführen. Schämt ihr euch denn gar nicht, ist denn das Tor zum Schaukeln da?"

Vor den Fenstern des Schlosses, da liegt eine schönbogige Brücke, die über die Ilm führt und die an ihrem Ende durch ein schmiedeeisernes Tor abgeschlossen werden kann.

„Unser Garten liegt ja gleich hinter dem Tor, Hoheit," entschuldigte Marie sich, rot übergossen, „da müssen wir manchmal auf den Schlüssel warten, wenn der Vater erst noch etwas zu tun hat, und was sollen wir dann so lange machen? Wir haben uns von jeher dort am Gittertor geschaukelt."

„Meinetwegen tut's auch weiter", sagte Karl August lachend. „Ich sehe es mir gerne an, besonders wenn ihr die weißen Kleider mit den blauen Schleifen anhabt, da macht es sich artig. Ein Ende muß es ja doch einmal nehmen."

„Ach, das war neulich, am Sonntag nachmittag", sagte Röse zu Marie gewendet. „Vollends Sonntag nachmittag,

da ſchaukeln wir uns oft dort, da weiß man ſowieſo nicht, was man anfangen ſoll."

„Leſen tut ihr wohl nie etwas?" fragte Karl Auguſt.

Beide Mädchen blickten verlegen nieder.

„Kennt ihr denn ſo einiges, was meine Leute hier zuſtande bringen?"

„Wir kennen alles, Hoheit", ſagte Röſe erſchreckt und doch erleichtert, immer noch mit niedergeſchlagenen Augen.

„Aber geleſen haben wir nichts, nicht wahr?"

„Nein", ſagten beide einſtimmig und entſchieden.

„Alſo durchs Schauſpiel? gucke, gucke! Da geht ihr wohl oft hinein?"

„Ja, Hoheit, immer!"

„Nun, dieſe Art Bildung muß für eure Eltern aber doch eine gehörige Ausgabe ſein?"

Da ſaßen ſie beide, feuerrot, und blickten ſich ratlos an.

„Hört einmal, Schelme, Diebsgeſindel," ſagte der Herzog freundlich, „haltet ihr es denn wirklich für möglich, Scherz beiſeite, daß man ſo jahrelang immer glücklich mit der größten Regelmäßigkeit ſich in das Theater einſchleichen kann, ohne daß ſie einen wenigſtens einmal erwiſchen?"

Die Mädchen blickten ſich beſorgt und immer noch purpurrot an.

„Iſt denn euch nie die Idee gekommen, daß ihr von höherer Hand, als von eurem Flöten-Lobe, auf den Schleichwegen beſchützt wurdet? O, ihr Schelme! Ihr Diebesgeſindel!" rief der gute Fürſt auf das herzlichſte lachend. „Doch laßt es euch geſagt ſein, ihr habt euren Landesherrn mit ſeiner vollen Bewilligung hintergangen. Was denkt ihr denn? Und hintergeht ihn nur ruhig und ſo guten Gewiſſens wie bisher weiter."

Jetzt, wo ein ſchöner Dank am Platze war, wußten ſie beide nichts Geſcheites zu ſagen.

„Laßt das, laßt das", ſagte Karl Auguſt liebenswürdig. „Macht es nur ſo fort, ich und manch anderer haben unſern

Spaß gehabt und werden ihn, so Gott will, noch lange haben, wenn wir euch Gesindel sitzen sehen. Nehmt nur eure Plätze so, daß ich kontrollieren kann, ob ihr auch wirklich da seid. Ich sehe eure vergnügten Gesichter gerne im Theater, auch wenn ihr sie auf Schleichwegen und zum Schaden unserer Kasse hineintragt."

Die drei plauderten noch lange miteinander.

Welch eine liebenswürdige Zeit war es, in die die schönen Jahre der Ratsmädel fielen! Alle, die damals jung waren, waren gesegnet jung.

Die Ratsmädchen ließen es sich wohlschmecken im römischen Hause.

Karl August zeigte und erklärte ihnen Bilder, die an den Wänden hingen, und Röse und Marie nahmen Gelegenheit, ihrem Gönner den Kameraden Franz Horny und dessen Talent zu empfehlen.

„Ihr haltet ihn also für begabt und vielversprechend?" fragte der Fürst liebenswürdig-spöttisch.

„Ja, Hoheit", sagten die Mädchen einmütig.

„Dann, wenn ihr ihn dafür haltet, werden wir uns nach dem jungen Mann umsehen."

Ein Adjutant machte eine Meldung, und Karl August wendete sich zu seinen Gästen.

„Wir müssen nun leider voneinander Abschied nehmen. Meine Räte kommen, jetzt muß regiert werden", sagte er lächelnd.

„Lebt wohl, ihr beiden Prachtmädchen! Nach eurem Franz Horny will ich mich einmal umschauen, lebt wohl!"

Wie von einem frischen Winde getrieben, liefen die beiden, als sie die Stufen des römischen Hauses überschritten, nach Hause, um zu erzählen.

Ob sie Glauben fanden oder nicht, das tat nichts zur Sache. Was sie wußten, wußten sie. Sie waren Manns genug, sich darüber zu freuen, aus tiefstem Herzen vergnügt zu sein.

Das Damengärtchen

Jene Gesellschaft lebenslustiger und gefeierter Mädchen, von denen unsere beiden geplaudert, während sie ihrem Herzog in die Arme liefen, hatten sie bei der alten Kummerfelden kennen gelernt. Als sie eines Tages bei der Nähmeisterin eintraten, gewahrten sie zu ihrem höchsten Erstaunen Personen versammelt, die sie nie dort zu sehen erwartet hätten, die „ganze heilige Klerisei", mit welcher Bezeichnung sie den Bekanntenkreis einer älteren Kusine beehrt hatten. Zu diesem Kreise gehörten unter anderen: Ulrike von Pogwisch, Ottilie von Pogwisch, Adele Schopenhauer, lauter geistreiche Frauenzimmer, die bei den Ratsmädchen eben deshalb nicht in allzu großer Achtung standen. Sie waren sich beide vollkommen darüber klar, daß es noch bei weitem schönere Amüsements auf Erden gäbe, als in verteilten Rollen zu lesen oder an geistreiche Freunde geistreiche Briefe zu schreiben, oder als „in corpore", wie sie in Weimar sagen, für den Besitzer einer schönen Seele zu schwärmen. Röse besonders machte sich nicht viel aus dieser Gesellschaft und wich den Mädchen, wenn sie bei der Kusine waren, aus, wie sie nur immer konnte.

So war es den beiden eine fatale Überraschung, diese Herrschaften bei der Kummerfelden anzutreffen. Röse blieb einen Augenblick ganz verblüfft in der Tür stehen. „Marie," flüsterte sie, „da wird's Ernst. Sie wollen sich verloben. Umsonst tun die es nicht, daß sie in ihren alten Tagen noch nähen lernen." Die Mitglieder der geistreichen Gesellschaft waren so ein fünf bis sechs Jahre älter als unsere Ratsmädel und erschienen daher Röse und Marie als bedauernswert alte Geschöpfe. „Sie haben Goethens August jetzt fest, das sollst du sehen!" flüsterte Röse weiter, als sie eingetreten waren und Platz ge-

nommen hatten, „oder ſonſt einen von ihren Schöngeiſtern. Da wird nun drauf und dran nähen gelernt. Es iſt ein Skandal, und wenn ſie auch etwas wegkriegen, in einem Jahre haben ſie's ſicher wieder vergeſſen. Dann ſitzt Auguſt Goethe, oder wen ſie jetzt haben, da und kann zuſehen, wer ihm ſeine Sachen flickt. Die," ſie blickte geringſchätzend auf die von ihr beſprochenen Mädchen, „die tun's nicht, ſie werden ſich hüten."

„Sie werden ihn ja doch nicht alle heiraten!" ſagte Marie.

„Nein, ſie dürfen's nicht," erwiderte Röſe trocken; „aber verliebt ſind ſie alle. Alle, wie ſie da ſitzen, das iſt bei ihnen eine Heidenwirtſchaft. Meinetwegen!"

Ottilie von Pogwiſch rief Röſe und Marie ſo von oben herab zu:

„Na, was macht ihr denn?"

„Hohlſäume", ſchmetterte Röſe.

„Kommt nur", rief Ottilie, „und ſetzt euch mit zu uns."

„Gut", ſagte Marie, und beide ſetzten ſich unter die anderen.

„Aber was wollt ihr denn eigentlich hier?" fragte Marie, als ſie ſich niedergelaſſen hatten.

„Wir, wir wollen eure Kummerfelden ſtudieren", erwiderte Adele Schopenhauer ziemlich ungeniert laut, da ſie von der Schwerhörigkeit der Meiſterin überzeugt war. „Wir ſind vollkommen objektiv hier."

„Das wird ſoviel heißen," erwiderte Röſe, die es drängte, auf dieſes geheimnisvolle Wort hin etwas Verſtändnisvolles zu entgegnen, „daß ihr nichts lernen wollt hier?"

„Gewiſſermaßen, ja", bekam ſie zur Antwort. „Es iſt wenigſtens Nebenſache." Adele zog ein Heftchen aus ihrer Taſche, ſie hatte ſchon damals ihre ſchriftſtelleriſchen Anwandlungen, und ſagte: „Wir ſind auf Jagd nach Originalen;

ſie ſollen jetzt mehr und mehr ausſterben. Hier," ſie ſchlug mit der flachen Hand auf ihr Büchlein, „hier wird eingetragen, was ſie auch tun und ſagen mag, das tollſte Zeug. Wir wollen eure Kummerfelden verewigen. Wenn ihr es verſteht, ſie zum Schwätzen zu bringen, dann tut's! je mehr, je beſſer!"

Die Kummerfelden, oben auf ihrem Sitz, hielt ſich mäuschenſtill, und Röſe antwortete: „Pfui, ſchämt euch, das iſt ja miſerabel, herzukommen, um ſich über ſie luſtig zu machen; das leiden wir nicht, das iſt betrügeriſch. Lernt lieber etwas bei ihr, das iſt geſcheiter."

Die Kummerfelden hörte den Mädchen von ihrer Höhe herab behaglich zu und ſchob eine Haubenklappe etwas vom Ohr, um noch beſſer zu lauſchen. Röſe räſonnierte auf das heftigſte und verwarf das Vorhaben der gefeierten Mädchen als ganz abſcheulich.

Am Abend ſchrieb die Kummerfelden in ihr Tagebuch: „Ob ich das Honorar, das die Frau Großmama (die Frau Großmama war die Gräfin Henkel) den beiden Pogwiſchs ausgeſetzt hat, annehmen ſoll, iſt mir zweifelhaft, da die Mädchens, und ebenſo die Adele nichts profitieren werden." Von den Ratsmädchen aber ſchrieb ſie folgendermaßen:

„Gott behüte die freundlichen, wenn auch oft unartigen Geſchöpfe. Wahrheit iſt Vornehmheit. Herz und Mund auf dem rechten Flecke haben, iſt Glück für ſich und andere. Geſundheit iſt Schönheit und Friſche Segen. Das ſind meine Lieblinge!"

Durch den Verkehr bei der Kummerfelden wurden die Ratsmädchen in dem Hauſe bei Schopenhauers heimiſch und fühlten ſich auch dort wohl und zufrieden. Johanna Schopenhauer, die Mutter Adeles, ſchien unſere beiden für zwei allerliebſte Figuren anzuſehen, die ihren Salon zierten, in dem ſich allabendlich bedeutende und berühmte Gäſte einfanden.

So ließ ſie die beiden oft durch Adele zu ſich einladen, bald mit, bald ohne Rats, bat die Mädchen, ihr bei dem Umherreichen von Tee und Backwerk behilflich zu ſein und erntete von allen Seiten Lob, daß ſie die beiden Pagen ſich zugelegt hatte.

So waren ſie eines Abends auch zu Schopenhauers eingeladen; ihre Gönnerin hatte angeordnet, daß ſie in weißen Kleidern kommen ſollten, und als ſie zu der ihnen beſtimmten Stunde erſchienen, wurden ſie von Madame Schopenhauer und Adele in deren gemeinſchaftliches Schlafzimmer geführt. Dort löſten ſie ihnen die prächtigen Haare auf. Jedem von den Mädchen drückten ſie einen dichten Roſenkranz, aus den ſchönſten Roſen, tief in die Stirne, und ſo verwandelten ſich die zwei in Genien, wie ſie nicht anmutiger gedacht werden konnten.

Adele war ganz hingenommen von dem reizenden Anblick und zeigte ſich rückhaltlos liebenswürdig.

Während ſie ſich damit beſchäftigte, die Reize der beiden Mädchen ſchön hervorzuheben, behandelte ſie Röſe und Marie in einer Art Schaffensfreude wie zwei Kunſtwerke, die aus ihrer Hand hervorgegangen waren.

„So, jetzt ſind ſie fertig!“ ſagte Madame Schopenhauer, als Adele ſie ihr zur Prüfung vorgeführt hatte. „Nun ſtelle ſie hinaus und ſieh zu, wie es gelingt.“

Den beiden Mädchen wurde jetzt die Anweiſung gegeben, draußen auf der erleuchteten Treppe Goethe zu erwarten, der nach längerer Zeit zum erſten Male wieder den Abend bei Madame Schopenhauer verbringen wollte.

Das fuhr den beiden doch etwas in die Glieder.

„Ach, du großer Gott!“ rief Röſe in einem wahren Schreckenston.

„Hört einmal,“ antwortete Adele, „ſeid nicht dumm und verderbt uns unſern ſchönen Plan nicht. Ihr ſtellt euch draußen

auf die Treppe hin und wartet. Das könnt ihr doch? Und wenn er kommt, sprecht ihr kein Wort, faßt ruhig seine Hand und führt ihn zu uns herein und nehmt ihm erst vor der Tür seinen Mantel und Hut ab. Alles ganz ruhig und still; und wenn er mit euch spricht, so antwortet ohne Scheu, ihr seid ja nicht auf den Mund gefallen. Und nun allons, es wird nicht lange dauern!"

Damit nahm sie Marie an der Hand; Röse folgte, und sie führte beide zur Tür hinaus.

Im Nebenzimmer waren schon Gäste versammelt. Man hörte eine lebhafte Unterhaltung. Als Marie und Röse draußen auf der Treppe standen, blickten sie sich verdutzt an.

„Du großer Gott!" murmelte Röse noch einmal. Marie zeigte sich vollkommen gefaßt. „Er mag nur kommen", sagte sie so ruhig, etwa wie ein Jäger, der sich bereit gemacht hat, einen Bären gehörig zu empfangen. Jetzt ging die Haustür.

„Das ist er!" flüsterte Röse.

Ungemein leichte, elastische Schritte hörten sie auf der Treppe. Der Ankommende mochte wohl zwei Stufen auf einmal nehmen.

„Das ist er nicht", sagten sie.

„Das muß Schopenhauers Kater sein", meinte Röse leise. „Paß auf! Daß er heute auch kommt, wundert mich."

Der Ankommende war Arthur Schopenhauer, der Sohn Johannas und Bruders Adeles.

Ein närrischer Gast, der mit aller Welt so übel wie möglich stand. Wenn er sich in den Gesellschaften seiner Mutter sehen ließ, gab er die sonderbarste Figur ab und brachte die gute, formgewandte Frau während seines Aufenthalts in ihrem Salon aus aller geistreichen Würde und Fassung durch Paradoxen, unartige Angewohnheiten, beißende Urteile und Kritiken und berührte ihre an Almanachszartheit gewöhnte

Seele durch aufrühreriſche Ausſprüche auf das unangenehmſte. Dieſer Störenfried der ſchöngeiſtigen Teeabende ſeiner Mutter ſtürmte die Treppe hinauf, prallte um ein Haar mit den Ratsmädchen zuſammen, ſah auf, ſtarrte ſie wie aus einem Traum erwacht an und ſagte: „Bei Brahma! was iſt denn los?"

„Wir ſollen Goethe erwarten", antwortete Marie ſchüchtern.

„Das iſt echte Weiberart! Können ſie denn nicht aufhören drinnen, den Alten zu beſchwindeln?" polterte Frau Johannas Sohn. „Wozu die Allotria? Es iſt ihnen nicht Einhalt zu tun, den Weibern! Sind ſie mit Gottes Hilfe ſo weit gekommen, daß ſie unſchädlich geworden ſind, da ſuchen ſie Krücken und Stützen, exerzieren ſich ein Vikariat ein, um zu beſchwindeln. So lernt's auch nur beizeiten, ihr Schippchen!" damit war er an den beiden Mädchen vorübergeſtürzt.

„Grobian", ſagte Marie.

„Grobian," wiederholte Röſe, „hör mal, grob iſt er, mir aber lieber als alle zuſammen drinnen mit ihrem Getue, und garſtig iſt er auch, aber flink und behende, und ſeine Augen ſind nicht übel."

„Mein Geſchmack iſt er nicht," erwiderte Marie kurz, „und ich kann nicht ſagen, daß es mir recht wäre, wenn du dich in den gerade verguckteſt."

„Schaf, wer redet davon", war Röſens kräftige Antwort. Da ging die Haustür unten wieder.

„Herrjes, das könnte er aber ſein!" flüſterte Röſe.

Es bewegte ſich ruhig, mächtig, majeſtätiſch die Treppe hinauf, das waren andere Fußtritte, eine andere Gangart als die heftige, ſtürzende des unliebenswürdigen Gaſtes von vorhin.

Röſe hatte recht gehabt, er war es, Goethe war es.

Mit klopfendem Herzen ſtanden die beiden ſchönen Geſchöpfe auf der oberſten Treppenſtufe und blickten auf ihn, wie

er langſam und bedächtig die Treppe hinaufgeſchritten kam, den Schlapphut auf dem Kopf, um die mächtigen Schultern einen dunklen, faltenreichen Mantel.

Als er auf dem letzten Treppenabſatz angekommen war, blieb er ſtehen, blickte auf und gewahrte die beiden ſchönen Botinnen, die ihn erwarteten. Der Anblick erſtaunte ihn. Er verharrte einige Momente im Anſchauen der Mädchen.

„Artig! Anmutig, ſehr anmutig!“ rief er aus.

Die Genien gingen ihm ein paar Stufen entgegen und, als wäre der Teufel in ſie gefahren, ſo waren ſie mit einem Male verändert. Ihre Schüchternheit, ihre Angſt war gewichen, jede Bewegung wurde begeiſterte Hingebung und Grazie — und ſie empfanden, als flögen ſie Goethe ſelig entgegen.

Als ſie die Arme ausſtreckten, um ſeine Hände ſcheu zu faſſen, ſchaute Goethe wie ergriffen auf die jugendlichen Geſtalten und ſagte mit eigentümlich mächtiger Betonung:

„Dunkle Augen ſeh' ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze!“

Darauf ergriff er die Hände der Mädchen, nickte ihnen freundlich zu und ließ ſich hinaufgeleiten.

Als er mit den beiden ſchönen Geſtalten in das Zimmer ſeiner Freundin zu den Gäſten eintrat, war bemerkbar, daß dieſes Eintreten auf die Anweſenden eine wunderbare Wirkung hatte.

„Wie ſchön Sie Ihre Gäſte empfangen, Frau Johanna!“ Mit dieſen Worten begrüßte Goethe die Frau des Hauſes. „Haben Sie Dank dafür!“

Das Zimmer, in das ſie eintraten, war langgeſtreckt, faſt ein Saal zu nennen, vierfenſtrig. Die Wände mit der ſonderbarſten Tapete bekleidet, welche die Geſchichte des Joſeph in Ägypten grau in grau darſtellte. Die Grube, in die die böſen Brüder ihren jüngſten geſteckt hatten, die Käufer des

guten, verwöhnten Knaben, die Träume des Pharao, das Wiederſehen mit dem alten Vater, all dies war an den Wänden des Salons der Frau Johanna zu ſehen. Der Saal iſt unverändert geblieben noch bis vor einigen Jahren. Jetzt dient er einer Reſtauration, und die böſen Brüder, der alte Vater, der gute Joſeph, die alle in dem Salon der Madame Schopenhauer auf die berühmten Leute, die ſich dort bewegt haben, herabgeblickt hatten, ſind mit roſa Ölfarbe übertüncht.

Dieſen Abend wurden die Ratsmädchen außerordentlich gefeiert. Sie bewegten ſich unter den berühmten und geiſtreichen Leuten wohlgemut und hörten von allen Seiten Artigkeiten. Goethe ſetzte ſich eine Weile während einer kleinen Aufführung, die Adele, die Pogwiſchs und Auguſt von Goethe veranſtalteten, zwiſchen die beiden Schweſtern. Er erzählte ihnen, daß er ſie gar wohl kenne und ſchon oft Freude an ihnen gehabt habe.

„Welche Fülle", ſagte er und ſtrich Marie über die goldſchimmernde Haarflut, die reizend an ihrer ſchlanken Geſtalt hinabfloß.

Röſe und Marie bemerkten, daß Arthur Schopenhauer und Goethe an dieſem Abend auf das eifrigſte ſich miteinander unterhielten.

„Du, dein Kater ſprüht Funken", ſagte Marie zu Röſe und zeigte auf Arthur Schopenhauer, aus deſſen Zügen das Leben, während er ſprach, wahrhaft leuchtete.

„Ich hab's immer geſagt: das iſt auch ein großes Tier," meinte Röſe; „da wird ja wohl auch die Schopenhauerin einmal mit ihm zufrieden ſein, wenn er ſich mit Goethen ſo niedlich macht. Die Adele hat's von mir zu hören bekommen, daß ich es unausſtehlich finde, wenn ſie an ihrem Bruder ewig herumnörgelt."

Die beiden Damen Schopenhauer waren, wie ſtadtbekannt,

in einer nnansgeſetzten Unzufriedenheit mit dem Sohne und Bruder Arthur, mißtranten ihm in allen Dingen; ſeine Neigung znr Philoſophie, ſein Anfgehen darin erſchien ihnen höchſt ſonderbar und wenig verſprechend. Sie hielten nicht viel von ſeinen Beſtrebungen, drängten ſich ihm als Vorbilder auf nnd behandelten ihn nur als enfant terrible. „Alles an ihm iſt beängſtigend, ſelbſt ſeine Wahrheitsliebe, mit der er einem wie mit einer Bürſte nnter die Naſe fährt", ſagte ſeine Mntter von ihm, nnd derlei Ausſprüche der Mutter mochten wohl mit ſchuld daran ſein, daß man ihm in ihren Geſellſchaften wenig liebenswürdig entgegenkam. Er ſaß gewöhnlich allein nnd unbeachtet, auf das ſonderbarſte in einen Stuhl hineingerákelt, und ſchien ſich um niemanden zn kümmern.

An dem Abend aber, als er die Ratsmädchen auf der Treppe beinahe umgerannt hatte, näherte er ſich ihnen: „Nun, ihr Haareulen," ſagte er, „wie geht's? — Wie ſteht's? Ihr ſeid ja gnt ausſtaffiert, ſorgt nur dafür, daß es nachher, wenn ihr eingefangen habt, was ihr einfangen werdet, nnd die goldnen Fahnen davongeflattert ſind," er ſchnippte leicht in Röſens Haar mit dem Finger, „daß es dann nicht gar zu übel um euch nnd die, die mit euch leben müſſen, ſteht. In der Jngend geht alles an, die hat ihre Zwecke, da mag es ſein; aber pfui Teufel, alte Weiber, da hat es ſeine Gefahr, da kann alles unerträglich ſein. Denkt daran, daß ihr alte Weiber werdet, nnd ſorgt ſchon jetzt vor, daß es dann leidlich mit euch auszuhalten iſt. Schwatzt nicht, und wenn es jetzt noch ſo niedlich klingt, ſpäter iſt es das nicht mehr, — iſt unausſtehlich, horrend! Seid anſprnchslos, des Alters wegen. Anſpruchsvolle alte Weiber, — grauenhaft! Soviel wie ein altes Weib geben kann, auf ſoviel hat ſie Anſpruch im Entgegennehmen, verſteht ihr? Verflucht wenig!" Die Ratsmädchen hörten ihm verwundert und lächelnd zu. „Verſncht", brummte er, „ob ihr es fertig bringt, euer lebelang

freundlich zu bleiben und mitleidig! Dieſe zwei Dinge können verſöhnen. Nebenbei ſparſam uud fleißig. Was ich euch hier ſage, iſt vernünftig und klug, wenn es euch auch dumm vorkommt. Hört auf einen, der klüger iſt als der übrige Haufe, und ihr bekommt's nicht alle Tage zu hören! Mit der Jugend nimmt's raſch ein Ende. Heut' ſeid ihr vierzehn und fünfzehn und nächſtes Jahr ſechzehn, dann kommt langſam ſiebzehn, achtzehn, neunzehn. Seid ihr erſt zwanzig, dann geht es mit Rieſenſchritten: fünfundzwanzig, dreißig, fünfunddreißig — fünfzig, hu!" Und der kleine Menſch mit dem großen Kopf ſchnitt eine greuliche Fratze.

„Unrecht hat er nicht", ſagte Röſe, als er wieder von ihnen gegangen war. „Aber wenn man ſich denkt, daß es ein junger Mann iſt, der ſo ſpricht, dann kommt einem die Sache doch närriſch vor."

„Abgeſchmackt", urteilte Marie.

„I gar, das nicht", bemerkte Röſe tiefſinnig.

Und ſie hatte ſich die Worte des wunderlichen Menſchen fürs Leben wohl gemerkt. Als die Jugend von ihr gewichen war, die goldenen Fahnen eingezogen, da blieb die reine Freundlichkeit, Anſpruchsloſigkeit zurück, eine unerſchöpfliche Güte, mit der ſie bis in das hohe Alter Haus und Familie, Kind und Kindeskinder, beglückte und rührte. Es blieb ein Weſen zurück, aus lauter Liebe geſtaltet. Ich weiß nicht, wie ich es nennen ſoll, ein altes Weib wurde unſere Röſe nie; ſie wurde ſo wenig alt, als Güte und Anſpruchsloſigkeit je alt werden können. Wir nennen ſie noch heute unſer „Gomelchen". Der Name iſt gekommen, ich weiß nicht wie. Er entſtand, um etwas zu benennen, für das ſich kein Name eingeſtellt hatte, für etwas, das lauter Heiterkeit, Liebe, Liebenswürdigkeit, Innigkeit, Friſche und die Güte ſelbſt iſt. Sie wurde ein „Gomelchen", wie ſchon geſagt, nie alt, kein Mütterchen, „ein Gomelchen", nichts anderes. Der Philoſoph hatte den herrlichen Mädchen wohl, weil er Mitleid mit ihnen

fühlte, einen Zauberſpruch fürs Leben mitgegeben, der ſie vor dem Alter ſchützen ſollte; dieſen Spruch: „Immer an das alte Weib denken“, hat Röſe zu jeder Zeit wohl im Herzen behalten.

Doch habe ich jetzt fünf, ſechs, ſieben Jahrzehnte vorgegriffen, in Zeiten hinein, die den Ratsmädchen an jenem ſchönen Abend bei Johanna Schopenhauer unendlich ferne lagen, in Zeiten hinein, in denen Enkel und Urenkel der beiden ſchönen Kinder ihr Weſen treiben. Die Unterhaltung aber des widerhaarigen Sohnes der geiſtreichen Mutter, die im Leben der Ratsmädel die beſten Früchte getragen, dieſe Unterhaltung hat ihnen am ſelbigen Abend noch einen rechten Ärger gebracht. Sie waren während der Standrede, die ihnen der Philoſoph gehalten, belauſcht, und zwar von Ottilie von Pogwiſch und Auguſt von Goethe, und wurden von beiden, die in vertraulichem Einverſtändnis zu ſein ſchienen, gehörig damit gehänſelt.

„Der hat euch gut zugerichtet, das iſt recht“, ſagte Ottilie. „Wenn's nach mir ginge, er müßte euch alle Tage predigen: ‚Ihr habt es vonnöten‘.“

„So“, ſagte Röſe und wurde dunkelrot vor Ärger. „Und ihr alle? Wer ſoll es denn euch tun?“

Sie hatte auf Ottilie von Pogwiſch und ihre Freundinnen von jeher einen Ärger, ſie brauchten nur in ein Geſpräch miteinander zu kommen, ſo ſchwoll Röſen der Kamm.

„Ich habe übrigens mit euch ein Hühnchen zu pflücken und die Adele auch, kommt einmal mit, ihr Galgenvögel“, ſagte Ottilie gutlaunig.

Sie ging voraus, und die Ratsmädchen folgten ihr. Auguſt von Goethe flüſterte ihnen zu: „Laßt euch nicht ins Bockshorn jagen, ich habe etwas verraten, was ihr angerichtet habt, daß ihr's nur wißt.“

Es ſtellte ſich eine ſonderbare Tatſache heraus, daß nämlich die leichtſinnigen Ratsmädchen eine geringe Achtung vor der

Unantaſtbarkeit eines wohlverwahrten Briefes hatten, ja, daß gerade die Verſchloſſenheit eines ſolchen Briefchens eine unwiderſtehliche Aufforderung an ſie enthielt, es zu öffnen.

Die geiſtreichen und unausgeſetzt in ſchriftlichem Verkehr miteinander ſtehenden jungen Damen, die Pogwiſchs, die Schopenhauer und deren Freundinnen hatten Röſe und Marie hin und wieder ein ſolches wohlverwahrtes Briefchen mitgegeben, das ſie da oder dort abliefern ſollten.

Dieſe Briefchen aber wurden von den beiden regelmäßig in dem wenig belebten Durchgang des Wittumspalais geleſen.

Was für ein ſonderbares Gemäuer war dieſer alte Durchgang und iſt es noch, denn er wird wohl kaum ſeit jener Zeit eine Veränderung erlebt haben.

Von der Eſplanade, der jetzigen Schillerſtraße, die damals von alten, ſchönen Linden beſchattet war, führte eine breite Treppe mit eiſernem Geländer zu einer Gruppe tiefliegender Häuſer hinab. Neben dieſer Treppe in einem ſchattigen Gärtchen wächſt ein ſchöner Muskateller-Birnbaum, der wie kein anderer voll blüht und voll trägt. Er ſtand ſchon damals und ſteht noch heute. Auf der Treppe fanden und finden die Schulkinder an friſchen Julimorgen manch goldgelbes, zerſprungenes Birnlein liegen, das der Wind über Nacht von dem Baum geweht hat.

Dieſe Treppe führte zu dem dunklen Gang, der durch ein Nebengebäude des Wittumspalais geht und der wie geſchaffen iſt zum Lauern und Schlüpfen für Liebespärchen und Gaſſenbuben.

Dort hockten die beiden Rangen auf den Stufen und laſen mit außerordentlichem Hochgenuß die Herzensgeheimniſſe, welche die Damen für gut erachteten, einander mitzuteilen. Und die Ratsmädchen fanden nichts auf der Welt ſo ſpaßhaft, ſo beluſtigend, als die pedantiſche Rechenſchaft, die eine jede der Freundinnen der andern von ihrem augenblicklichen

Herzenszuſtande gab, ſo genau und ausführlich, daß es ſchien, als ſeien dieſe Frauenzimmer entſchloſſen, das Weſen der Liebe ein für allemal und endgültig zu ergründen.

Röſe und Marie wußten aufs genaueſte, wie es um Ottilie und Auguſt von Goethe ſtand. Sie hatten auch einen Brief von Adele an einen Verehrer befördert und natürlich geleſen, worin Adele zum größten Gaudium der Ratsmädchen dieſem auf einen Heiratsantrag folgendermaßen erwiderte:

„Mein Herz iſt nicht mehr frei; wollen Sie mit meinem Verſtande vorliebnehmen, ſo bin ich die Ihre.“

Als die Ratsmädel dieſe Antwort geleſen hatten, gerieten ſie auf ihrer Treppe außer ſich vor Vergnügen, und Röſe rief: „Du, die iſt praktiſch; das ſollte man ſich merken; aber miſerabel iſt es doch, und wenn er darauf hereinfällt, iſt er ein Eſel, und es geſchieht ihm alles recht.“

Zu Röſens außerordentlicher Befriedigung ging er aber nicht auf Adelens Vorſchlag ein. Zu einer ſolchen behaglichen Stunde auf der Wittumspalais-Treppe, während welcher Röſe und Marie ſich mit Indiskretionen auf das harmloſeſte vergnügten, wurden ſie in ihrem Treiben von Auguſt von Goethe belauſcht und an die Pogwiſchs verraten.

Und jetzt, nachdem dieſe dem Sermon des jungen Schopenhauer, den er den beiden Mädchen hielt, gefolgt waren, erachteten ſie es auch an der Zeit, ihrem Herzen Luft zu machen, und beſchuldigten Röſen und Marien einer niederen und ſtrafbaren Geſinnungsart, ſo daß dieſe im Laufe einer Viertelſtunde des Fatalen genug erfuhren und ganz erſtaunt und betreten waren, wie ſchnell ein Übel dem andern ſich anſchließen kann.

Die Pogwiſchs hatten die Freude, die beiden Ratsmädchen, deren glücklicher Gleichmut den Anſchein hatte, als wäre er nicht zu trüben, betreten und bedrückt vor ſich ſtehen zu ſehen. Sie blieben auch den ganzen übrigen Abend nachdenklich, hatten, wie es ſich von ihnen erwarten ließ, keine Reue, aber

einen außerordentlichen Ärger über die Pogwiſchs und einen noch größeren über Auguſt von Goethe, den Schwätzer.

„Ich möchte den Menſchen wahrhaftig ſehen, der in ſolche Zettel, wie wir ſie herumtragen, nicht hineinſieht. Ich weiß noch nicht einmal, ob ich ihn bewundern würde, ich mache mir nichts aus ſolchen widernatürlichen Dingen; aber der Goethe ſoll ſchon merken, daß er geklatſcht hat!“ ſagte Röſe reſolut.

Auguſt von Goethe brachte dieſen Abend die beiden Mädchen nach Hauſe. Sie benahmen ſich äußerſt kühl und gehalten gegen ihn. Er erbat ſich ihre Verzeihung, die ſie ihm aber auf das entſchiedenſte verweigerten.

„Da kämen wir ſchön durchs Leben,“ ſagte Marie, „wenn es mit einer Verzeihung abgetan wäre. Was bringt zu Ehren? — Sich wehren! Sie kennen das doch, Herr von Goethe?“ ſagte Röſe und wollte recht ſchnippiſch ſein. „Wenn das bei Ihren Freundinnen, oben bei Schopenhauers Mode iſt, mir nichts, dir nichts zu verzeihen, bei uns iſt es das nicht.“

„Nun, ich möchte doch wiſſen,“ ſagte Auguſt von Goethe, „ob ihr auch ſo ſtreng mit euren vielen guten Freunden ſeid, mit denen man euch allerwegen ſieht.“

„Viele gute Freunde?“ fragte Röſe pikiert. „Wir haben drei. Da iſt erſtens Budang, zweitens Ernſt von Schiller und drittens Franz Horny, das ſind ſie.“

„Drei, das iſt eine ſchlimme Zahl, da muß einer traurig abziehen“, ſagte Auguſt von Goethe.

„So, wie meinen Sie das?“ fragte Röſe. „Wir haben ſie alle drei gleich gern, einen wie den andern.“

„Zum Beiſpiel verloben könntet ihr euch doch nicht mit allen dreien“, ſagte ihr Begleiter.

„Wenn Sie das ſo meinen,“ erwiderte Röſe, „das geht freilich nicht; aber es ſieht Ihnen recht ähnlich, daß Sie dergleichen, worauf kein Menſch kommen würde, denken. Ich möchte Budang ſehen, wenn wir ihm das erzählen; der wird

ſchön bös auf Sie ſein; der iſt ſehr gegen dergleichen. Wir, Marie und ich, haſſen auch Liebe und finden Leute abgeſchmackt, die ewig nichts weiter im Kopfe haben als das! Es gefällt uns gar nicht, daß Sie ſolche Vermutungen ausſprechen, gerade von Ihnen gefällt uns das nicht, weil Sie ſelbſt ſo viele gute Freundinnen hier haben."

„Warten Sie nur, Herr von Goethe," ſagte Marie, „wir haben Ihnen unſere beſten Freunde am Schnürchen hergenannt, damit ſie nicht denken, es wären ihrer zwanzig. Wir werden Ihnen auch Ihre guten Freundinnen vorzählen, Sie ſollen ſchon ſehen, das werden wir Ihnen zur rechten Zeit tun."

„Marie," ſagte Röſe, „was meinſt du denn?"

Da zwinkerte Marie ihr zu, auf eine Weiſe, die Röſe den Mut gab, im vollen Vertrauen auf ihre Schweſter, ſich Herrn von Goethe lachend zuzuwenden und mit ihr im Chore zu ſagen: „Ja, ja, wir werden Ihnen ein Weihnachtsgeſchenk machen. Nun, gute Nacht, adieu, Herr Auguſt von Goethe!"

Als die Mädchen in ihrer Stube, oben unter dem Dache, angelangt waren, konnten ſie ſich vor Lachen und Vergnügen kaum halten; denn Marie hatte Röſe ihren Plan, der ihr auf dem Wege ſo durch den Kopf gefahren war, mitgeteilt und hatte von Röſen vollkommene und freudige Zuſtimmung erhalten. Es wurde beſchloſſen, Herrn von Goethe zu Weihnachten mit einem ſonderbaren Geſchenk zu überraſchen.

Seit langer Zeit waren ſie mit keiner glänzenden Idee beſchäftigt geweſen, und die, welche jetzt in Mariens Kopf aufgeſtiegen war, ſchien ſie beide vollkommen zu beglücken; ſie konnten lange nicht zur Ruhe kommen und auch deshalb nicht, weil das aufgelöſte Haar die größte Mühe verurſachte. Es war über die Maßen verwirrt und zerzauſt, und ſie mußten ſich beiſtehen, um es auseinander zu bekommen. Frau Rat durfte beileibe nicht erfahren, daß man es ihnen wieder auf-

geflochten hatte; ſie war der Meinung, daß dieſes Löſen und Herumflattern dem Glanz der ſchönen Flechten ſchade; auch liebte ſie es nicht, wenn ihre beiden Mädchen ſich als zwei Haarungetüme in der Geſellſchaft zeigten.

Es war vor Weihnachten, eine prächtige Winterzeit! Der Schnee lag ſo hoch und ſo beſtändig, wie er ſeit Jahren nicht gelegen.

Die Winterfreuden hatten ſich zu einer ſolchen Mannigfaltigkeit herausgebildet, wie ſeit Menſchengedenken nicht.

Von den wunderlichſten, altmodiſchen Schlitten wimmelte es im Städtchen; denn jeder alte Schlingel von einem Schlitten, den man in gewöhnlichen Wintern nicht auf die Beine gebracht hätte, weil es ſich um ein paar Tage Schneebahn nicht gelohnt hätte, war leidlich ausſtaffiert worden, und ſo närriſch bunt und wackelig, wie er war, ſauſte und flog er neben hübſchen anderen, nagelneuen durch die Straßen. Die Gaſſenjungen hatten dieſen Winter eine erſtaunliche Geſchicklichkeit erreicht, auf die Kufen zu ſpringen und ſich von den Schlitten mitnehmen zu laſſen.

Unten an der Bibliothek, auf dem großen Rutſchberge, geſchahen Wunder und Zeichen; denn die Käſehütſchen, auf denen die Sakramenter, die Gaſſenbuben, die Eisbahn hinabrutſchten, ſchienen dieſen Winter zu ganz anderen Geſchöpfen ſich umgewandelt zu haben. Sie waren heimtückiſch, in ihrer Schnelligkeit unerreichbar geworden, flogen hin, wie Schwäne, wie Schneegänſe, von der Bibliothek an fuhren ſie über die ganze Reitwieſe weg, wie im Flug an dem alten Reithaus vorbei, bis auf die feſtgefrorene Eisdecke der Ilm. Ob ſie es heut' noch zuſtande bringen? Kaum mochte es einen Weimaraner geben, der nicht davon zu berichten gehabt hätte, daß ihm eine Käſehütſche mit einem unverſchämten Bengel darauf, die, wie vom Himmel gefallen, auf ihn zu wetterte, an die Beine gefahren ſei, mit einer Wucht, wie eine wilde

Beſtie. Die Straßen wimmelten von Raben nnd Goldammern wie noch keinen Winter. Alles hatte den Anſchein von etwas Außerordentlichem. Man ſpürte den erregenden Einfluß eines gewaltigen, nnhemmbaren Elements.

Mit geheimem Behagen ſah man die Schneewälle, die an den beiden Seiten der ſchmalen Wegbahnen ſich auftürmten, höher und höher werden. Es gab in Weimar Wohnungen und Häuschen, die buchſtäblich eingeſchneit waren.

So luſtig und unternehmend das Leben auf den Straßen war, ſo behaglich und angenehm befand man ſich in den vier Wänden. Es wurde geheizt „auf Teufelsholen", wie man ſich in Weimar ausdrückt, und es ging mächtig an die Holzvorräte.

Die alten Damen hielten Spielchen nnd Kaffees ohne Ende; die Abende in den Familien waren wunderhübſch, und die Weihnachtserwartungen ſchöner als je. Es ſchien mit den Schneemaſſen ein Geiſt der Gemütlichkeit mit herabgekommen zu ſein.

An ſolch einem Winternachmittag bereitete die Kummerfelden ſich zum Empfang von Gäſten vor. Unten in der Stube, in der die Schülerinnen am Vormittag gehauſt hatten, wurde ein Tiſch gedeckt; die Kummerfelden in ihrem hellen, geblümten Kleid, die Prachthaube auf dem Kopf, eine Bernſteinkette um das Handgelenk, ſprang die ſiebenſtufige Treppe, die in ihr Schlafgemach führte, hurtig auf und ab, ſchleppte aus einem Schubfach Taſſen hervor, aus einem Beutel ſilberne Löffel, ſtach mit der Gabel den Kommodenkaſten auf, in welchem ſie Zucker verwahrt hielt, trabte unentwegt auf und nieder und brachte allerlei aus allen Ecken herbeigeſchleppt, ſchüttete endlich auch friſchen Tabak in die Schnupftabaksdoſe und ſtellte dieſe mit auf den Tiſch. Aus dem geſtickten Beutel über ihrem Bette wurden Äpfel gelangt, nnd im warmen Ofen ſtand bald der Kaffee fix und fertig.

„Nun könnten ſie kommen, es wäre alles ſo weit", ſagte

die Kummerfelden und ließ ſich auf eine Treppenſtufe nieder, ſchlang die Hände um die Knie und ſaß da wie der liebe Herrgott am ſiebenten Schöpfungstage, mußte aber ſo länger ſitzen, als ihr lieb war; denn die Gäſte kamen nicht ganz pünktlich, jedenfalls wegen des vielen Schnees.

Und während die Kummerfelden ſaß und lauerte, tappte bedächtig zwiſchen den hohen Schneewällen durch die Schützengaſſe, die damals noch „das Pförtchen" hieß, eine reſpektable Frauengeſtalt, bog bei der Schleuſe ein und trottete mit Filzſchuhen, die den Eindruck von Kähnen machten, in denen die große Frau ſich behaglich, ohne daß ſie ſich ſelbſt dabei anzuſtrengen hatte, fortſchaffen ließ. Die Filzſchuhe führten ſie durch den wieder neugefallenen Schnee weich und geräuſchlos, wie es ſich von ſolch einer Frau ganz unwahrſcheinlich und geſpenſtiſch ausnahm. Ein friſcher, voller Schneewind fuhr gegen die ſteifen Falten ihres Mantels, ohne ſie in Schwung bringen zu können. Der Mantel hätte ſeinem Schnitte, ſeiner Ausdehnung und ſeinem eiſenfeſten Stoffe nach gut den Überkragen für einen Winteranzug des Rieſen Chriſtophorus abgeben können. Gott weiß, aus welcher Zeit er ſtammen mochte! Er machte den Eindruck der Unvergänglichkeit. Die große Frau, die, ſchwer und leiſe, in Wollmaſſen gehüllt, durch den Schnee geht, heißt Fabian, aber ihr Name, unter dem man ſie in den weimariſchen Gaſſen und Straßen kennt, iſt nicht dieſer ehrenwerte Name, den ſie als Gattin des Zinngießers Fabian trägt, ſondern für jung und alt heißt ſie die Rabenmutter; nicht wegen eines hartherzigen Charakterzuges gegen ihre Kinder, ſondern lediglich deshalb, weil ſie Winter für Winter hinaus auf den Ettersberg wandert, um den Raben Futter auszuſtreuen.

Sie war, wie große, unbehilfliche Leute es oft ſind, gut wie ein Kind. Das wußte jedermann von ihr. Ihre Freundlichkeit aber, mochte ſie in Worten oder Werken beſtehen, hatte etwas Gewaltſames.

Sie liebte es, ſich für andere zu plagen, verſtand es, mit allem und jedem auszuhelfen, mit Kinderzeug, wo es not tat, mit Koch- und Backrezepten, mit Heilmitteln und mit gutem Rat; wußte zu einem Prozeſſe oder ſonſtigen Rechtshändeln zuzureden oder abzureden, auch mit Gelegenheitsgedichten griff ſie ein, wenn es verlangt wurde, und ſtrengte ihr poetiſches Empfinden bald zugunſten eines Briefträgers an, der einen Neujahrswunſch ſeinen Kunden überbringen wollte, bald zur Verherrlichung einer Hochzeit oder Kindtaufe; verfaßte Bettelbriefe für Bedürftige, grauenhaft zum Herzen ſprechend, und verwendete ſo mit Freuden und in beſter Laune ihre Kräfte für die Menſchheit.

Während wir über ſie berichten, kommt ſie, umtanzt von großen Flocken, ihrem Ziele näher. Sie geht jetzt über den ſchmalen Steg, der über den Waſſergraben führt, direkt auf den Entenfang zu, in dem die Kummerfelden ſitzt und lauert.

Jetzt ſteht Frau Fabian vor dem Häuschen und lugt in das Fenſter hinein.

Richtig, da ſitzt die Kummerfelden noch immer auf der Treppenſtufe, und da das Warten ein ſaures Geſchäft iſt, ſo ſieht ſie ſo griesgrämig aus.

„Na," brummt Frau Fabian, als ſie die Gaſtgeberin ſo ſitzen ſieht, „was fehlt dir denn?" Die große Frau fährt unter dem Mantel vor mit der Hand, die in einem Buckſkinhandſchuh ſteckt, an dem der Zeigefinger ſich durchgearbeitet hat, ſo gründlich, daß der Handſchuh ſeine Spitze vollkommen verloren und der Finger aus einem ſorgſam umſäumten Stumpf hervorſieht. Mit dieſem Finger pocht die große Frau mit aller Wucht gegen die Fenſterſcheiben, ſo daß die Kummerfelden auffährt und mit beiden Händen vor Schreck nach ihrer Haube greift.

„Das iſt die Fabianen", ruft ſie und läuft, noch ganz

desperat von dem Schreck, nach der Tür, um zu öffnen. Ehe sie aber bis dahin gelangt, schellt es draußen, daß es der Ärmsten durch Mark und Bein dringt.

„Nun schellt sie auch noch, als ob sie nicht schon Lärm genug gemacht hätte!“ murmelt die Kummerfelden. Und als sie die Tür geöffnet, da steht ihr Gast großmächtig vor ihr und schüttelt den Schnee von der Kappe, von den Schultern, aus den Falten.

„Weeß Gott, en paar Schaufeln voll!“ sagt sie mit ihrer dicken, rollenden Stimme.

„Komm nur herein,“ mahnt die Kummerfelden, „du läßt mir ja die ganze Kälte ins Haus; du warst wohl gar auf dem Ettersberge?“

„Na ob“, bekam sie zur Erwiderung aus einem Sprühregen von Eisstückchen, Wassertropfen und Schnee heraus; die Fabianen schüttelte ihr Lori aus, wie sie ein schlangenartiges, langes Tuch zu benennen liebte, das sie so ein vier-, fünfmal um den Hals geschlungen trug, so daß ihr Hals dadurch ein runderes und kopfartigeres Ansehen bekam als der Kopf selbst.

„Läufst du denn immer noch hinauf und fütterst die Raben?“ fragte die Kummerfelden und kehrte in die Stube zurück, um dadurch ihren Gast zu veranlassen, ihr zu folgen.

„Jawohl,“ sagte diese und trat in die Wärme ein, „jawohl. Über das arme Viehzeug! Dies Jahr sieht's wahrhaftig elend genug aus.“

Jetzt nahm sie den Mantel ab und hing ihn über einen Stuhl am Ofen und stand nun dunkellilla, feierlich mitten in der Stube. „Gucke! — Gucke!“ sagte sie und hauchte in die roten Hände und betrachtete den Kaffeetisch. „Du hast ja gut aufgefahren! Wenn ich so von draußen komme, wo das Gevögel wegen eines verschimmelten Häppchens um sich hacken muß wie der Teufel, damit es andere nicht stibitzen,

da hat es doch unſereins, weeß Gott, recht zufriedenſtellend. Das arme Vieh! Das arme Vieh!" wiederholte ſie und wiegte ſich dabei von einem Fuße auf den andern, daß das Haus ſchütterte. Sie wollte ſich den Froſt aus den Füßen trampeln, wie es ſchien. Ihre großen Filzſchuhe aber hatte ſie manierlich draußen vor die Tür geſtellt.

„Wenn die hohe Juſtiz," ſagte ſie immerfort trampelnd, „wenn die hohe Juſtiz auch einmal zur rechten Zeit ein Einſehen hätte! Ich bin doch überzeugt, daß ſie irgend ſo einen armen Sünder ſitzen haben, ſo einen Totſchläger, Brudermörder oder ſonſt wen, oder wohl gar zwei, daß ſie die nun jetzt richten täten, wo ſie noch Nutzen ſtiften können! Nä, da warten ſie damit, und wenn ſie die auch jetzt richten täten — hängen laſſen würden ſie ſe doch nicht. Wir kennen die Juſtiz, nicht den Tropfen Menſchlichkeit hat ſe in ſich, nicht den Tropfen; und keen Verſtändnis von nichts!"

Die Kummerfelden ſagte: „Ach was, Fabianen, du biſt doch manchmal ein rechter Huſar in deinen Anſichten."

Frau Fabian beunruhigte ſich darüber nicht, ſondern ſprang weiter von einem Fuße auf den andern, daß es der Kummerfelden ſchließlich ſchwindlig wurde. Währenddem huſchte draußen im Schnee und im Geſtöber eine kleine Perſon dem Steg und dem Entenfang zu.

Sie huſchte wie ein Rättchen ſo ſcheu, und hinter ihr her durch die Flocken und den Schneenebel da fuhr es huit, huit! Das waren Schneebälle. Die kamen angeflogen, bald von da, bald von dort, immer hinter ihr her, und kamen von den infamen Gaſſenbengeln, die nun einmal ein huſchendes, altes Perſönchen nie in Ruhe laſſen können. Es iſt ſchlecht von ihnen, aber ſie laſſen es nun einmal nicht. Das wußte die kleine Jungfer auch und ſputete ſich gewaltig. Ganz außer Atem zog ſie endlich an der Schelle im Entenfang, aber wie zaghaft, wie beſcheiden!

„Das iſt die Jungfer Muskulus," ſagte die Kummerfelden, „die zieht anders als du, Fabian."

„Hat ſeine Richtigkeit", erwiderte dieſe.

Sie ſaß ſchon über dem Kaffee und brockte; denn ſie hatte nach ihrer Tour Appetit bekommen.

„Hat ſeine Richtigkeit", wiederholte ſie noch einmal wohlgefällig, um gerade eine Pauſe im Schlucken auszufüllen. „Ene Frau," ſagte ſie, während die Kummerfelden die Jungfer hereinließ, „ene Frau," ſie ſprach ſo laut, daß die Kummerfelden es draußen auch hören konnte, „ene Frau, die acht Kinder hat und en unmündigen Mann, hörſt du, Kummerfelden, die acht Kinder und en unmündigen Mann ... Ach Herrjes, was ſag' ich da?" lacht ſie voll und laut, „die zieht anders an der Schelle wie ene Jungfer. Übrigens," rief Frau Fabian unter Lachen und Schlucken, „es iſt nicht ſo ohne! Man könnte ſo manches Mal ſagen: acht Kinder und en unmündigen Mann. Es könnte es jede Frau ſagen, wenn auch nicht immer acht Kinder!"

Die Kummerfelden fuhr mit mißbilligender Kopfbewegung zwiſchen dieſe Betrachtung. „Schrei doch nicht ſo, du kannſt es mir ja nachher ſagen." Sie war damit beſchäftigt, die Jungfer aus ihrer beſcheidenen Umhüllung zu wickeln.

Jetzt traten ſie miteinander ein. Die Jungfer Muskulus trug eine ſchwarze Lockenperücke, die ſie bis tief in die Stirne hineinzuziehen für gut fand, und jahraus, jahrein einen Hut, geſchmückt mit dem enormſten Veilchenkranz, ſo groß, daß er kaum hätte größer ſein können.

Jetzt hingen Schneeſtücke an den ſeidenen Veilchen; die Gaſſenjungen hatten ſie ihr zugerichtet.

„In einer Weile werden die Ratsmädchen da ſein", ſagte die Kummerfelden.

„Na," fragte die Fabian, „was wollen denn die?"

„Ja", lachte die Kummerfelden, „wegen denen ſeid ihr eingeladen. Ihr ſollt mir euren Kaffee gründlich verdienen. Die Mädchen wollen euch allerſchönſtens bitten, daß ihr ihnen bei einer Angelegenheit helfen ſollt."

„Was iſt denn los?" fragte die Frau Fabian, „das wird eine ſchöne Paſtete ſein."

„Es iſt Ehre dabei einzulegen; es ſoll etwas zu Goethens kommen", bekam ſie zur Antwort.

„Na nu?" rief die Fabian.

Nun ſchnitt die Kummerfelden ein geheimnisvolles Geſicht und tat, als ſei ſie ſelbſt nicht recht mit der Geſchichte einverſtanden.

Aber bald verriet ſie ſich, und es zeigte ſich, daß ſie Feuer und Flamme für den Plan war, — ganz wie die dummen Ratsmädel, und ſie teilte mit, daß es ſich darum handle, einen kleinen Garten zu fabrizieren aus Moos und mit einem Staket darum und einer Laube darin, gerade ſo einen Garten, wie die Jungfer Muskulus jeden Weihnachten welche geliefert habe, aber ſtatt der Watteſchäfchen, die ſie hineinzuſtellen gewohnt ſei, ſollten Frauenzimmer in das Moos geſteckt werden.

„Dieſe Frauenzimmer ... wartet", ſagte die Kummerfelden, fuhr aber in ihrem Bericht nicht fort, ſondern tappte die Treppe nach ihrem Heiligtum hinauf, kam mit einem Käſtchen wieder zum Vorſchein und ſtellte es vor die beiden Weiber hin.

Frau Fabian nahm den Deckel ab. „Potztauſend!" rief ſie, „was ſollen denn die? Das ſind ja Puppen! — Püppchen!"

„Na, na, na!" rief die Jungfer Muskulus, „darauf laſſe ich mich nicht ein, das ſcheint mir denn doch bedenklich!" Dabei rückte ſie ſich ihre dicke ſchwarze Perücke zurecht und machte eine auffallend mißtrauiſche Miene: „Das iſt ja

frevelhaft, Kummerfelden, Sie wollen doch nicht Ihren Spott mit der alten Exzellenz treiben?"

„Sie sein à Schaf, Muskulussen", antwortete die Kummerfelden, die, von Frau Fabian hingerissen, auch in das beglückende weimarische Idiom zu verfallen drohte.

„Wie werd' ich einen Spott treiben? Vergessen Sie, was ich bin? Ich bin Künstlerin."

„Man vergißt das bei dir vollkommen, das sei zu deiner Ehre gesagt", brummte Frau Fabian.

„Die Muskulussen ist und bleibt ein Grünschnabel", fuhr die Kummerfelden fort, „und hat auch in nichts ein Einsehen, wie du vorhin von der Justiz bemerktest, Fabian."

„Das is' mit den ledigen Frauenzimmern und wenn se auch ne Perücke tragen, so dick, wie en Fußsack, es is' doch ewig was Halbes", bemerkte Frau Fabian gedankenvoll. „Nä, der Kummerfelden so was zuzumuten, daß sie de alte Exzellenz nicht respektieren täte."

Jungfer Muskulus war unter ihrer Perücke feuerrot geworden.

„Na, na, 's is gut", sagte Frau Fabian. „Was kann ens dafür, wenn es unverehelicht ist? Es kann auch ens nichts dafür, wenn es en Buckel hat. Gewöhnlich", fuhr Frau Fabian fort, „haben die Kindsmädchen so ens fallen lassen; man kann nich genug dahinter her sein. Na, was hast du denn nun aber mit den Döckchen vor?"

„Das handelt sich nun eigentlich", sagte die Kummerfelden, „nicht um die alte Exzellenz, sondern schon mehr um den jungen, um August von Goethe."

„Na sag' ich's nich," rief Frau Fabian, „die Kummerfelden macht sich in keiner Weise enes Verstoßes schuldig. Wenn's auf Augusten geht, dem tut's nichts und schadet's nichts, im Gegenteil. Er treibt's zu arg, sag' ich, und mit den Docken, da scheint ihr mir aufs Rechte anzuspielen, auf die Frauenzimmer, meine ich."

„Das iſt's," bemerkte die Kummerfelden, „ich möchte der Exzellenz ſo ganz verblümt zu verſtehen geben, daß es an der Zeit wäre, ſeinem Auguſt eine Frau auszuſuchen, die dem gehörig auf dem Dache ſitzt; denn das tut not, wie wir wiſſen. Aber eine Geiſtreiche darf's nicht ſein; von der Eigenſchaft haben ſie genug hier."

Frau Fabian fügte hinzu: „Nur nichts Scharfes mehr in die Lauge, meinte jene Köchin, die die Sauce verſalzen hatte."

„Fabian, mit deinen Redensarten fährſt du einem immer dazwiſchen", rief die Kummerfelden ungeduldig. „Ich will Exzellenz Goethe zu verſtehen geben, daß er eine Frau wählen ſoll, die auf gute Wäſche hält, die ſparſam iſt, die nicht mit dreinredet und, wie geſagt, Auguſt gehörig — —" Hier zwinkerte die Kummerfelden mit den Augen. „Das ſind die Ratsmädchen, die mich darauf gebracht haben, die hatten die Idee, Auguſt von Goethe ein Gärtchen mit allen ſeinen guten Freundinnen auszuſtaffieren. Ich weiß nicht, aber ſie müſſen etwas mit ihm gehabt haben — das ſchien mir ſo."

„Die Krawatſchen!" rief Frau Fabian wohlgefällig, „und die Püppchens haben die Mädchen wohl ſelbſt genäht?"

„Freilich", ſagte die Kummerfelden lebhaft, „und die Hemden haben alle Zwickel, alles regelrecht."

Jetzt packte Frau Fabian die Puppen aus. „Na nu, ſeht eins an, wer iſt denn die?"

Sie hielt ein Püppchen in die Höhe, das ein roſa Kleid, dabei aber ganz zerriſſene Strümpfe an hatte.

„Das iſt ja die ... na, ihr wißt ſchon, das Mädchen hat ewig zerriſſene Strümpfe an. Die Löcher gucken ihr über den Rand von ihren Schuhen, wie hier genau zu ſehen iſt. So eine Frau bringt Unglück ins Haus, und wenn ſie ſo ſchön wie ein Engel wäre und klug wie eine Schlange."

„Und die Lange mit der kleinen Feder in der Hand?" fragte Jungfer Muskulus beſcheiden.

„Das iſt die Schopenhauern, die Adele," fuhr Frau Fabian ſie an, „das ſieht doch jeder klar. Mit der hat's keine Gefahr nicht. Häßlichkeit entſtellet immer ſelbſt das ſchönſte Frauenzimmer. Mein Schatz wär' ſe nich', die Schopenhauern. Na, nn die beiden Madams?" Sie hielt zwei Püppchen in der Hand. „Das ſind zwei verehelichte; wie das die Rackersmädchen herausgekriegt haben! Das iſt die Madame ſo und ſo und das die Madame die und die. Wir kennen euch! Wir wiſſen, gottlob, wer ihr ſein ſollt." Währenddem ſie ſprach, hielt ſie beide Figürchen ſich ſelbſt nahe hin und redete ſo auf ſie ein und drohte ihnen mit dem Zeigefinger. „Und die is' wohl die rechte Braut, wie ſie im Märchen ſagen."

Sie hob ein Püppchen in die Höhe, das, in einer weißen Schürze und mit einem Kochlöffel in der Hand, ein hausmütterliches Ausſehen hatte.

„So iſt's", ſagte die Kummerfelden. „Und nun, Fabian, wenn du es wiſſen willſt, nachher mußt du die Verſe dazu machen; du mußt ſagen, wen jedes Püppchen vorſtellen ſoll, und wie es ſich mit jeder verhält."

„Gott ſoll mich bewahren!" fuhr die große Frau auf, „das is aber ene Zumutung. Verſche, die ſich gewiſſermaßen den Goethiſchen müſſen an die Seite ſtellen laſſen, ſo beim Kaffee 'rauszuſchütteln, wo die ganze Stube, mit Reſpekt zu ſagen, voll weimariſcher Gärmichel ſitzt, — ich danke — und das ſag' ich, wenn ich darauf einginge, was Schlechtes dürfte Exzellenz ſchon gar nicht kriegen, was ſollte er denn von der Fabian denken?"

„Du darfſt 'nauf in meine Stube gehen," ſagte die Kummerfelden, „da ſetz' dich auf den Lehnſtuhl vors Bette und bleib ruhig ſitzen. Aber du wirtſchafteſt mir dort nirgends herum, nicht wahr? Das kann ich nicht leiden. Weißt du was, gehe

nur gleich 'nauf. Bleiſtift und Papier liegen ſchon auf der Bettdecke. Du wirſt ſchon was 'rauskriegen, ich weiß ja, wie dir's fleckt. Die Ratsmädchen werden auch gleich da ſein, die freuen ſich, wenn du ſchon dabei ſitzeſt. Proviant bekommſt du mit hinauf. Und wenn die Not groß iſt, kriegſt du, na, du weißt ſchon", die Kummerfelden zeigte auf ein Schränkchen, in dem ſie ihr Schönheitswaſſer in Flaſchen aufbewahrte. Aber nicht lauter Schönheitswaſſer allein.

Frau Fabian zog mit ihrer Taſſe und einer großen Schnitte Kuchen die Treppe hinauf, und der furor poëticus ſtand ſchon deutlich auf der gefurchten Dichterſtirn zu leſen.

Unterdeſſen näherten ſich dem Entenfang, ſo friſch und leicht wie die Schneeflocken, unſere zwei in allerbeſter Laune. Es gibt für junge Menſchen nichts Schöneres, als im dichten Schneefall zu gehen, zu ſpringen, zu wandeln, zu tollen. Geheimnisvoll, bedeutſam ſinkt es leiſe, leiſe nieder, legt ſich zart auf Falten und Gewänder, und es iſt, als ob vom Himmel Segen niederſtröme, Erfreuliches, Heiteres, Hoffnungsgefühle.

Die beiden Luſtigen, die dem Entenfange zuſteuerten, liefen durch den Schnee, ſchürften in der flockenweichen Decke mit den Füßen, daß es aufſprühte von Eiskriſtallen um ſie her. Sie überſtürzten ſich, fielen mutwillig in die friſche, kalte Herrlichkeit der Länge nach hinein. Es fehlte nur noch, daß ſie wie die vergnügten Hunde mit den Naſen in dem Schnee geſchaufelt hätten.

Jetzt ſchellten ſie auch am Entenfange, erſt Röſe, dann Marie, dann wieder Röſe, wieder Marie, dabei lachend, bis die Kummerfelden ſie einließ und ihnen ſagte, indem ſie die Mädchen auf die friſchen Wangen klopfte: „Ohne Spielerei und Narrenpoſſen könnt ihr doch auf der Gotteswelt nichts tun."

Die Mädchen traten jetzt ein. Sie hatten einen Korb mit ſich voll Moos und allerlei Geſparre.

„Ihr habt mich in eine ſchöne Lage gebracht, ihr Racker!“ rief Frau Fabian den beiden aus ihrem Lehnſtuhl heraus entgegen. „Ich ſitz' nun und ſchwitze, und das nennt die Kummerfelden einen zum Kaffee einladen.“

Röſe und Marie wurden reichlich regaliert, dann ging's an die Arbeit. Das Gärtchen wurde in Angriff genommen.

„Eure Verſe ſind in guten Händen,“ ſagte Madame Kummerfelden, „ſo borſtig die Fabianen auch iſt, ſie hat ein exquiſites Herz, eine Außerordentlichkeit von einem Herzen. Solche Leute ſind für die Poeſie. Beileibe ſoll man keine Böshaftigen daran laſſen, die ſtiften nichts als Unheil.“

„Und beſſer wird's bei ihnen drum noch lange nicht“, ſchrie Frau Fabian von oben herab. „Mit dem erſchten wäre ich ſo weit.“

„Na los!“ rief die Kummerfelden ganz erfreut.

Die große Frau trat vor auf die erſte der ſieben Stufen.

„Zeigt das Döckchen her mit den zerriſſenen Strümpfen, auf die is es“, rief ſie.

Röſe hielt das Figürchen in die Höhe, und die Fabianen begann mit gewaltiger Stimme:

„Meine Liebe iſt ſtets auf den Strümpfen,
Reißt wohl zwanzigmal des Tags ein Loch.
Meine Liebe läßt ſich nicht abſtümpfen,
Auch verſchmäht, lieb' ich dich ewig doch!“

„Bravo!“ rief die Kummerfelden, „das macht dir alle Ehre.“

„Wollt' ich meinen“, erwiderte Frau Fabian, lachte kurz auf und verſank wieder in den Lehnſtuhl.

Inzwiſchen wurde unten auf das luſtigſte gegeſſen und getrunken, geklebt und gepappt, und es entſtand ein allerliebſtes Moosgärtchen.

Die Kummerfelden ſagte den Ratsmädchen, daß ſie und Frau Fabian die Sache auf ihre Kappe nehmen würden. „Uns geſchieht damit nichts. Ihr ſollt es nur hineintragen

und ſagen: ‚Eine ſchöne Empfehlung von der Kummerfelden.‘“

Nach einer Weile war die Fabian wieder mit einem Vers zuſtande gekommen und donnerte folgendes herab, für die kleine Figur mit dem Löffel:

„Führt der Weg zu Mannes Herz
Durch die Küche ohne Scherz?
Biſt du garſtig oder ſchön,
Mädchen! Du mußt dieſen gehn.
Herz, Verſtand für Haus und Küch’ —
Und — die Liebe findet ſich.“

„Fabian, du biſt ein herrliches Weib!“ rief die Kummerfelden ganz begeiſtert der Freundin hinauf. „Es ſteckt ein Philoſoph in ihr, ich hab’ es immer geſagt. Und ein Charakter iſt ſie, ſo manchen Groſchen hätte unſere Fabian für Gelegenheitsverſe einheimſen können, aber ihr Lebtag hat ſie die Kunſt, ohne Lohn zu beanſpruchen, geübt, das kann keiner von all den Großen hier ſagen, ja, ja, ne, ne!“

„Dank’ auch beſtens“, rief die Fabian herab, mit einem etwas zerſtreuten Ausdruck, ungefähr, als hätte ſie geniest, und die Kummerfelden hätte ihr Geſundheit gewünſcht.

Das ſonderbare Weihnachtsgeſchenk für Vater und Sohn Goethe kam allmählich in einer wunderbaren Vollendung zuſtande.

Die Mädchen bauten am Gärtchen, die Fabian an den Verſen weiter: unter anderen entſtand ein Vers auf zwei andere Flammen Auguſt von Goethes, auf die Frau eines Kammerrates und die des Polizeidirektors.

Dieſen Vers in ſeiner Kraft, Würze und Knappheit, ſeiner umfaſſenden Keckheit, mit der er zwei Damen auf einmal erledigte, und auf den Frau Fabian beſonders ſtolz war, dieſen Vers wollen wir hier nicht übergehen. Er lautete folgendermaßen:

„Ob Kammer oder Polizei,
Das ſteht noch zu erfragen,
Wir wollen es nun einmal
Mit allen beiden wagen."

Man war vollkommen befriedigt; Frau Fabian trank drei bis vier Liköre zur Stärkung nach ihrer ſchweren geiſtigen Anſtrengung und bekam eine außerordentlich gute Laune, eine Laune, wie nur die Fabian ſie haben konnte, ſo ausdrucksvoll und kräftig, daß es eine Freude war, und daß der Tiſch, an dem man ſaß, nicht aus dem Schüttern herauskam, teils, weil alle um ihn her unausgeſetzt lachten, und weil die Fabian vor lauter Lebenskraft zur Beſtätigung ihrer Meinung oftmals mit der Fauſt zwiſchen die Taſſen ſchlug.

„J, der Tauſend," ſagte Mamſell Muskulus bewundernd, als die Frau einmal ihre Schultern ſtatt des Tiſches getroffen hatte, „wo ſie hintrifft, da wächſt kein Gras."

Die kleine, ſcheue Muskulus war von jeder Kraftäußerung immer ganz von Bewunderung hingenommen, auch wenn dieſe Kraftäußerung ſich gegen ſie ſelbſt richtete. Die Ratsmädchen ſchafften das Gärtchen, die Puppen, die Verſe noch an dieſem ſelben Abend in die Wünſchengaſſe, ſchleppten alles hinauf in ihre kleine Stube, verbargen es ſorgfältig und vergnügten ſich abends, als alles ſchlief, bei verſchloſſener Tür damit zu ſpielen, um allerhand Unſinn zu treiben, bis ſie das Gärtchen endlich mit großem Stolz und vieler Vorſicht, daß ſie von niemandem ertappt würden, am Heiligen Abend in das Goetheſche Haus trugen. Sie hatten ausgemacht, es unten in der Leuteſtube mit einer ſchönen Empfehlung der Kummerfelden abzugeben; als ſie aber die Haustür öffneten, da kam ihnen der Geheimrat ſelbſt entgegen. Sie blieben betroffen und verlegen mit ihrem verdeckten Werke ſtehen und hofften, er würde ſie nicht bemerken und an ihnen vorübergehen.

Er erkannte ſie aber augenblicklich und ſagte: „Was bringen denn die Ratsmädchen da?"

„Exzellenz," ſagte Röſe, „die Kummerfelden läßt ſchön grüßen und hier wäre etwas."

„Für mich?" fragte Goethe.

„Ja, für Eure Exzellenz."

„So tragt es hinauf, ihr ſchönen Kinder, ich komme mit euch."

Goethe ließ ſie vor ſich her die breite und ſanftanſteigende Treppe hinangehen. Als ſie oben angelangt waren, öffnete er ihnen ſelbſt die Tür und ließ ſie in das lange gelbe Geſellſchaftszimmer eintreten. Es war ſchon dämmerig, und Röſe und Marie war es doch recht beklommen zumute.

„Da haben wir's," dachte Röſe, „es iſt doch, als kämen wir zum lieben Herrgott mit der Dummheit da an. Viel ſchlimmer würde es auch nicht ſein, glaube ich."

Goethe machte einen Tiſch, auf dem einige Bücher lagen, frei. „So," ſagte er, „da ſteht nun eure geheimnisvolle Gabe, wollt ihr das Tuch abheben?"

Marie enthüllte das Werk, und als Goethe das Gärtchen ſah und die Überſchrift über dem Tore geleſen hatte, lächelte er; es war noch eine Aufſchrift hinzugekommen, die beſagte, daß hier ſchöne Damen verſammelt ſeien, daß Schönheit und Geiſt zwar angenehm, daß man aber die nützlichen Eigenſchaften beileibe nicht gering achten möge.

„Das iſt ja eine artige Idee", rief Goethe.

Und als er eines der Püppchen in die Höhe genommen und den Zettel geleſen hatte, welcher demſelben an dem kleinen Maul befeſtigt war, lachte er, daß Röſe und Marie ihn ganz verblüfft anſahen, denn nie hatten ſie ſich vorgeſtellt, daß der Goethe lachen könnte. Er war ihnen immer als ein majeſtätiſcher, etwas ſteifer alter Herr erſchienen.

„Nun Kinder, ſagt mir," fragte er, „wer die Verſe gemacht hat."

„Die Fabianen", antwortete Röſe. „Hier nennen die Leute ſie die Rabenmutter!"

„Ah die! Da könnt ihr berichten, daß ich mich allerbeſtens bedanke für ihre artigen Verſe.“

Er hielt eben das Figürchen mit den zerriſſenen Strümpfen und das Hausmütterchen in der Hand und betrachtete beide.

„Ich werde das allerliebſte Ding meinem Sohne heut mitbeſcheren.“

Röſes und Maries Achtung vor ihrem Kunſtwerke war wieder ſehr geſtiegen, und ſie fanden, daß es in Wahrheit ein wundervolles Gärtchen ſei, und daß Goethens Auguſt ſeinen hübſchen Ärger darüber haben würde.

Mit Frankfurter Brenden beſchenkt, wurden ſie von Goethe aufs freundlichſte entlaſſen und liefen ſeelenvergnügt nach Hauſe.

Nun wollen wir hier nur noch erwähnen, daß die Fabian ſehr entrüſtet geweſen iſt, als ſie mit der Zeit erfuhr, daß der Auguſt von Goethe ihren guten Rat in den Wind geſchlagen, indem er eine Frau nach ſeinem Geſchmacke und gegen die Anſichten der Kummerfelden und der Rabenmutter gewählt hat.

Wie Frau Rat über das Leben, über Erziehung und über die erſten Liebesbriefe ihrer Töchter dachte

Wie zwei Vögel in einem herrlichen Garten harmlos leben, in dem die wunderbarſten Seltenheiten grünen, blühen und Früchte tragen, ſo lebten die beiden jungen Mädchen, Röſe und Marie, in Weimar. Welche Wunder, welche Außerordentlichkeiten ſich auch um ſie her begaben, ſie erachteten das überreich entfaltete Leben als nichts Erſtaunenswertes, ſo wenig ſie über ihre eigene Exiſtenz erſtaunten. Es war ganz in der Ordnung, daß gerade zu dieſer Zeit die Welt einmal gehörig in Gang kam. Sie hatten ihre Freude daran, daß es in Weimar ſo viel zu ſehen und zu erfahren gab, daß im Theater alle Augenblicke etwas Neues, was man unter allen Umſtänden ſehen mußte, zur Aufführung kam, daß Budang ihnen hin und wieder erklärte, ſie lebten in einer Zeit, wie ſie noch nicht auf Erden dageweſen ſei, von der man in Jahrtauſenden noch reden würde.

Das war den Ratsmädchen angenehm zu hören und trug das Seinige zu ihrem Selbſtbewußtſein mit bei. Sie empfanden eine bewegte, ſchöne Atmoſphäre um ſich her und gediehen in ihr. Die verſchiedenſten Kreiſe der weimariſchen Geſellſchaft waren ihnen vertraut. Sie verkehrten, wie wir es wiſſen, im Salon der Madame Schopenhauer; ebenſo gern aber ſteckten ſie bei Keſſelrings im Turm, bei Budangs Angehörigen, den Müllersleuten, und dann wiederum erſchienen ihnen Apothekers als die Krone der Geſellſchaft.

Die beiden taten einen weiten Blick in das Leben ſchon

in früheſter Jugend und genoſſen das Gute, Lebensvolle, das ſich ihnen in den verſchiedenſten Verhältniſſen darbot, in vollen Zügen.

Durch dieſe kluge, freie Erziehung ſpürten ſie im freundſchaftlichen Zuſammenleben mit Leuten in weit voneinander getrennten Lebensſtellungen überall das Menſchliche als die Hauptſache heraus; die Verhältniſſe verdeckten es ihnen nicht, wie es bei denen, die in einem engen Geſichtskreis erzogen wurden, wohl meiſt der Fall iſt.

Es war ſelten, daß unſere beiden, wenn ſie nach Hauſe zurückkehrten von einem Spaziergange, einer Beſorgung in der Stadt, einer Geſellſchaft oder vom Markte, nicht erfüllt von der Freundlichkeit der Menſchen waren, und mochte ihnen etwas Gutes durch das Marktweib, oder den Handwerkermeiſtern, oder durch Karl Auguſt, oder gar Geheimrat Goethe ſelbſt angetan worden ſein, ſie ſchienen nur eine Art von Dankbarkeit und Wohlwollen in ſich zu haben, eine einzige Art, die für alle herhalten mußte.

Frau Rat hatte darüber ihre Freude. Sie war es, die ſo zu fühlen ihren beiden kleinen Gerechten gewünſcht, die ſie darauf hingeleitet hatte, und war dankbar, als ſie ihre Wünſche ſich erfüllen ſah.

Die wenigſten Menſchen kennen das, was man Lebensgenuß nennt, und alle guten Chriſten eifern mit Zorn, Predigten und Strafen dagegen, preiſen Pflichterfüllung, Aufopferung, Enthaltſamkeit, Überwindung als etwas Nützlicheres, Beglückenderes und Schöneres an; ſtatt aber gegen den verpönten Lebensgenuß zu eifern und überzeugungstreu zu predigen, ſollte man der Menſchheit zurufen: Genießt den Tag, genießt jedes Wort der Liebe, jede Freundlichkeit, jede Wärme, verzeiht über jedes Maß, um friedlich zu leben, nicht, weil es lobenswert iſt, ſeid gut, nicht, weil ihr deshalb als vortrefflich angeſehen werdet — nein, nur um friedlich und erfreulich zu leben; helft auch deshalb nur einander, denn

es iſt ſchön, es iſt göttlich, zu leben, nicht zu grübeln, was danach kommt. Dunkle Frage an ein unverbrüchliches Schweigen gerichtet! Lernt zu leben! Das Sterben wird uns gelernt ohn' unſer Dazutun. Die Sünd' mit glänzenden Farben malen und das Daſein in ſeiner Trockenheit, Pflichterfüllung darſtellen, nach hohen Zielen ſtrebend, das iſt ein vielbeliebter Kunſtgriff, um Rekruten für die Tugend zu werben. Und man wirbt auch damit. Ob es oft glückt? Ich weiß es nicht. Die aber, welche kräftig wollen, bleiben von dergleichen gut gemeinten Lehren im innerſten Herzen unberührt. Wir wachſen wie das Getreide auf dem Felde, iſt uns der Boden günſtig, wachſen wir gut, iſt der Boden uns ungünſtig, wachſen wir ſchlecht. Wohl denen daher, die in gutem Boden ſtecken.

Die größte Wohltat, die die Natur unſeren beiden ſchönen Kindern zugeteilt hatte, war die geſunde Freiſinnigkeit ihrer Mutter. „Überwindet Widerwärtiges," ſagte ſie ihnen, „nicht weil es überwunden ſein muß, ſondern weil ihr wißt, daß alles hier auf Erden wechſelt und nichts Beſtand hat, und es iſt unklug und macht blind und einſeitig, wenn wir uns von etwas unterdrücken laſſen. Die Ereigniſſe haben nicht das Recht dazu, dies zu tun, ſie können es eigentlich gar nicht." Und weiter: „Strebt danach, alles ſchön zu tun, das iſt beſſer als gut; denn wenn ihr nur die Dinge gut verrichten wollt, das iſt nichts; eine gute Tat kann mürriſch und liebenswürdig getan werden. Tut, was ihr tut, liebenswürdig und ſchön, dann werdet ihr geliebt. Wenn ich euch doch die Liebe zur Schönheit in die Herzen pflanzen könnte für alle Zeit, dann ließ' ich euch laufen, wohin ihr wolltet. Die Liebe zur Schönheit iſt die Liebe, die den Menſchen am reinſten erſcheinen läßt, die allerunſchuldigſte, denn ſie läßt vieles, wie Überhebung, dummen Stolz, Härte, Wut nicht an ihn heran; die anderen guten Eigenſchaften, die er ſich aneignen kann, bringen ihm leicht eine ſchlimmere mit ein; da iſt die Fröm-

migkeit, die bringt im Nu Überhebung. Man hat es oft, daß ſo viel Frömmigkeit, ſo viel Hartherzigkeit da iſt nnd Verachtung der Nichtfrommen."

So empfahl Frau Rat ihren beiden Mädchen die Liebe zur Schönheit an als moraliſchen Lebenshalt.

Wenn viele Mütter Frau Rat verſtehen würden und die anſpruchsloſe Weisheit in ſich aufnehmen könnten, ein heiteres, gutartiges, freundliches und kraftvolles Geſchlecht ſollte entſtehen. Schönheit iſt nur in Verbindung mit Kraft zu denken.

Frau Rat ſelbſt war bewußt und unbewußt ganz durchdrungen von dieſer leiſen Liebe zur Schönheit.

Sie hatte etwas von einer ſchönen Blume, ein Geſchöpf, das man ſich nur gepflegt, behütet, angebetet vorſtellen kann; auf weichen Teppichen gehend, mit ſchönen Dingen umgeben, verwöhnt, verhätſchelt, geliebkoſt.

Von alledem aber hatte ſie nichts erfahren. Ein hartes Leben, einen älteren, überernſten Gatten, Kargheit, Arbeit von früh bis ſpät, das war ihr Schickſal.

Aber ſie hat trotz alledem in ihrem Hauſe und unter ihren Kindern wie ein Licht geleuchtet und wie eine Blume geblüht. Ihre beiden Mädchen hingen an ihr mit einer Bewunderung und Liebe, als verſtänden ſie die unbeſiegbare Schönheit ihrer Mutter, die in jeder Bewegung, in jedem Wort noch lag, als Müdigkeit und Arbeit und Sorge Silberfäden in das Haar und Fältchen um Auge und Mund gezogen hatten. Das war keine Schönheit, die abgenutzt werden konnte, die war echt, echt wie Gold.

Röſe und Marie wurden von dem Weſen ihrer Mutter oft ergriffen und oft gebändigt.

Wegen einer häßlichen Antwort, einer Unfreundlichkeit erlitten ſie Strafe, während man ihnen manchen dummen Streich liebevoll hingehen ließ. Freiheit war ihnen in reichem

Maße zugemeſſen; aber im gegebenen Augenblick hatten ſie ſich zu fügen, und zwar in aller Liebenswürdigkeit.

Da war die wunderſchöne Zeit herangekommen, die den Ratsmädchen die „erſten Liebesbriefchen" einbrachte. Sie hatten dieſen Augenblick ſchon geraume Weile voraus kommen ſehen und waren nicht umſonſt „Botengängerinnen" geweſen, die die Herzensgeheimniſſe der Geiſtreichen zwiſchen dieſen aus und ein trugen.

Marie hatte einen glühenden und ſehr ſchmeichelhaften Brief von einem jungen Rheinländer erhalten, der ſich ſeit wenigen Monaten in Weimar aufhielt und von dem ſchönen Mädchen ſich ganz bezaubert fühlte. Röſen hingegen war ein Gedicht zugeſendet worden, das die Reize ihres Hutes behandelte, den ein holder Jüngling, der Verfaſſer der Verſe, ihr bei einer Landpartie getragen und mit zu ſich genommen hatte, aus Vergeßlichkeit, oder um Gelegenheit zu haben, ſeinem Herzen durch ein paar tiefgefühlte Reime Luft zu machen.

Beide, Röſe wie Marie, waren außerordentlich erfreut und vertrauten ihr Geheimnis Budang an, ließen ihn die Briefe leſen, fanden aber zu ihrem Erſtaunen, daß Budang die Angelegenheit ſehr kühl und von oben herab behandelte.

„Hört einmal, macht keine Dummheiten; es iſt ein rechtes Elend, daß ihr damit anfangt, was fällt euch denn ein?"

„So," ſagten Marie und Röſe, „ich dächte, es wäre nun Zeit. Es gibt Mädchen, die in unſerem Alter ſchon verlobt ſind."

„Jeſus," rief Budang ganz erregt, „das fehlte noch! Jetzt denken ſie an ſo etwas! Ihr ſolltet euch ſchämen!"

Röſe und Marie aber lächelten, und Röſe ſagte ruhig: „Nein, das iſt jetzt in der Ordnung, wir wollen auf alle Fälle heiraten, das haben wir miteinander beſprochen. Früher waren wir dagegen. Neulich haben wir uns aber, als wir

abends in der Wünſchengaſſe auf und nieder gingen, darüber miteinander beraten. Marie will ſchon in allernächſter Zeit ſich verloben, ſagte ſie mir. Sie hält das für gut und hübſch. Man bekommt dann mehr Anſehen, meint ſie, und ich glaube, ſie hat recht."

„So albern wie heute", unterbrach Budang ſie, „ſeid ihr mir noch nicht vorgekommen, gerade jetzt, dachte ich, wie vernünftig und ordentlich ihr nach aller Mühe geworden ſeid, aber proſte Mahlzeit. Die beiden Eſel hätten wahrhaftig etwas Beſſeres tun können, als euch die Zettel zu ſchreiben. Das Beſte iſt, tut das Briefzeugs fort, daß es euch nicht noch mehr die Köpfe verdreht, oder gebt es mir, ich hebe es euch auf."

„J, Gott bewahre," ſagte Röſe, „die Briefe bleiben bei uns in unſerem Schränkchen."

„Meinetwegen", brummte Budang.

Die Ratsmädchen beſaßen jedes ein Schränkchen, braun geſtrichen, aus Tannenholz und mit Roſen bemalt, in der Art, wie die altweimariſchen Tiſchler den Blumenſchmuck auf den Bauerntruhen und Betten zuſtande brachten. Jedes war eine Elle hoch, nicht allzu tief, ſo daß ſie außerordentlich handlich waren und bald dahin, bald dorthin von den Beſitzerinnen geſchleppt wurden, je nachdem ſie eine Näſcherei, ein Geheimnis verborgen hielten, und es den beiden wünſchenswert erſchien, die Schränkchen in ſicherer Nähe zu haben. In dieſe Schränkchen alſo wurden die Liebesbriefe geſteckt, jede tat den ihrigen in eine Bonbonſchachtel.

Sie holten ſie tagsüber wohl zehnmal heraus, beguckten ſie gegenſeitig und waren ſehr zufriedengeſtellt. Aber wie es ſo geht: Marie erboſte ſchließlich Röſen; ſie hatte ihr geſagt, daß das Gedicht auf den Hut mit ihrem Brief nicht in Vergleich zu ziehen ſei, hatte ihr die Vorzüge ihres Briefes und die Mangelhaftigkeiten des Gedichtes zu Gemüte geführt,

ſo daß Röſe mißlaunig wurde, und beide in eine Zänkerei verfielen, die ſich eine gute Weile hinzog.

Frau Rat hatte ihnen vom Nebenzimmer aus zugehört. Als ſie eintrat, ſagte ſie ruhig: „Was fällt euch ein, ihr Mädchen?“ Sie ſahen ganz verwildert aus, und Röſe rief: „Die Marie hat einen Liebesbrief im Schränkchen!“

„Herrgott!“ rief Marie ganz aufgebracht und ſchluchzend, „die Klatſche! Die hat auch einen!“

„So,“ ſagte Frau Rat, „zeigt ſie mir.“

Da brachten ſie beide ihr Schränkchen gutwillig angeſchleppt. „So, nun ſchließt ſie auf.“

Sie ſchloſſen ſie auf, und jede nahm aus ihrer Bonbonſchachtel den Liebesbrief und überreichte ihn der Mutter. Dieſe gebot Röſen, ein brennendes Licht zu holen, und tat keinen Blick in die Zettel, die ſie in der Hand hielt.

Sie war ganz ruhig und freundlich, ſtrich Marien über die Wangen, die ihr von der Zänkerei glühend rot geworden waren.

Als Röſe wieder mit dem brennenden Licht zaghaft eintrat und es auf den Tiſch ſtellte, hielt die Mutter, ruhig lächelnd, die Briefchen über die Flamme.

Die beiden Mädchen ſchauten nun ſtill zu, wie ſo merkwürdige Dinger verbrannten. — Und als die Mutter das verkohlte Papier auf den Tiſch fallen ließ, und die Funken noch daran kniſterten, betrachteten Röſe und Marie die kleinen, verkohlten Haufen ſehr intereſſiert, und als das letzte Fünkchen verloſch, ſagte Röſe: „Jetzt iſt das Schulmeiſterlein hinausgegangen.“

Es war bei ihnen ein beliebtes Spiel, Funken in einem verkohlten Papierknäuel verlöſchen zu ſehen.

Die munteren Fünkchen, welche ſprühten und kniſterten und vergingen, das waren die Schulkinder, die nach Hauſe liefen, und der letzte Funken war eben — „das Schulmeiſterlein“.

Frau Rat lachte hell auf bei Röſes Bemerkung, ſchloß das Kind in die Arme und küßte es, und alle drei waren ſeelenvergnügt.

Um dieſe Zeit begab es ſich, daß der Großherzog Karl Auguſt aus Wien von dem großen Kongreß, der den verworrenen Streit der Völker ſchlichten ſollte, zurückkehrte.

Empfangsfeierlichkeiten wurden vorbereitet. Die Weimaraner ſchmückten ihre Häuſer, Ehrenpforten wurden gebaut. Die Schützengilde, die Feuerwehr, die Innungen, die Schulen, alles beriet ſich. Es war ein ſo wichtiges und emſiges Treiben im Städtchen, als ſollten die Schützengilde, die Feuerwehr, die Innungen, die Schulen das Wohl des ganzen Reiches ſchaffen und erwägen.

Der Bürgermeiſter, unſerer Ratsmädel Vater, hatte alle Hände voll zu tun. Frau Rat nähte für die beiden Kinder neue weiße Kleider. Ihre Mädchen waren dazu auserſehen, in Geſellſchaft noch anderer hübſcher Geſchöpfe dem heimkehrenden Fürſten Blumen und Lorbeerkränze von einer niederen Eſtrade aus auf den Weg zu ſtreuen, während er vorüberritt.

Die Stadtverordneten, die Schützengilden, die Feuerwehr, die Innungen, die Schulen hatten die Beſtimmung getroffen, daß die weißgekleideten Mädchen mit offenem Haar und in Kränzen den Fürſten begrüßen ſollten. Die Ratsmädchen, weil ſie ſo gut zueinander paßten und ſo hübſch nebeneinander ausſahen, ſollten ganz vornan ſtehen. Und Röſe war das Amt überkommen, einen wunderſchönen Lorbeerkranz Karl Auguſt gerade auf den Degengriff zu werfen, oder doch wenigſtens auf ſein Pferd, wenn es ihr mit dem Degen zu ſchwer würde.

Es war eine außerordentliche Ehre für ſie, das ſah ſie ſelbſt ein und tat ſich etwas zugute darauf. Das Wetter am Einzugstage war ſchön und klar, die Luft kräftig und friſch, die Fahnen wehten in der Sonne, vom Winde bewegt. Es duf-

tete nach Tannen und Grün von allen Häuſern herab, vor jeder Tür. Muſikbanden zogen durch die Gaſſen nach den verſchiedenen Verſammlungsorten des Einholungszuges. Es pfiff, trommelte, ſchrie, ſchimpfte, lachte, ſang auf allen Straßen, daß es eine wahre Freude war. Die weißgekleideten Mädchen verſammelten ſich wie Züge weißer Tauben in der Eſplanade. Die friſche, ſonnige Luft ſchien, wie ſie die Fahnen regte, auch die Gemüter munter zu bewegen. Man war ſo luſtig, ſo ganz feiertäglich und erwartungsvoll geſtimmt.

Die Mädchen kletterten auf ihre Eſtrade, der Wind wehte in blondem, braunem Haar, in weißen, duftigen Falten, wehte über der hübſchen Schar hin, wie über ein blühendes Feld, etwa wie über ein Mohnfeld, das in weißen, roſigen Farbentönen blüht.

Alle Glocken begannen zu läuten. Die weimariſchen Glocken haben einen ganz beſonderen Wohlklang. Die eine haben ſie im Dreißigjährigen Krieg geſtohlen und im Schloßturm aufgehängt. Freudenſchüſſe klangen dumpf, zwiſchen Glockentönen. Da näherte ſich der Zug. Den Mädchen auf der Eſtrade klopfte das Herz, denn der Augenblick war ſehr feierlich.

Die Muſik erklang, ſo eine recht herzhafte Muſik.

Und als Karl Auguſt auf ſeinem Pferde von ferne zu ſehen war, da reckten ſich alle Hälſe. „Du, Marie," rief Röſe, „da reitet ja der Ottokar Thon neben ihm, — gucke, gucke! Marie, ſieh doch!" rief Röſe ganz bewegt von allem Feſtjubel, „das iſt er! Du kannſt dich darauf verlaſſen. Er iſt jetzt Adjutant, das muß er ſein. Den haben wir aber in Jahren nicht geſehen! Er ſoll ja ganz etwas Beſonderes geworden ſein, iſt Lützowſcher Jäger, — du weißt doch?"

„Ja, ja", ſagte die Schweſter etwas gedankenlos.

„Höre, Marie," rief Röſe wieder, als die beiden Reiter herangekommen waren, „ich werfe dem Adjutanten meinen Kranz zu, das ſollſt du ſehen."

„Du biſt verrückt," ſagte Marie, „da könnteſt du in eine ſchöne Bredouille kommen — der Lorbeer iſt für den Herzog."

„I gar", ſagte Röſe.

Da ritt der Herzog eben der Eſtrade zu, und die Mädchen jubelten hoch auf, und der ganze Zug jubelte, und aus allen Fenſtern ringsumher ſchrien und riefen ſie. Der Wind wehte Röſen und Marien das lange Haar, das ſie ſo einhüllte, daß man nur ein Streifchen ihrer weißen Kleider ſah, wie goldene Fahnen über die Schultern, dem Herzog entgegen, ganz, als hätte es ſich der Wind ſo ausgedacht.

Das mochte ein ſonderbar hübſcher Anblick ſein; denn Karl Auguſt ſchaute lächelnd und nickte zu den Mädchen hinauf, hielt ſein Pferd an und ſprach ein paar Worte zu ſeinem Adjutanten.

In dem Augenblick flog Röſens Lorbeerkranz auf Karl Auguſt zu und richtig, verfehlte ihn, weil ihr die Haarſträhnen über das Geſicht geflogen waren, daß ſie nicht recht ſehen konnte, und der Kranz blieb an dem Degenknauf des jungen Adjutanten hängen.

Da lächelte Karl Auguſt noch einmal, und als der junge Offizier den Kranz loslöſen wollte, um ihn dem zu überreichen, dem er beſtimmt war, da machte der Herzog eine Bewegung, die zu bedeuten ſchien: „Da wo er ankam, laßt ihn nur."

Der Adjutant war augenſcheinlich verwirrt und wußte nicht, was er mit dem Kranze anfangen ſollte; ſeine Blicke trafen die Spenderin der ſchönen Ehre. Er lächelte ihr zu und ſchaute ſie an — und erkannte ſie, die er, als ſie ein kleines Mädchen war, in der Wünſchengaſſe oft geſehen hatte.

Seine Eltern hatten Rats eine Zeitlang gegenüber gewohnt, und er erinnerte ſich Röſens und Mariens wieder.

„Herrjeh", ſagte Röſe ganz glücklich. „Nun ſeht nur, jetzt reitet er mit meinem Kranz davon. Das war ja wirklich Ottokar Thon!"

„Na freilich", beſtätigte Marie.

„Und wie er ausſah! — nein, wie er ausſah! — Früher haben wir ihn gar nicht groß angeſehen, ich glaube, nicht ein-

mal gegrüßt. Haſt du bemerkt, wie er rot wurde, als der Kranz auf ihn fiel; das hat er ſich nicht träumen laſſen, daß er ſo einen großen Lorbeer bekommen würde. Und haſt du auch geſehen, Karl Auguſt hat ihm den Kranz geſchenkt!"

„Ja, ja!" ſagte Marie ganz luſtig. „Du haſt gut getroffen!"

„Höre, Marie", begann Röſe wieder, während ſie noch den beiden Reitern, dem Herzog und ſeinem Adjutanten, nachſchauten. „So, wie der Ottokar Thon, als er wie im Traum auf den Kranz ſah und dann auf uns, ſo gut hat mir noch nie ein Menſch gefallen, noch nie", wiederholte ſie ernſt. „Er gehört zu den Lützowſchen Jägern," ſagte ſie noch einmal — „weißt du? Aber wie ſtreng er ausſah."

Sonnenklar wußte Röſe, wer ihr gefiel und wer nicht, und war gewohnt, den erſten Eindruck, den ſie von jemandem empfing, Marien ſofort mitzuteilen.

Diesmal war aber der Eindruck glückverheißend, bedeutungsvoller, als ſie ſich vorſtellte, denn jener junge Adjutant, der neben ſeinem Herrn bei dem Einzug dahinritt, der die Zeit des Kongreſſes mit ihm in Wien gelebt hatte, wurde Jahre darauf Röſens Gatte.

Sie war ein Glückskind; die erſte Bewegung ihres jungen Herzens war die Ankündigung einer ſchönen Zukunft. Und der erſte Blick, mit dem ſie der Geliebte angeſehen, erſchien ihr bis ins hohe Alter wie ein Wunder; „denn damals", ſagte ſie, „wußte ich klar, daß er mir beſſer als jeder Menſch bisher gefiel, auch das, daß wir einmal zueinander gehören würden."

Der ruhige Ernſt, der auf den Zügen des jungen Mannes lag, als er unter Glockengeläut mit ſeinem Fürſten einritt, hatte ſeinen Urſprung in einer tiefen und klaren Liebe, die dieſer junge, einfache Soldat zu ſeinem Vaterlande fühlte. Er hatte in Wien mit Trauer geſehen, wie weit der Weg noch ſein mußte, ehe Deutſchland würdig und groß daſtehen konnte.

Er hatte in dem reichen Leben, den Reden und Verſamm-lungen, den Feſten und Feiern, den Plänen, wie ein Ge-heimnis, das man nicht verrät, um es nicht zu entweihen, ſeine Gedanken über die Möglichkeit, wie Deutſchland er-hoben werden könne, niedergeſchrieben.

Lange Jahre nach ſeinem frühen Tode iſt jene Niederſchrift bekannt geworden, und ſtaunend mußte man die Klarheit und Sicherheit dieſes jungen, kräftigen Geiſtes erkennen, der damals in Dunkelheit klar und ſicher Deutſchland den Weg zur Größe vorſchrieb, den es jetzt gegangen iſt.

Ein Geſchichtsſchreiber, Heinrich von Treitſchke, hat dem früh Geſtorbenen ein Denkmal in ſeinem Werke geſetzt.

Er hat des jungen Adjutanten Tapferkeit, ſeine Klarheit und Sicherheit, ſeine geniale Vorausſicht im Gegenſatz zu der großen, allgemeinen Verworrenheit geprieſen und ſchließt die Worte, die er der Erinnerung an jenen kühnen, jungen Denker weiht, mit dem Ausſpruche: „Wie unheimlich erſcheint doch die ſchwer-flüſſige Langſamkeit der nationalen Entwicklung neben dem raſchen Gedanken der kurzlebigen Einzelmenſchen.“

Welche Fülle von Hoffenden, Denkenden und Strebenden geht über die Erde hin, ſcheinbar ohne eine Spur zu hinter-laſſen. Wir ſehen es oft mit Trauer und Staunen. Und dennoch wirkt ein jeder.

Denke man ſich einen ſchönen, mächtigen Wald, unüber-ſehbar; göttliche Friſche lebt in ihm. Er iſt eine Welt für ſich, eine herrliche Erſcheinung, und er hat ſich dadurch gebildet, daß unzählige große und kräftige und geringe Bäume, un-gezählte Daſeinskräfte, mächtige und zarte, ſich zu einem Ganzen hier zuſammentaten, zu einem einzigen Begriff, der alles einzelne in ſich begräbt.

So iſt es auch im menſchlichen Leben: um einen Begriff, eine Erfahrung zu ſchaffen, dazu gehören Millionen, die dieſe Er-fahrung an ſich erprobten, die dieſen Begriff durch ihr Auf-gehen in demſelben bildeten.

Wie ein Baum uns nie die Erſcheinung eines Waldes geben kann, ſo würde der erſte Tugendhafte uns nie den Begriff der Tugend geben können, der erſte Leidende nicht den des Leidens, der erſte Glückliche nicht den des Glückes, der erſte junge Menſch nicht den der Jugend.

Ungezählte mußten gelitten haben, ehe die Welt von Leiden reden konnte; Millionen mußten glücklich geweſen ſein, ehe das Bild des Glückes, Millionen mußten ſündigen, ehe das Bild der Sünde entſtand.

Ein Begriff iſt der große Wald, in dem das einzelne aufgeht, um ein Ganzes bilden zu helfen. Und ich ſage hier noch: Ungezählte mußten in Jugend erblühen und wieder dahinwelken, ehe wir von Jugend als von einer Glückſeligkeit reden konnten.

Das Wort, der Begriff „Jugend" iſt das Grab, in das Jugend aus Jahrtauſenden ſank und ihr ſeliges Erbteil dem Worte überließ, ſo daß es Kraft hat, den, der es recht ausſpricht, mit Wonne, Wehmut und allem Wundervollen, das je gefühlt iſt, zu überſchütten.

Und dieſe Zeilen, dieſe munteren, harmloſen Geſchichtchen haben weiter kein Ziel als das: dem reichgeſchmückten Worte, an deſſen Pracht und Zauber die Geſchlechter der Erde von Anbeginn an wirkten, noch ein ſchimmerndes Flitterchen mehr anzufügen.

Das Gomelchen

Es ſind viele, viele Jahre vergangen; unſere Ratsmädel ſind alte Mütterchen. Ihre luſtigen Spießgeſellen ſind bald alle dahin!

Beide Schweſtern ſind miteinander alt geworden, beide ſind glücklich verheiratet geweſen, beide hatten Kinder und Enkel; Marie aber iſt nun auch ſchon heimgegangen, nur Röſe erlebt es, daß ihr die Urenkel in die ſonnige Stube kommen und ſich bei ihr erluſtigen.

Ich habe ſchon, da Röſe und Marie noch als lebensfrohe Dinger in Weimar ihr Weſen trieben, in dieſe Zeiten vorausgeſchaut an dem Abend, als der junge Arthur Schopenhauer mitten in ihre Jugendpracht hineinſagte: „Hört einmal, ihr Haareulen, denkt an das alte Weib; glaubt nicht, daß es ſo fortgeht; werdet gütig und mitleidig; ſchwätzt nicht; ſeid fleißig und ſparſam, damit es ſpäter nicht allzu übel um euch ſtehe.“

Ich habe auch erzählt, daß Röſe vollkommen damit einverſtanden war und das Benehmen des jungen, düſteren, närriſchen Philoſophen nicht gerade abgeſchmackt fand. „Abgeſchmackt“ war ein Lieblingsausdruck der Ratsmädel, mit dem ſie ſonſt recht freigebig waren. Iſt nun Schopenhauer, der viel Geſchmähte, viel Verehrte und Mißverſtandene, daran ſchuld, daß zwei ſo freundliche, kluge Altchen auf Erden lebten, ſo ſoll er gelobt ſein — hat dies die Natur ohne ſein Zureden auch zuſtande gebracht, ſo ſoll ſie ebenſo gelobt ſein; denn ſie tat etwas, wofür man ihr Dank ſchuldig iſt. Sie hat gezeigt, daß dem Alter der Stachel genommen werden kann. Sie hat gezeigt, daß es ſo übel mit dem Altwerden nicht iſt; daß das Alter anmutig ſein kann; daß es Freunde, Heiterkeit und Lebensfreude einbringt, wie man es ſonſt nur der lieben, grünen

Jugend zutraut. Der Name „Gomelchen“ iſt der alten Frau, die früher das Ratsmädel war, wie eine weiche Federflocke angeflogen und an ihr haften geblieben. Aus Großmama wurde Gomama, aus Gomama Gomo — Gomelchen. Von den Lippen ihres älteſten Enkelkindes hat ſie ihn zuerſt gehört, und es war beinahe das erſte Wörtchen, das dies Enkelkind ſprechen konnte, war Name und Schmeichelname zugleich. Und ſo iſt er geblieben, dieſer Name — ein Leben lang immer in Liebe, immer in Zärtlichkeit ausgeſprochen.

Ich bleibe bei dem Namen und meine, es ſei genug, zu ſagen und immer wieder zu ſagen, daß ſie Gomelchen heißt — und vergeſſe ganz, daß dieſer Name für andere gar keinen Klang hat und das nicht ſagt, was er mir ſagt.

Mir ſelbſt iſt es, wenn ich ihn mir vorſpreche, als glitte eine weiche Welle über mein Herz hin, als würde es behaglicher, wärmer im Zimmer; einen zarten Duft von Tee und ſchöner Sahne und Reſeda und Hyazinthen meine ich zu ſpüren, einen Duft, der die Seele mit Wehmut und Erinnerung erfüllt. Es legt ſich mir eine leichte, wohltuende Hand auf die Stirn, ihre Hand. Die Fremde iſt mir nicht mehr ſo fremd; Tränen treten mir in die Augen, und mein ganzes Herz will ſich in Sehnſucht auflöſen.

Wie lange iſt es nun ſchon her, daß ich ſie nicht ſah, daß ich nicht mit ihr plauderte, wie lange! Und Gott mag es wiſſen, wann das Leben mich wieder zu ihr führt. Aber ich will von ihr erzählen, nicht von ihr träumen.

Ich will von ihr erzählen, darum, weil ich von den luſtigen Jugendſtreichen, den ſonnigen Kindertagen berichtete, und weil es nichts Schöneres, Erfreulicheres, Hoffnungsſichereres gibt, als zu ſehen, wie das Schickſal es freundlich zuläßt, daß einer glückſeligen Jugend ein kräftiges, gutes Daſein und ein lebensfreudiges Alter folgen kann.

Es wäre doch wirklich ſchade, wenn einer oder der andere annehmen könnte, daß aus meinen beiden prächtigen Rats-

mädeln ein paar verkümmerte oder geſchwätzige oder ſonſt unliebenswürdige, alte Weiber geworden wären — oder wenn es ſchöner klingt: „alte Damen“. Denn wie ſelten ſtehen Jugend und Alter im Einklang. Wie oft könnte man ſich entſetzen, würde man das Zukunftsbild eines hübſchen Mädchens vorausſehen!

Um gut und ſchön zu altern, müſſen wir einen großen Teil Liebe und Güte beſitzen, einen ſo großen Teil, daß vernünftige Leute meinen könnten, es wäre ein ſträflicher Aufwand vom lieben Herrgott, einen unbekannten, unberühmten Menſchen, der auf der Gotteswelt nichts Beſonderes getan hat, ſo üppig auszurüſten, und gar ein Weib — das wäre genug, um einen Fürſten auszuſtaffieren, der etwas Ordentliches, Nützliches damit hätte ſtiften können, Hoſpitäler, Beſſerungshäuſer, Waiſenhäuſer, Vereine aller Art, Witwenkaſſen, Zuchthäuſer, Nachtherbergen, Kaffee- und Teeſtuben und Armenküchen.

Um ein Menſchenherz ganz mit Liebe zu beleben, daß es ſein Lebtag alle Schickſalsſchläge, alles, was das Daſein mit ſich bringt, ohne Bitterkeit, Ungeduld und Härte über ſich ergehen läßt, braucht es ſo viel an Liebe und Güte, daß Tauſende ſonſt vortrefflicher Leute, die ſich mit einem gebräuchlichen Anteil von Liebe begnügen, daran genug hätten.

Ein ganz guter, ganz liebevoller Menſch iſt ſo ſelten wie ein großer Dichter oder Künſtler, ſo ſelten wie ein großer Philoſoph. Die Natur hat ſich, wenn man die Legionen der Geſchöpfe überſchaut, die erwähnte Verſchwendung nicht allzuoft zu ſchulden kommen laſſen, ſonſt würde die Welt ein anderes Anſehen haben. Ihr meint dennoch, daß es nicht in der Ordnung ſei, wenn mit einer ſo großen Begabung an Liebe und Wohlwollen, die das ſo ausgezeichnete Geſchöpf in die Reihe der Genies ſtellt, nichts weiter erreicht wird, als würdig, gut und freundlich zu altern. Das iſt ſcheinbar ſehr wenig

und iſt doch viel; traurig iſt, daß die große Maſſe der Menſchheit mit verkrüppelten, verhärteten Herzen Abſchied von der Erde nimmt. Die Freundlichen, die Heiteren, die Gutes und Böſes weichherzig ohne Sträuben aufnehmen, das ſind die wahren Helden, nicht die, die dem Leben eckig und ſparrig gegenüberſtehen.

Nun kurz und gut. — Als unſer Ratsmädel, die Röſe, eine alte Frau geworden war, da wohnte ſie und wohnt noch im Hauſe ihrer Tochter und hat da den oberen Stock inne. Ein Stübchen beſonders, das iſt ſo hell und freundlich, wie es wenige gibt. Durch ein großes Fenſter ſcheint die Morgenſonne herein und durch zwei Fenſter die Mittagsſonne. Blumen gedeihen da oben und Blatt- und Schlingpflanzen wie in einem Gewächshaus, und jahraus jahrein funkelt es hell auf glänzenden Blüten und Knoſpen. In dieſem warmen, ſonnigen Neſt ſitzt unſer Ratsmädel, das Gomelchen, ſeit das Alter über ſie gekommen iſt, und wenn man ſie ſitzen ſieht, iſt nichts als Heiterkeit und Behagen zu ſpüren. Und was heißt eigentlich alt ſein, ſehr alt ſein? Es heißt in tauſend und millionen Fällen wohl nur: müde und mürbe gerüttelt ſein vom Leben, abgeſtumpft von den tauſendfachen Schmerzen, gewöhnt an die Eingriffe des Todes, gewöhnt an alles und jedes. Die Schauſpiele, die hier auf Erden dargeſtellt werden, ſind für die Alten gar zu oft gegeben worden; die jammervollſten rühren nicht mehr, die heiteren erfreuen nicht mehr, die komiſchen machen nicht mehr lachen. Und die Alten denken wohl alle wie jener, der kurz vor ſeinem Tode ſagte: „Es wäre nun Zeit, daß die Welt unterginge!“

Sehr alt ſein heißt, ganz vereinſamt ſein, ganz in der Fremde leben. Alle guten Freunde, die von uns wußten, wie ſchön, wie jung, wie lebensvoll wir waren, die von uns wußten, wie wir litten und was uns Gutes geſchah, ſind abgefallen, ins Grab geſunken. Es iſt niemand mehr da, der uns wirklich kennt; was haben die jungen, leichtſinnigen Geſchlechter mit

uns zu tun? — Sie meinen, die vor ihnen waren, die gälten nichts, die bedeuteten soviel wie Schatten und Träume. Ach, sie sehen ja nichts, was war, was gewesen! — Das sieht der Alte ganz allein — ganz allein, wie einer einen Geist erblickt, den die übrigen nicht gewahr werden.

Der Alte ist vereinsamt und bleibt vereinsamt; in seinem Herzen sitzt Sehnsucht und Wehmut. Was lohnt es sich, zu reden, denkt er; es versteht dich doch keiner, es ist jeder mit sich und seiner Zeit vollauf beschäftigt. Nur im Traume sieht der Alte seine Zeitgenossen, — lauter Verstorbene. Es ist ein schwerer Stand, das hohe Alter.

Körperliches Leiden und körperlicher Verfall, Stumpfsinn und Bitterkeit bedrücken die Lebenskräfte; Verschlossenheit und Übellaunigkeit bringt es ein, und die Kluft, die den Alten von den neuen Geschlechtern trennt, wird immer weiter und weiter.

Von alledem aber, was hier steht und was ganz natürlich und unvermeidlich zu sein scheint, wie das Alter selbst und der Tod, ist bei dem Gomelchen nichts zu finden.

Sie hat es nicht einmal zu dem gebracht, was man „Würde" nennen möchte, die zusammengesetzt ist aus etwas vornehmer Steifheit, Unnahbarkeit, aus dem Unvermögen, sich lebendig zu rühren, aus dem Bewußtsein der eigenen Vortrefflichkeit, der reich gesammelten Erfahrung; nicht einmal zu der Würde hat sie es gebracht, die wie eine weichgepolsterte, schwerfällige Kutsche für die alten Leute bereitsteht, in der sie sich bequem niederlassen und umherfahren können, und auf der zuvörderst ein kleiner Postillon sitzt und in sein Hörnchen bläst: „Vor dem grauen Haupte sollst du aufstehen und das Alter ehren." Nicht einmal dazu hat sie es gebracht. Wenn im Hause etwas fehlt, ist sie die erste, die bereit ist, es zu schaffen.

„Laßt das nur, laßt das nur, das besorge ich; ich springe hinüber und bringe es in Ordnung!" Dabei schaut sie nicht

nach Wind und Wetter aus, langt nach ihrem Schlüſſelbund, der unzertrennlich von ihr iſt und mit dem ſie wie mit einem Glockenſpiel zu klingen verſteht, — ehe man ihr Kommen merkt, hört man ihr Glöckchen ſchon — hat ſie den Schlüſſelbund, ſo ſchlägt ſie ein Tuch um die Schulter, nicht etwa einen ſchönen Pelzſammetmantel, wie es eigentlich einer Frau Geheimrätin ziemte, den läßt ſie hängen, wo er hängt — und macht ſo im Mützchen und Umſchlagetuch ihre Verhandlung bei irgendeinem Herrn Nachbar.

Sie iſt eben immer noch das Ratsmädel; ſo wenig es der jungen, luſtigen Röſe in den Kopf gekommen wäre, eine Sammetmantille umzuhängen, um zu Madame Ortelli, die Bürgermeiſters ſchräg gegenüber wohnte, zu laufen, ſo wenig fällt dies auch dem Gomelchen ein. Bis in die Fingerſpitzen pulſiert Leben in ihr; wie ſie ein Kommodenfach zuſchiebt, wie ſie näht und häkelt, wie ſie die Hand gibt und einem über Wangen und Stirn ſtreicht und wie ſie die Treppen hinabläuft, das iſt alles ſo lebendig, ſo leicht, ſo beweglich. Niemand auf Erden, glaube ich, verſteht es, ſo zu bewillkommnen, wie ſie.

Wenn wir Kinder verreiſt waren und zurückkamen, und der Wagen unten vor der Tür hielt, da ſchaute von oben aus dem zweiten Stock ihr Kopf heraus, mit einem Spitzenhäubchen umgeben und bräunlich blonden, aufgeſteckten Locken an den Seiten. Im Nu war der Kopf verſchwunden, und ehe wir aus dem Wagen geſtiegen und zur Haustür eingetreten waren, da ſtand das Gomelchen ſchon auf dem unterſten Treppenabſatz mit ausgebreiteten Armen, als wenn ſie zwei Flügel hätte und damit flatterte — ſo blieb ſie ſtehen, und ſolche liebevoll glückſelige Küſſe und zärtliches Streicheln haben wenige Menſchen im Leben geſpürt, wie die, die dann auf dem Treppenabſatz bewillkommnet wurden.

Wenn ich daran denke, daß ich wieder ſo von ihr empfangen werden könnte, ſo wird es mir, als freute ich mich auf einen

ganz beſtimmten, wunderſchönen Frühlingstag. Soviel ich weiß, habe ich ſie nie mißlaunig, nie unbereit zu helfen geſehen und immer fleißig und beſchäftigt. Ich weiß auch nicht, daß ſie je müde und angegriffen ſich gezeigt hätte. Krank war ſie manches Mal, ſchwer krank; aber kaum, daß die Krankheit ſich gehoben, ſo kam ſie auch wieder zu voller Lebensfreudigkeit und Anſpruchsloſigkeit.

Das Gomelchen iſt die Jüngſte im Haus, ſo heißt es immer. Sie iſt es, die alle Augenblicke etwas vor hat. Bald geht ſie ins Theater und tut es beinahe ſo begeiſtert und eifrig wie zu ihrer Ratsmädelzeit. Einſchleichen freilich, das geht nicht mehr; dafür iſt ſie jetzt abonniert, vergißt aber regelmäßig, ihr Billett mitzunehmen, jedenfalls in Erinnerung an jene Zeiten, wo ſie die Herrlichkeiten auch ohne Billett zu genießen verſtand. — Iſt es das Theater nicht, ſo geht ſie zu guten Freunden, oder ſieht gute Freunde bei ſich, oder fährt ein wenig über Land, um ihren Kaffee auswärts zu trinken. Gar oft ſpaziert ſie ſo ganz allein und bringt dann immer etwas mit heim, einen Büſchel ſchönes Gras, einen Strauß Feldblumen oder einen herbſtlich bunten Zweig. Wie manchmal hat ſie einer Enkelin ſolch einen ſelbſtgepflückten Blumenſchmuck in das Zimmer geſtellt.

Wenn man hört, ein altes Mütterchen macht einen Gang in die Felder hinaus, ſpürt dort allerlei ſchönen Dingen nach und kommt mit Mohn und Kornblumen ganz beladen nach Hauſe, ſo ſcheint das abſonderlich und erſtaunlich zu ſein. Bei dem Gomelchen aber iſt dies ganz natürlich, es fällt niemandem auf, es wundert ſich niemand darüber. Wenn ſie einen mit ihren friſchen, freundlichen Augen anſchaut, vergißt man, daß ſie eine alte Frau iſt, daß ſie alles Leiden, das auf der Menſchheit liegt, wie andere alte Leute auch, durchkoſtet hat, daß ſie alle teuren Zeitgenoſſen verloren und jetzt vereinſamt mit ihren Erinnerungen daſteht.

Und das Geheimnis, weshalb ſie nicht gealtert iſt wie die

meiſten Sterblichen, mag wohl ſein, daß ſie von jeher weit über ihr eigenes Intereſſe hinaus Herz für Menſchen und Dinge hatte.

Der Freund, der am treueſten mit ihr im Leben ausgehalten, der ſie erſt vor kurzer Zeit verlaſſen hat, war ihr guter, alter Budang, ihr allererſter Freund. Er, dem die Jungfer Concordia die beiden wilden Kreaturen anempfohlen, hat ſeine Ratsmädel nie aus den Augen verloren.

Uns Kindern war es immer ein wahres Feſt, wenn der alte Herr Medizinalrat, den ſie früher auf Weimars Gaſſen „Budang", „den Pudding" nannten, zu der Gomel heraufkam. „Das weiß der liebe Gott", ſagte das Gomelchen, als ich, wie ſo oft, bei ihr ſaß, und die Tür ſich ſachte auftat, und ein weißlockiger Kopf hereinſchaute, ein prächtiger Kopf mit lebendigen Augen, die Locken wie aus Silber und wie Wölkchen aufgepluſtert; „das weiß der liebe Gott, gerade ſo, wie er mit ſeinem blonden Ruſchelkopf in der Wünſchengaſſe bei uns hereinſchaute, ob die Luft auch rein und der Vater fort ſei, ſo ſchaut der Alte auch jetzt durch den Türſpalt. Da red' mir einer davon, daß die Menſchen ſich ändern!"

Der Alte aber blieb mit dem Kopf zwiſchen der Türe ſtecken und deklamierte eine Stelle aus Shakeſpeare, die mit der augenblicklichen Situation in keinerlei Verbindung ſtand, den Monolog des Hamlet. Er ſprach ihn engliſch und das mit ſolcher Weihe und Hingebung, daß es einem wunderlich zumute wurde. Während er noch mitten darin war, trat er ein und ging dabei im Zimmer auf und nieder, der feſte, kleine, zierliche Mann, der ſo ſauber und friſch ausſah, wie aus dem Ei geſchält. Er ſah und hörte nicht, bis er ſeinen Monolog zu Ende gebracht hatte.

Darauf blieb er vor dem Gomelchen ſtehen und ſagte: „Das iſt groß! Das iſt göttlich! — Siehſt du, Röſe, weshalb biſt du ſo träg' geweſen und haſt nichts gelernt. Nun haſt du nichts davon verſtanden. Meine Schuld iſt es nicht; aber was

für ein Leben hätteſt du führen können, wär' etwas mehr in deinen Kopf hineingegangen. Hier" — damit wies er auf mich, „die Kinder lernen doch hoffentlich, was du nicht haſt zuſtande bringen können?"

Das Gomelchen ſtrich der Enkelin zärtlich über den Kopf, ſah ihren ſtrengen Freund befangen lächelnd an und ſagte: „Soviel ich weiß, ſollen ſie es auch nicht beſonders weit gebracht haben. Die hier hat ihre Schularbeiten meiſtens bei mir gemacht und hat erſchrecklich dabei geſtöhnt."

„Bei dir?" fragte der Medizinalrat frappiert, ſetzte ſich nieder, ſtemmte beide kleinen Hände auf die Knie: „Da mögt ihr etwas Schönes miteinander zuſtande gebracht haben!... Röſe, die Kinder hier im Hauſe haſt du trotz der Erzieherin auf dem Gewiſſen", ſagte er. „Ich habe es mir immer gedacht, daß es bei den Enkeln wieder durchbrechen müßte. Ich würde dich geheiratet haben, aber ich hatte Reſpekt vor euch!"

„Geh, ſchwätz' nicht!" ſagte das Gomelchen lächelnd, „wir hätten dich gar nicht genommen."

„Übrigens," fuhr der Medizinalrat fort, „ich komme eigentlich heute, um dir etwas zu ſagen: Geſtern biſt du vor mir hergegangen und haſt dich erſchrecklich krumm gehalten, haſt einen ordentlichen Buckel gemacht. Tu das nicht. Ich denke noch, wer iſt denn die Alte da? Wo biſt du denn geweſen? Was haſt du denn gedacht? So nachläſſige Haltung macht frühzeitig alt; ich habe es von jeher nicht leiden können, wenn du dich ſchlecht hielteſt. Kummer braucht unſereins nicht mehr niederzudrücken, gottlob", ſagte er heiter. „Wir wiſſen aus Erfahrung, daß auf die ganze Geſchichte hier kein Verlaß iſt; es kommt und geht und kommt und geht ohne Ende, und damit baſta! Wer das oft mit angeſehen, wie wir, den läßt es ruhig."

„Bleib mir vom Hals, du alter Philoſoph, das iſt ja dein Ernſt nicht — du machſt doch ſonſt keine Redensarten. So

lang' man ein Herz im Leibe hat, ſo lang' bleibt alles neu, als geſchähe es zum erſten Male, das iſt meine Meinung", ſagte das Gomelchen freundlich und behaglich. „Mir war es damals zu unſerer jungen Zeit wohl, und ich finde mich auch in der neuen zurecht. Eins iſt ſchade jetzt für die Jungen; die Leute, dächte ich, machten mehr Weſens aus allen Dingen als früher, das junge Volk tut mir leid; oder kommt mir's nur ſo vor, daß ſie es ſo nicht mehr haben, wie wir es hatten? Siehſt du, Budang, ich habe ein warmes Herz für alle Welt; aber es gibt keine irdiſche Strafe, die ich einem Lehrer nicht gönnte. Und ſie ſind ſchlimmer geworden ſeit unſerer Zeit. Wohin es noch kommen wird, ich weiß es nicht! Die Kinder werden heute vor lauter Weisheit und Furcht dumm und blöde."

„Da haſt du recht, Röſe", ſagte der Medizinalrat. „Seitdem die Welt ſteht, hat ſich eine tüchtige Portion von Bosheit und Dummheit abgelagert. Es gibt ſchreckliche Dinge in der Geſchichte, Chriſtenverfolgungen, Judenverfolgungen, Hexenprozeſſe, Autodafés; aber ſchlimmer war das nicht, als was die Leute heutzutage mit Erziehung und Bildung bei Mann und Weib anrichten."

„Du biſt ein lieber, guter Menſch!" rief das Gomelchen ganz bewegt und klopfte dem alten Freund auf die Schulter. „Siehſt du, das iſt mir aus der Seele geſprochen. Herr Gott, kommt denn nicht einmal ein vernünftiger Menſch, der dem Unweſen ein Ende macht!"

„Nun," ſagte der Medizinalrat, „vielleicht einmal aus deiner Verwandtſchaft und Nachkommenſchaft, wer kann's wiſſen."

„Na, mir ſollte das recht ſein, wenn ordentlich aufgeräumt würde. Das iſt's ja, die Leute jetzt wiſſen es gar nicht, wie ſchlecht es um ſie ſteht; denn wer kann vergleichen? Hier ſitzen ſo ein paar Alte, die es noch können. Und ſag' einmal ſelbſt, was ſind denn das für vertrocknete Ehrenmännchen

und junge alte Jüngferchen jetzt? Jeder unschuldige Backfisch hat die ernstesten Ideen über seine Versorgung und arbeitet auf seinen Lebensabend hin — weißt du, Budang, das gefällt mir nicht, das dauert mich." Gomelchens Stimme wurde ganz bewegt.

„Laß das, Röse", sagte der Medizinalrat. „Du sollst nicht immer gleich oben hinaus und nirgends an sein. Was meinst du denn? Wenn die Kinder alle freigelassen und, wie du es dir früher auszumalen liebtest, alle Lehrer gehangen oder verbrannt würden, so versichere ich dich, solche Schwesterpärchen wie ihr wart, würden doch nicht zu Dutzenden umherlaufen. Ja, ja", sagte er und schaute die Enkelin mit seinen lebendigen Augen an. „Euer Gomelchen ist eine große Rarität — Gott behüt' sie."

Oft und lange unterhielten sich die beiden von verflossenen Zeiten, lachten über Personen, die einst ihr Wesen in Weimar getrieben, nun aber längst zu Staub zerfallen waren. Was für sonderbare, liebenswerte, närrische und vortreffliche Leute tauchten da aus der Vergessenheit auf und kamen auf ein paar Augenblicke wieder zu einem Schimmer von Leben und Wirkung.

Die Zuhörerin, welche die guten Freunde oft bei ihren Unterhaltungen und Erzählungen hatten, war immer ganz Teilnahme. Es schien ihr dann, als sehne sich das Gomelchen nach der Vergangenheit. Das rührte und ergriff sie so tief, daß sie nicht wußte, was sie der Guten Liebes antun sollte.

Einmal, nach einem Abend, als sie den Erinnerungen der beiden treuen Kameraden gefolgt war, hatte sie einen wunderlichen, aber hübschen Traum. Sie sah das Gomelchen in einem ihr wohlbekannten Zimmer. Die Türe, die in den Garten führte, stand mit beiden Flügeln weit offen. Sommerluft, Sonne und ein weicher Reseda- und Levkoyendunst drangen ein. Da mit einem Male kam ein wunderschönes,

blondes Mädchen vom Garten in das Zimmer geſprungen, ein Mädchen, ganz von Sommerluſt und Sonne durchwärmt, belebt und roſig übergoſſen. Das war das Ratsmädel, die Röſe, das Gomelchen, als es noch jung war! Und das ſchöne, glückliche Mädchen lief auf die alte Frau zu, ſchloß ſie in die Arme, drückte ſie an ſich, dem ungeſtümen Geſchöpf glitt der breiträndrige Hut vom Kopfe. Das Gomelchen aber machte ſich die Arme frei, hielt das Mädchen von ſich ab, nickte lächelnd mit dem Kopf, ganz in Nachdenken verſunken, ſchaute ſie von oben bis unten an und rief mit einer ganz unbeſchreiblich zaubervollen Stimme, in der alle Wehmut eines lebensfreudigen, ſehnſüchtigen Herzens zitterte: „Ach, was waren das doch für herrliche Zeiten!“

An einem Frühlingstage verlor das Gomelchen ihren alten, treuen Freund. Sie empfing die Nachricht mit aller Ruhe. Seit Wochen ſchon hatte ſie ſeinen Töchtern bei der Pflege mit beigeſtanden und hatte gewußt, daß es mit ihm zu Ende gehen mußte. Die Töchter erzählten, daß die alte Frau oft ſtundenlang bis in die Nacht hinein am Bette des ſterbenden Freundes geſeſſen, daß ſie lange, lange die Hand des Kranken in der ihrigen gehalten, und daß auf beiden Geſichtern dann eine wunderſchöne Ruhe gelegen habe.

Noch bis zum letzten Tage, wenn es irgend anging, haben ſie ſich wohlgelaunt unterhalten, verſtändnisvoll und wehmütig, wie es nur zwei ſo gute, alte Freunde miteinander tun können.

Als er geſtorben war, hat ſie bis zu ſeinem Begräbnis ſein Haus nicht verlaſſen, hat ſeine Töchter getröſtet und aufrecht erhalten, hat überall nach dem Rechten geſehen und iſt des Tags wieder und wieder in das ſtille Zimmer getreten, in dem ihr treuer Freund lag, hat ſich ihn immer wieder angeſchaut, und ihr Herz mag wohl einen ergreifenden Abſchied genommen haben.

Nach dem Begräbnis holte eine Enkelin ſie aus dem Hauſe ihres guten Freundes Budang ab.

Frau Gomel nahm von den Töchtern Abſchied. Die wollten ſie gar nicht gehen laſſen und waren ganz aufgelöſt in Schmerz um ihren alten Vater, der der Mittelpunkt ihres Lebens geweſen. Sie hätten die, die es ſo gut mit ihnen meinte, gar zu gern bei ſich behalten. „Ihr müßt nicht ſo außer euch ſein", ſagte das Gomelchen. „Gönnt ihm ſeine Ruhe, wie ihr ihm ſein Leben gönntet — das eine wie das andere muß ſein. Schaut euch die Welt mit ſeinen Augen an, dann habt ihr ihn in euch. — Vergeßt auch nicht, heute abend hinunter in den Park zu gehen. Jetzt ſchlagen die Amſeln, da hat er es nie verſäumt, hinzugehen, ſolange er geſund war. Geht nur — das wird euch wohl tun. Zu unſerer Zeit ſind wir gar oft zum Amſelſchlag miteinander gegangen. Tut's nur heut' abend und nehmt euch hübſch zuſammen. Ihr habt es ja immer gut mit ihm gemacht und könnt euch zurückrufen, wie dankbar er war bis zum letzten Augenblick. Das iſt ein Troſt, den haben wenig Menſchen. Den meiſten mögen die bitteren Stunden, die ſie einem Heimgegangenen zugefügt, mitten in den erſten Schmerz hinein in die Erinnerung kommen. Bei euch braucht das nicht zu ſein, gottlob. Lebt wohl, ihr guten Mädchen", ſagte das Gomelchen und ſchloß ein jedes in die Arme. „Lebt wohl und ſeid recht gelaſſen, ſo wie er es gern ſehen würde. Die Blätter fallen nun einmal im Herbſte."

Und immer wieder nahm das Gomelchen Abſchied von den Töchtern ihres alten Freundes. Es war, als wenn ſie verſuchte, ob nicht das rechte Troſtwort ſich vielleicht doch einſtellen würde. Auf dem Heimwege war ſie ganz ſchweigſam. Als ſie aber ihre Treppe langſam und matt hinaufſtieg, ſagte ſie: „Siehſt du, nun iſt alles abgetan. Nun lebt von meinen Guten keiner mehr; mit dem letzten, der ſie kannte und liebte, ſind ſie mir alle noch einmal geſtorben." Enkelin und Groß-

mutter gingen miteinander in das ſonnige Stübchen. Da legte ſie ſich nieder und ſchaute mit einem ſo geduldigen, freundlichen Ausdruck vor ſich hin, der tief ergriff. „Die alte, alte Sonne, die ſcheint unentwegt“, ſagte ſie und ſchaute auf das Lichtgefunkel, das auf den Blättern und Blüten und auf dem Teppich in Flecken und Ringen ſpielte. Kein Laut war im Zimmer zu hören. So blieben ſie beide ſchweigſam.

„Hör' einmal,“ ſagte Frau Gomelchen freundlich, „zieh doch das oberſte Kommodenfach auf und gib mir einmal das Paket, das rechts liegt, heraus.“

Die Enkelin tat ſo.

Gomelchen nahm es, öffnete es, da lagen zarte, gelbliche Spitzen in der Papierhülle. „Die hab' ich dir dieſer Tage gekauft, du haſt ja ſo etwas gern“, ſagte ſie liebevoll und faßte die Hand der Enkelin und ſah ſie an, ſo wehmütig, beinahe wie hilfeſuchend.

Da ſchlang dieſe die Arme um ſie, und das Gomelchen fragte freundlich: „Wenn du irgend etwas für mich zu tun haſt, gib's nur her und ſag' mir nur alles, was du vorhaſt und was du denkſt. Das iſt mir die allergrößte Freude.“

„Ach, mein Gomelchen!“ flüſterte ihre gute Kameradin unter Tränen und hatte ganz die rührende, freundliche Seele verſtanden.

„Und ihr ſeid, der Budang und du, immer gute Freunde geweſen, von damals an, als er euch bei der Eſelsgeſchichte erwiſchte, immer gute Freunde und nie getrennt?“ fragte die Enkelin zaghaft nach einer Weile.

„Immer gute Freunde und nie getrennt, heut' zum erſten Male getrennt“, wiederholte das Gomelchen. „Als Student war er ein paar Jahr auswärts; einen Katzenſprung weit, in Jena; aber da kam er alle Naſen lang. Es hat ihn nie in die Fremde gezogen. ‚Ich reiſe erſt nach meinem Tode‘, ſagte er immer, ‚wenn das Gepäck leichter iſt‘ — und ich glaube,“ fügte Frau Gomelchen lächelnd hinzu, „er reiſt jetzt

— denn er hat ſtets durchgeſetzt, was er wollte. Er war ein närriſcher Kerl, ein ganz närriſcher Kerl.“ Verſunken in Erinnerung ſchaute ſie vor ſich hin. „Ein guter Jugendfreund, der einem durchs ganze Leben treu war, iſt das beſte, was es gibt. Da bleibt das Daſein uns immer heimiſch; der weiß alles, kannte alles, hat alles mit erlebt; du kannſt dir gar nicht denken, was für ein Troſt es alten Leuten iſt, wenn ſie einen guten Freund fragen können: Weißt du denn auch noch, wie damals der und der und die und die ausſah? Und was ſie ſagten und was ſie taten, und weißt du denn auch noch, als die Häuſer an der Ackerwand noch nicht ſtanden, und unten der ganze Park Feld und Geſtrüpp war, und wie ſie in der Eſplanade unter den alten Bäumen die Wäſche trockneten, und wo jetzt, auch in der Eſplanade, der Goldſchmied wohnt, als da noch der uralte Turm ſtand, in dem der Hufſchmied ſteckte? Und erinnerſt du dich noch an Mamſel Muskuluſen, ihren Veilchenhut und an das großgeblümte Kleid der Kummerfelden und an Adele Schopenhauers Geſicht, wenn der Geiſt über ſie kam, und an den Brunnenkopf, den alten Löwen, der ihr ſo ähnelte? Gott gebe dir,“ ſagte das Gomelchen, „daß du einen guten Freund, ein gutes Herz dein lebelang dir nahe haſt, dann iſt das Altwerden ſo ſchlimm nicht.“

„Habt ihr euch denn nie miteinander erzürnt und habt ihr nie Streit miteinander gehabt?“ fragte die Enkelin.

„Das wüßte ich nicht“, erwiderte das Gomelchen treuherzig. „Von dem Tage bei der Jungfer Concordia an, wo wir ihn zuerſt länger ſprachen, haben wir ihn, Marie und ich, immer äſtimiert und voller Reſpekt behandelt. Zu Streit und Ärger hätte es nie mit ihm kommen können. Das ging alles ſo ruhig hin, man wußte nicht wie.“

„Und hat er denn nicht einmal zu einer von den Ratsmädchen eine wirkliche Liebe gefaßt?“ fragte die Enkelin.

„J, gar!“ antwortete das Gomelchen, genau in dem Tone,

als ſagte dies die junge Röſe. „Er iſt immer unſer guter Freund geblieben; als wir uns verlobten, war er zwar nicht ſehr erbaut davon, aber nur aus dem Grunde nicht, weil er uns noch für erſchrecklich dumm hielt, und weil er meinte, wir hätten noch mit dem „Unſinn“ warten können. Mein Mann und er ſind dann ganz gute Freunde geworden, ſo daß der Budang oft ſagte: ‚Siehſt du, Röſe, nun bin ich doch für die viele Mühe, die ich mir mit euch gab, belohnt worden.‘ Er wäre für meinen Mann ins Feuer gegangen!“

Da leuchteten Gomelchens Augen von Liebe und Stolz auf.

„Und hat denn der Budang nie eine Dummheit gemacht, iſt denn ſonſt nie etwas zwiſchen euch gekommen?“

„Das mag ſchon ſein — ich werde mich ſchon manchmal über ihn geärgert haben; aber das vergißt ſich, und ich habe immer über die Freundſchaft meine eigenen Gedanken gehabt und die will ich dir ſagen, die kannſt du dir merken. Siehſt du, man muß gegen einen Freund zu allererſt wohlwollend ſein, wohlwollend in jeder Hinſicht — Ärger darf gar nicht Platz greifen. — Wenn du dir vorſtellſt, jemand, den du lieb haſt, hat irgendeine Angewohnheit, die dir nicht recht iſt, und ſtellſt dir vor, daß er auf lange Zeit todkrank wird, du fürchteſt ihn zu verlieren, — da aber mit einem Male iſt die Gefahr vorüber — er wird geſund, und du hörſt ihn zum erſten Male wieder ſo recht nach Herzensluſt ſchnaufen, oder was er gerade für eine Art, die Leute zu ärgern, an ſich hat — du aber fühlſt nur: Gott ſei Dank, er ſchnauft wieder! und da haſt du auch keine Spur von Ärger darüber. So muß es ſein. Du mußt, wenn du jemanden liebſt, immer im vollen Bewußtſein deiner Liebe und der Sorge, ihn zu verlieren, leben, dann läſſeſt du nichts in dir aufkommen, was Ärger und Unwille und Ungerechtigkeit iſt.“

„Ach, du liebes Gomelchen, wer iſt noch ſo gut wie du!“ rief die Enkelin und küßte ihr die Hände. „Das iſt wahr, in

deine Liebe zu den Menschen ist auch nicht ein Fünkchen Ärger mit hineingemischt; da ist wohl kein Schlingel schlimm genug, der nicht bei dir Trost fände, wenn er zu dir käme. Ich habe oft gedacht: Bei dir gibt es Gute und Böse gar nicht, sondern nur Leute, mit denen man freundlich und hilfreich sein muß. Bist du denn immer so gewesen, auch früher so gut?"

„Hör' einmal, du," sagte das Gomelchen, „du bist eine rechte Schmeichelkatze, was hast du denn mit deiner Alten? Von der ist überhaupt nicht zu reden. Was machst du denn für ein Aufhebens! Wenn ein altes Weib nicht so lieben dürfte, wie es die Leute lieben will, wer möchte da ein altes Weib sein? Ich gewiß nicht!" sagte das Gomelchen. „Wir Alten, gottlob, können lieben, wie wir wollen. Wir suchen auf Erden nichts mehr, glaub' mir, keine Wichtigkeit mehr, auch keine Gerechtigkeit, nichts — gar nichts. Glaubst du, der liebe Herrgott oben weiß etwas von Gerechtigkeit, von Härte, von Liebe, von Lieblosigkeit, von Würde oder von Vortrefflichkeit? Bei ihm da oben hört das dumme Zeug auf, der ganze Wirrwar, alles Gezerre, aller Streit. Da ist ewige Ruhe und Stille. Und die Seele kommt zu ihm ganz unschuldig, wie der Wind und der Blitz. Nicht wahr, der Blitz ist doch unschuldig, wenn er in einen Baum gefahren ist, und der Wind ist unschuldig, wenn er im Meere gewirtschaftet hat? Oder ist er ein böser Blitz oder ein ungerechter Blitz — oder irgend etwas dergleichen? Wenn alles, was menschlich ist, von der Seele zurückgelassen, ist auch alles, was man so oder so nennt, von ihr fortgenommen, alles, was böse oder gut ist. Siehst du, und wir alten Leute haben schon das meiste zurückgelassen. Die Seele ist schon freier in uns — das ist's — und hin und wieder fühlt man's auch ganz klar, in glückseligen oder schmerzlichen Augenblicken. Ach, mein Herzenskind," sagte das Gomelchen, „die ganze Welt steckt so voller Ungerechtigkeit, voller Zank und Streit,

voller Wichtigtun und Widerſtand, voller Verwirrung und Irrtum und Mißverſtändnis, daß ein armer Menſch bei ſeinem Freunde, zu dem er in Liebe und Vertrauen kommt, nichts finden ſoll als eine weiche Ruhe und Stille, wie die Seele ſie bei ihrem Gott findet, bei dem das nicht iſt, was wir gut und böſe nennen — Frieden — Frieden. Nicht dasſelbe Spiel, das überall getrieben wird, ſoll dem Armen auch bei dem Freund bereitet ſein — auch nicht ein klein wenig davon. Mein Liebling, merke dir das, denke nie, nimm dir nie vor, daß du deinen guten Freund durch deine Weisheit und Vortrefflichkeit beſſern oder beeinfluſſen willſt. Laß das den Lehrmeiſtern, den Gouvernanten, und wie all die ernſten Leute heißen; ſei du klüger. Das Leben macht ſeine Sache ganz ohne dein Zutun. Freunde ſind nur da, um das, was das Leben anrichtet, vergeſſen zu laſſen. Gott gebe dir, daß du verſtehſt, beglückend zu lieben."

Da faßte das Gomelchen den Kopf der Eukelin mit beiden Händen und zog ſie zu ſich nieder, und in den Augen glänzten ihre hellen Tränen: „Lieben, geliebt werden, mein Herz, iſt das einzige Glück auf Erden. Meine ſelige Mutter wußte wohl, was ſie meinte, als ſie ſagte: ‚Liebt das Schöne mehr, als das Gute.' Sie konnte die würdigen Leute nicht leiden. ‚Alle vortrefflichen Leute wiſſen, daß ſie vortrefflich ſind, und ſind deshalb hart und hochfahrend und bösartig, weil ſie glauben, die ganze Welt ſtrafen zu müſſen,' ſagte ſie; ſei du klüger. Meine Mutter hatte recht, anmutig die Torheiten tun, die man nun einmal im Leben tun muß, iſt beſſer, als daß man ſie würdig und vortrefflich tut. Anmut läßt keine Herzensbosheit, keine Wut, kein Wichtigtun aufkommen. Gott behüte dich, mein Kind ... Weißt du," ſagte Gomelchen, „du könnteſt heute den Tee bei mir trinken, mir iſt ſo vereinſamt zumute. Herr, mein Gott, ich weiß gar nicht, ob ich es dir wünſchen ſoll, alt zu werden. Das Abſchiednehmen von den teuern Lieben, einer geht — und wieder einer geht — und

wieder einer — und wieder einer — und der letzte geht — 's ist gar zu jämmerlich. Mir ist's grad', als wäre ich die Hausherrin, die Wirtin; alle meine lieben Gäste, die so heiter waren, empfehlen sich, und ich bleib' allein im Haus, und die Lichter gehen aus — und es wird öde und Nacht — und still."

„Mein Gomelchen", rief die Enkelin bewegt. „Wir sind bei dir! — Ich bin bei dir, mit mir rede von alten Zeiten."

„Ja, freilich, mein Herz," sagte Gomelchen und lächelte unter Tränen, „ich bin ein recht undankbares altes Weib; aber es ist doch so; es wird zu viel im Leben dem Herzen wieder abgefordert, gar zu viel. Gottlob, daß es Freuden und Freunde gibt, die sich unmerklich vergessen. Das Leben ist eigentlich für unbegabtere, gefühllosere Geschöpfe, als wir sind, berechnet, oder für göttliche Geschöpfe, die über allem stehen, über dem Dasein selbst, über Tod und Abschied, über jeder Not und Qual; für solche mag es ein gutes Leben sein; aber die arme Mittelsorte! für solche Leutchen wie du und ich, für die ist's schlimm, die haben mehr als die einen, und weniger als die anderen, und wissen sich nicht zu helfen, wenn's auch so ausschaut, als wüßten sie's. Nun geh nur und laß es unten sagen, daß du deinen Tee bei mir trinken wirst, und komme auch gleich wieder."

Und wie gerne kam die Enkelin! Eine Teestunde bei Gomelchen hat die Eigenschaft, Sorgen und Trauer weich mit Behagen zu überdecken. Zu dieser Stunde wagt sich kein Leid der Welt in das blumenduftende, hübsche Zimmer herein, in dem der Teekessel summt, und in dem das freundlichste Herz seine Gäste bewillkommnet, ein Herz, das jeden Schmerz, bis in das hohe Alter hinein, wie ein Kind ohne Bitterkeit überwinden kann, nicht düster, nicht verschlossen, ein Herz, das bis in das hohe Alter die Augen im selben Augenblick weinen und lächeln läßt.

Als die Enkelin wieder hereintrat, fand sie die liebe Frau gelassen, doch mit zitternder Hand damit beschäftigt, den Tee-

tiſch für ſich und ihren Gaſt zu ordnen. Aus einer Büchſe nahm ſie Eingemachtes und füllte es in eine kleine Kriſtallſchale, die ſie der Enkelin vor ihren Platz ſtellte mit einer Miene, der man es anſah, wie gerne ſie jemandem etwas zugute tat.

Die Enkelin ſchaute ihr zu, fiel ihr um den Hals und flüſterte: „Wollte Gott, es gäbe viele Ratsmädel und viele Gomelchen auf der Welt, dann würden die Leute, wenn ſie jung wären, mehr luſtige Streiche machen, und wenn ſie alt geworden, da wäre es erſt recht hübſch; da hätten ſie ſolche wundervolle Blumenſtübchen wie du, und alle Welt liebte ſie, und ſie hätten ſo gemütliche Teetiſche, und jede Freude ſähe bei ihnen doppelt wie Freude aus, und jeder Schmerz machte ſie ſo unbeſchreiblich rührend und liebenswert, wie er dich macht, mein liebes, liebes Gomelchen" — und die Enkelin hielt ſie noch immer umfaßt. In beider Augen ſchimmerten Tränen, und ſie ſetzten ſich miteinander ganz einverſtändlich und voller Liebe zueinander hinter die ſummende Teemaſchine, das Gomelchen in ihren weichen, gemütlichen Lehnſtuhl. Die Lampe leuchtete unter dem großen roſa Schirm, und die Enkelin ſagte: „Ich verſtehe dich, mein Gomelchen, das einzige, was auf Erden das Herz ruhig und glücklich macht, iſt: Gut miteinander zu ſein."

Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten

Die Ratsmädel gehen einem Spuk zu Leibe

Ich weiß noch ſo manches aus der Zeit, in der das kleine, nun längſt wieder beſcheidene Weimar ganz unvermutet anfing, mitten unter den tauſend und abertauſend europäiſchen Städten und Städtchen ſich außerordentlich wichtig zu tun. Es mochte auch alles Recht dazu haben; denn es hatten ſich in dem ſtillen Neſte ſeltene Vögel eingeniſtet, Vögel, dergleichen vordem in Deutſchland nicht geſehen worden waren, und die auch keine Jungen ihrer Art bekommen haben, ſo daß ſie wirklich außerordentlich ſeltene Vögel geblieben ſind, bis heutzutage.

Von dieſer Zeit habe ich ſchon mancherlei geſchrieben, und es hat den Leuten vielleicht gefallen, weil es ſo ruhig hinerzählt war, allem Feierlichen, Schweren aus dem Wege ging, alles Leichtlebige beim Zipfel nahm.

Ich will euch nun wieder aus den Gaſſen erzählen, aus den Bürgerſtuben, aus den Gärten vor der Stadt, von jenen alten, geſegneten Gärten, und ich werde mich wieder mit den Vergeſſenen und Verwehten abgeben.

Die will ich aus ihren Gräbern noch einmal in ihre alte weimariſche Sonne locken, von der ſie ſo gerne ſich wieder beſcheinen laſſen würden.

Es iſt eine alte Frühlingsgeſchichte, die ihr hören ſollt, eine weiche, hingeſchwundene Frühlingsgeſchichte, in der es ſproßt und keimt, in der ein luſtiger, feuchter Wind weht, Nebel ziehen, in der Herzen ſchlagen, und in der allerlei behauptet wird, worüber man heutzutage vornehm die Achſeln zucken müßte, wollte man auf der Höhe der Zeit ſtehen; damals aber glaubte und ſprach man, was einem Vergnügen machte. So glaubte man in jenen Tagen und tuſchelte es ſich gegenſeitig wie eine intereſſante Hofgeſchichte zu, daß

die verſtorbene Hofdame der Herzogin Amalie, von der Karl Auguſt geſagt hatte: „Genie die Fülle, kann aber nichts machen!“ ganz unvornehmerweiſe ſpuken gehe, und zwar in Tiefurt, im Park und im Schlößchen.

Man erzählte ſich geheimnisvoll die unglaublichſten Dinge. Die bürgerliche Geſellſchaft faßte die Sache ernſthaft, aber doch humoriſtiſch auf. Sie hatte ihren Spaß daran, daß die kleine, bucklige, häßliche Dame ſolche Geſchichten machte.

Der Adel aber zog ein ſehr bedenkliches Geſicht, denn es war abſolut nicht comme il faut von der Göchhauſen. — Außerdem ſprach die Hofgeſellſchaft mit einem tiefen Bedauern darüber, daß ihr ſo etwas „arrivieren“ mußte — ſolch eine „Kalamität“! — Man fand, daß ſich die Göchhauſen noch nachträglich ſchwer „ridikuliſiere“ und unmöglich mache.

Verſchiedene Perſonen waren ihr nachts begegnet, wie ſie ſchimpfend und klagend die Parkwege auf und nieder gehuſcht war.

Sie hatten ſie ganz genau erkannt, — daran beſtand kein Zweifel!

Einem weimariſchen Fleiſchermeiſter, der ein Kalb von Krommsdorf erſt ſpät heimgetrieben, war ſie im Park auch nachgehuſcht, und er erzählte, daß ſie ihm ſcheußlich weinerlich und wichtig geſagt habe: „Ich la—ngweil' mich ſo!“ — Weiter nichts. Aber wie ſie es geſagt hätte! Wie aus einer Flaſche heraus! Der Fleiſcher konnte es den Mägden, die die Neuigkeit, ſamt dem Fleiſch von dem armen Krommsdorfer Kalb, das die merkwürdige Geiſtererſcheinung mit erlebt hatte, pfundweiſe nach Hauſe trugen, gar nicht haarſträubend genug vormachen.

Sie war, wie geſagt, allen möglichen Leuten erſchienen, immer klagend, immer ſchimpfend und immer unzufrieden; — manchmal auch nur murmelnd und brummend; — aber wie murmelnd! — eben ganz wie eine arme Seele murmeln muß: wie aus einer Flaſche. Es war überhaupt das Merk-

würdige und Überzeugende an der Sache, daß ſich die Göchhauſen genau nach Vorſchrift betrug, — nach Vorſchrift der alten Kobold- und Geiſtergeſchichten.

Die Weimaraner mußten immer etwas zu ſchwatzen haben und hatten auch gottlob immer etwas; ſie waren an die merkwürdigſten Dinge gewöhnt, eine ſolche Fülle von geſegnetem Klatſch hatte ſich ſeit 1775 auf das graue Rattenneſt niedergelaſſen. Seit geraumer Zeit aber ſchon floß dieſe Quelle ſpärlicher, und die verwöhnten Gaumen mußten mit allerhand fürlieb nehmen und taten dies wohl oder übel.

Zu allererſt tauchen aber in unſrer Geſchichte ein paar lachende, blütenjunge Geſichter auf, ein paar feſte, kindlich behende Körper, blonde, dicke Zöpfe, junge, weiche, noch etwas tolpatſchige Hände, helle Kleider, die ſich lebendig um dieſe jungen Körper ſchmiegen, die ſich ſo jugendſicher auf leichten Füßen bewegen, ſo kernig, ſo wohlgebaut und unſchuldig.

Ein feuchter Frühlingsſturm fährt heut durch die Wünſchengaſſe. Zerriſſene dunkle Wolken jagen über den Himmel, und in die Dämmerung dröhnt die große Glocke im Schloßturm. Der Sturmwind fährt in das mächtige Geläute; er reißt die großen, vollen Töne wie Wolken auseinander und nimmt dieſe Rieſentöne mit ſich fort, zerſtreut ſie, läßt ſie hie und da aufdröhnen und plötzlich verhallen.

Die uralte Glocke läutet die Oſternacht ein.

Es iſt ein wunderbares Getöſe, erſchütternd, wie überirdiſch; ſo voll, ſo rein, ſo tief wie die tiefſte Menſchenwonne und das tiefſte Menſchenleid.

Die Glocke, die ſie im Dreißigjährigen Kriege, weiß Gott wo, erbeutet haben, iſt das lebendige Herz des Städtchens Weimar geworden. Ein jeder verſteht dies Herz, das da oben

im grünen Turm ſchlägt. Es dröhnt mächtig aus, was die andern Eintagsherzen fühlen. Es erſchüttert ſie, es erweckt ſie, es reißt ſie im Gefühle mit ſich fort, wie von jeher ein großes, mächtiges Herz die kleinen mit ſich geriſſen hat. —

Die Ratsmädel, Röſe und Marie, ſchauen zum Fenſter hinaus.

„Hörſt du?" ſagt Marie.

Sie ſind bisher immer, wenn die große Glocke geläutet wurde, zum Schloß hinunter gelaufen und haben hinauf nach der grünen Turmſpitze geſehen, die von der Wucht der Glockenſchläge langſam, aber deutlich hin und her ſchwankte; oder ſie haben das Ohr an die alte Turmmauer gehalten, und das Dröhnen iſt ihnen ſchauervoll durch den Körper gezittert; oder die Kameraden nahmen ſie bis hinauf in den Glockenſtuhl, und ſie haben da, ſchwankend und ſchwindelnd und ganz betäubt von den ungeheuren Schlägen, die den Turm zu zerſprengen drohten, ſich aneinander geklammert und an den rieſigen Balken feſtgehalten.

Heute ſchauen ſie aber, wie geſagt, nur gedankenvoll zum Fenſter hinaus.

Es iſt, als läge irgend etwas auf ihnen.

Röſe hat auf das „Hörſt du?" von Marie nicht einmal geantwortet.

Sie ſtecken beide feierlich in weißen Kleidern und tragen grüne Schärpen.

Grüne Schärpen ſind für ſie noch immer der Inbegriff von aller Schönheit und Eleganz.

„Röſe! Marie! Schließt das Fenſter! Gleich! — Was fällt euch ein! — Der Wind!" So ruft Frau Rat, die Mutter der Ratsmädchen, die eben ins Zimmer tritt.

Eine rührende Zartheit liegt über der ſchlanken Geſtalt. Der Haushalt mit den wilden Mädchen und Buben, die Kriegsjahre, der überernſte Gatte, die Geldſorgen, — das alles iſt der feinen Frau zuviel geworden.

Um ſie her wachſen die Kinder urkräftig in die Höhe; ſie aber hat etwas Müdes, In-ſich-gekehrtes, als wenn ſie nur bei ſich ſelbſt fände, was ſie ſucht.

Die beiden Mädchen ſchließen das Fenſter, und das Glockengeläut dringt nur noch dumpf ins Zimmer.

Der Wind heult im Schornſtein. Frau Rat zündet die Lichter an.

Das große Familienzimmer macht heute ein feierliches Geſicht.

Der runde Eßtiſch iſt blendend weiß gedeckt; ſtatt des einen Talglichtes brennen zwei Wachskerzen auf einem Leuchter unter einem grünſeidenen, ovalen Schirm.

„Oho," ſagt Marie, „den nimmſt du?"

„Was denn ſonſt, Schatz? — Habt ihr euch die Hände gewaſchen?"

„Jawohl, mit Schmierſeife!" antwortet Röſe.

„Röſe, mein Kind!" Frau Rat iſt heute bewegt und ſtreicht ihr übers Haar. — „Gutes Kind!"

Röſe iſt von dieſer Freundlichkeit ſo ſonderbar berührt, daß ſie ihrer Mutter um den Hals fällt und in Tränen ausbricht.

„Ruhig, ruhig!"

Der Vater tritt ein, muſtert alles und ſagt: „Iſt Senf auf dem Tiſch?"

Senf war eben das Neueſte.

Und es iſt Senf auf dem Tiſch, es iſt überhaupt alles in ſchönſter Ordnung; er findet nichts zu tadeln und geht feierlich im Zimmer auf und ab.

„Charmante Leute!" bemerkt er und wiederholt es noch einmal: „Charmante Leute!"

Niemand ſtört den Vater. Er liebt das „Anreden" nicht. Man hat zu warten, bis er fragt.

„Du könnteſt der Thon, dächt' ich, noch eine kleine Aufmerkſamkeit erweiſen", wendet er ſich zu ſeiner Frau.

„Ja was denn?“ fragt dieſe. „Wie meinſt du denn?“

„Ich dachte ſo etwa .. etwa ...“

Er ſchien ſich über das, was er eine „kleine Aufmerkſamkeit“ nannte, nicht recht klar zu ſein.

„Weißt du, Kirſten, ich dächte, wir erwieſen ihr ſchon eine recht große!“ Das ſagt ſie leiſe und ſchaut mit einem Seitenblick auf die Mädchen.

Röſe lehnt am Nähtiſch, müßig den Fingerhut der Mutter auf der Platte tanzen laſſend. Marie ſieht ihr geſpannt zu.

„Iſt das eine Art, den Bräutigam zu erwarten?“

Herr Rat meint das ernſt und rügend aus ſeiner hohen Halsbinde heraus, im Hintergrunde des großen Zimmers, zu ſeiner Frau.

„Bſt!“ macht Frau Rat. — „Mein Gott, ſo jung ſollte ſie nicht ſein.“

„I was!“ ſagt Herr Rat. — „Papperlapapp! Warſt du etwa älter?“

Frau Rat lächelt ſchmerzlich. Alle Papperlapapps ihres Lebens zogen an ihrer Seele vorüber. — Sie lächelt, — alle heißen Tränen, alles Sehnen, alles Verſtummen hatte ſich bei ihr zu einem müden Lächeln herabgemildert, — oder in ein Lächeln zuſammengefaßt, — wie man will.

Apothekers kamen.

Frau Apotheker in der ſchönſten Haube. Des Gatten rundes Bäuchlein war mit geſtickter Seide überſpannt und glänzte wie ein heiteres Geſtirn. Er kniff Röſe in die Wange und war vortrefflich gelaunt.

Marie tuſchelte Röſe etwas zu, indem ſie vorſichtig nach den Fenſtern des gegenüberliegenden Hauſes ſah; da zeigte ſich eben eine Dame in vollem Putz, in weißer Haube mit blauen Bändern und im weißen Kleide. Sie öffnete das Fenſter und hakte die Fenſterflügel ein, damit der Wind, der durch die Gaſſe fegte, es nicht wieder zuwerfen könnte.

„Jetzt kommen ſie!“ flüſterte Marie. Und es währte nicht lange, da empfing man bei Kirſtens wieder Gäſte: Frau Geheimderat Thon und deren Sohn Ottokar Thon, Adjutant des Großherzogs Karl Auguſt.

Frau Geheimderat Thon begrüßte ſich lebhaft mit den Eltern Kirſten, küßte dann zuerſt Röſe auf die Stirn, dann Marie.

Sie war die Dame, die aus dem Fenſter geſchaut hatte. Das weiße Kleid umſchloß in langen Falten eine volle, ſtolze Geſtalt. Das ſchöne Buſentuch war aus koſtbaren gelblichen Spitzen, und eine breite, hohe Haube mit himmelblauen Bändern beſchattete ein energiſches, wohlkonſerviertes Geſicht.

Ottokar Thon reichte Röſe die Hand und führte ihre rundliche Kinderhand dann an die Lippen.

Röſe war befangen und ſchweigſam. Auf ihrem friſchen Geſichte aber lag eine große, ſtille Wonne. Sie ließ indeſſen ihrer Schweſter Hand nicht los, bis man ſich zu Tiſche ſetzte.

Noch war das große Wort nicht geſprochen; aber ſie ahnte, ſie wußte alles! Ottokar Thon war erregt; er ſprach mit ihr, als ſpräche er zu einem lebendigen Heiligtume, — ſo etwas ſcheu — und doch ... — Röſen überſchauerte es.

Wie er ſchön und ſtolz in ſeiner ſchwarzen, verſchnürten Uniform ausſah!

Von dem Augenblick an, als ſie ihn zuerſt geſehen, war ihre Seele ganz erfüllt von ſeinen guten Eigenſchaften, ſeiner Geſcheitheit und ſeiner Tapferkeit; er war Lützowſcher Jäger geweſen, und ſie hatte auch gehört, wie er ſich in Wien ausgezeichnet.

Die Schopenhauerin erzählte, daß Karl Auguſt ihn unbändig gelobt habe, und daß Karl Auguſt eine Schrift über die Zukunft Deutſchlands von ihm kenne, von wahrer ſtaatsmänniſcher Bedeutung.

„Solch ein Menſch will mich!“

Das waren Röſes Jubelgedanken. —

Röſe ſaß bei Tiſch neben dem lieben, herrlichen Menſchen und hörte zu, wie alle ſprachen.

Es war ihr ſo feierlich und ſtill zumute. Und ſie mußte träumeriſch an einen Vogel denken, der in ſeinem Neſt auf ſchwankem, grünem Zweige ſitzt, das von einem weichen Winde hin und her geweht wird. Die Sonne glitzert durch die dichten Blätter und ſchafft ſo ein wohliges, grünes Licht um ihn her. Kein Auge ſieht ihn; er iſt ſich ſelbſt genug. Sie fühlt eine Seligkeit, die ihr noch fremd und neu iſt; deshalb macht ſie ſich unbewußt ein Bild von dieſer großen, ſtillen Wonne, ein kindiſches, ſüßes Bild.

Und es waren nicht nur die Gefühle feſtlich und heiter; nein, alles und jedes! Zu allererſt die Suppe. Eine echte Feſtſuppe: Grünkern mit Kerbelrübchen. Das war Frau Rats Meiſterwerk. Die Kerbelrübchen, wie Mandeln ſo fein und klein, zergingen auf der Zunge, und die Suppe duftete wie ein blühendes Ährenfeld. Ganz ſommerlich duftete es aus der Terrine und verbreitete ſich im Familienzimmer. Warmer Sonnenſchein, Lerchengeſang vom blauen Himmel, der echte köſtliche Kornduft, ein ſanfter Wind, der über die Ährenhäupter ſtreicht, — Erdgeruch! Das alles kam, als der Deckel von der Suppenſchüſſel gehoben wurde, den Gäſten bewußt oder unbewußt in Erinnerung.

Das war die Eigentümlichkeit dieſer Suppe!

Frau Rat hatte den Mädchen geſagt: „Die Suppe muß ſein wie eine Muſik oder wie ein Gedicht, die Leute ſollen fröhlich davon werden.“

Ja, es war eine feierliche Suppe!

Draußen wirtſchaftete der Sturm gewaltig. Die Fenſterſcheiben klirrten, und im Schornſtein heulte und jammerte er.

Nach der Suppe gab es einen Karpfen, — einen Spiegelkarpfen mit großen, goldenen Schildern und Flecken, den beſten Karpfen, den der Hoffiſcher gehabt hatte, einen Rieſen!

Röſe und Marie hatten natürlich mitgeholfen, ihn aus dem Behälter herauszufiſchen, in deſſen klarem Ilmwaſſer die feſten Karpfenburſchen ſich im dichten, goldig flimmernden Gewimmel durcheinander drängten, und den allerherrlichſten hatten ſie alſo erwiſcht.

Er war ſo ſchön, ſo prachtvoll in ſeiner Strammheit, ſeiner Schlüpfrigkeit und in ſeinem Goldglanze geweſen.

Der Hoffiſcher hatte ihn ſelbſt geſchlachtet, hatte ihm den Kopf auf den feſten Tiſch geſchlagen, deſſen Füße im Raſen neben den Fiſchbehältern eingerammt waren, und der über und über von Fiſchſchuppen flimmerte. Dann hatte er den Fiſch in zwei Hälften geteilt und den Ratsmädchen in den Korb gepackt und ihnen die Fiſchblaſe extra verehrt. Marie war darauf getreten, um ſie zerplatzen zu laſſen; es hatte auch wie ein Schuß geknallt. Das war ein althergebrachter Spaß.

Als der Karpfen auf den Tiſch im Familienzimmer kam, blau geſotten mit geriebenem Meerrettich, und ganz in Peterſilie ruhend, da rief der Apotheker: „Donnerwetter, iſt das ein Prachtkerl! Iſt das ein einziger geweſen?"

Dieſe beiden Dinge, die Suppe und der Karpfen, waren aber nur die Vorläufer vom Propheten.

Die Gäſte waren nicht zum Karpfeneſſen geladen, ſondern zu einem wirklichen und wahrhaftigen Faſanenſchmaus.

Die Faſanen hatte der junge Adjutant Thon von einer Hofjagd mitgebracht, denn er war ein großer Jäger vor dem Herrn, und hatte ſie Frau Rat Kirſten in die Küche geliefert, und nun ſollten ſie feierlich gemeinſchaftlich verzehrt werden.

Als die Magd dieſe ſeltenen Geſchöpfe hereinbrachte, waren alle erſtaunt, auch der Herr Rat, daß dieſe merkwürdigen, nußbraun gebratenen Tiere ſilberne Füße und ſilberne Köpfe hatten.

„Ja," rief der Apotheker, „Herr Adjutant, alle Achtung vor eurer Faſanenjagd! Das nenn' ich mir Silberfaſanen! Silberne Köpfe und ſilberne Füße!"

Röſe und Marie kniffen ſich gegenſeitig in die Finger und waren glückſelig über das Erſtaunen, und daß der Vater auch nichts davon gewußt hatte.

Die Schopenhauerin hatte Frau Rat, als ſie von dem Geſchenk gehört hatte, dieſen herrlichen Ausputz für gebratene Vögel aus ihrem Silberſchrank geliehen.

Dazu brachte Herr Rat auch eine Überraſchung: zwei Flaſchen alten Steinwein in Bocksbeuteln. Dieſe beiden Flaſchen hatte er in dem Franzoſenjahr vor den gierigen Langfingern verſteckt. Er hatte ſie im kleinen, dunklen Höfchen unter dem Regenfaß vergraben und, als die Luft wieder rein war, wieder hervorgeholt, und ſeitdem lagerten ſie in einer Mauernische, hoch oben in Rat Kirſtens Keller, ganz von Staub und Spinnweben bedeckt; und in ſolchem Zuſtande ſetzte er ſie, als die Vögel mit den ſilbernen Füßen kamen, zum Entſetzen ſeiner Frau ſtolz auf den Tiſch.

„Aber Kirſten!“ ſagte dieſe gekränkt.

„Papperlapapp!“ — Herr Rat war ſchon dabei, eine zu entkorken. — „Gehört ſich's nicht etwa ſo?“

Und der Apotheker unterrichtete Frau Rat Kirſten, daß ein alter, ſeltener Wein in ſo ſtaubigen und ſchimmeligen Flaſchen auf den Tiſch kommen müſſe; das ſei für den Kenner das Feinſte.

Die Faſanen hatten einen ſtattlichen Hofſtaat von Salaten, Kompotts und Beilagen aller Art.

„Na, und wie ſteht's denn mit dem Fuchs, den Sie verſpürt haben wollen?“ fragte der Apotheker den jungen Thon. „Das wäre heute ſo eine Nacht für die Beſtie, um den Faſanen im Webicht einen Beſuch zu machen!“

„Freilich, freilich, das wird er wohl auch vorhaben!“ antwortete der Adjutant lebhaft.

„Seinen Bau hat der freche Burſche übrigens an der Ilm an dem Abhang zwiſchen Krommsdorf und Tiefurt — ſo

eigentlich mitten im Tiefurter Park. Verſpürt iſt er nun, der Lump ... aber!"

„Ja — aber!" lachte der Apotheker und ſtieß mit dem Adjutanten auf den Fuchs an.

Marie zupfte Röſe am Kleid.

Röſe ſaß zwiſchen Marie und Ottokar Thon.

„Röſe," tuſchelte Marie beſorgt, — „ſie werden doch nicht gar zu lange bleiben?" —

Röſe fuhr wie aus einem Traum auf.

„Was?" fragte ſie.

„Na, wenn unſre Drei nun kämen?"

„Die kommen doch nicht eher, als bis alle hier fort ſind; die werden unten ſchon lauern, bis der letzte hinaus iſt!" flüſterte Röſe.

Jetzt erhob ſich Herr Rat Kirſten und ließ ſeinen lieben, verehrten Gaſt, die Frau Geheimderat Thon, hoch leben und bedauerte, daß ſie Weimar ſo bald wieder verlaſſen müſſe.

Die Dame war nur auf kurze Zeit aus Eiſenach gekommen, um ihren Sohn zu beſuchen.

Darauf erhob ſich die Frau Geheimderat, ſchlug mit dem Kompottlöffelchen an ihr Weinglas und dankte ſehr wohlgeſetzt und ſtattlich.

Es war ein wohltuender Anblick, dieſe kräftige, hochgewachſene Frau in ihrem weißen Kleid ſo frei und vornehm ſtehen zu ſehen.

Sie ſprach davon, wie beruhigt und glücklich ſie ihren Sohn diesmal verlaſſe, wie beruhigend ſeine Zukunft, ſoweit menſchliches Berechnen nicht trüge, vor ihren Augen läge, — und für dieſe Beruhigung, dieſe frohe Ausſicht danke ſie dem gütigen Elternpaare im Namen ihres Gatten.

Sie hob ihr Glas und ſtieß mit Herrn Rat und Frau Rat an, dann mit Apothekers, und mit Röſe ganz beſonders.

„Gott ſegne dich, mein liebes Kind!" ſagte ſie.

Ihr Sohn trat auf ſie zu und küßte ihr die Hand; darauf küßte er Röſes Hand wieder tief bewegt.

Frau Rat traten Tränen in die Augen. „Du wilder Schlingel!“ flüſterte ſie Röſe zu.

Aber ausgeſprochen wurde das große Wort nicht. Das war auf Vater Kirſtens Befehl hin ſo eingerichtet.

Die jungen Leute ſollten noch mit der Heirat warten, und er wollte in ſeinem Hauſe Ruhe haben, und vorderhand keinen „Verlobungstrafik“, wie er ſich ausdrückte. Das Geküß und Getu ſollte möglichſt eingeſchränkt werden.

Das fehlte ihm jetzt: auf Schritt und Tritt über ein verliebtes Paar zu ſtolpern!

Er war Herr im Hauſe, damit baſta!

Der Apotheker erſtickte faſt an einer Rede, und die Apothekerin mußte ihren Mann zweimal am Rockſchoß zupfen, als ſie bemerkte, daß ihm der ſchönſte gewürzte Verlobungstrinkſpruch auf der Lippe ſaß.

Einmal hatte er ſich ſchon erhoben; da war aber der Wind mit ſolcher Gewalt gegen die Scheiben gefahren und hatte an den wackeligen, alten Fenſtern gerüttelt, daß der Apotheker ordentlich zuſammengefahren und wieder zur Beſinnung gekommen war. Ihm war Wind greulich zuwider.

Röſe vermißte das Ausſprechen des großen Wortes durchaus nicht. Es war gut ſo. Sie wünſchte ſich's nicht anders. Nichts ſchreckte ſie aus ihrem ſüßen Traume auf. Sie fühlte ſich ſo unausſprechlich glücklich! Und es war nichts Beängſtigendes bei dieſem Glück. Zugleich erſchien es ihr aber auch noch ſehr fremd. Sie mußte ſich erſt daran gewöhnen.

Ja, wie es ihr Vater eingerichtet hatte, ſo war es gut!

Sie kannte auch Onkel Apothekers Verlobungs- und Hochzeitsſprüchlein und gab ihrem Vater, als ſie mit ihm anſtieß, extra einen Kuß dafür, daß der in der ſchön geſtickten, ſeidenen Weſte nicht reden durfte.

Der junge Adjutant Thon ſah das wundervolle, blonde, kindliche Geſchöpf vor ſich, wie es ſo ſüß träumte. Und ſie gehörte ihm, war ſein eigen, ſie war ihm verſprochen!

Er war wie verdurſtet, wie verſchmachtet. Einen Kuß auf dieſe junge Wange, auf den kecken, rätſelhaft ſchweigenden Mund ſchien ihm Erlöſung, — das ſeidenweiche Haar zu ſtreicheln Erquickung!

Und daß ſie an ſeiner Seite ſo bräutlich verſchämt ſchwieg, erſchütterte ihn.

Er empfand ihre junge Liebe wie den Duft einer Blume. Ein berauſchender Duft! —

Marie flüſterte Röſen ins Ohr: „Du, Röſe, ſie wird doch heut auch wirklich ſpuken?"

„Wer?" fragte Röſe.

„Ach geh!"

„Wenn das ſo werden ſoll, wenn du ewig nur vor dich hin gucken willſt!" Marie ſprach ſich nicht weiter aus, ſchien aber entrüſtet zu ſein.

„Jeſſes," flüſterte Röſe, „wenn ich nicht gleich aufpaß! Mich freut's grad ſo wie dich, wenn ſie ſpukt; vielleicht noch mehr!"

Der noch nicht offizielle Bräutigam hörte die beiden zankend miteinander tuſcheln.

„Ich denke, die Demoiſellen ſind immer ein Herz und eine Seele?"

„Sind wir auch!" ſagte Röſe.

Er lächelte und ſprach eifrig mit ſeiner jungen, zukünftigen Braut; etwas würdig, wie er es mit jedem jungen Mädchen tat, aber jedes Wort bebte und zitterte und war beladen mit allem möglichen, und die Blicke beider hingen aneinander, — forſchend, ergründend und ſcheu den Anblick genießend.

Draußen fauchte in langen Zügen unvermindert der Wind

und trug jetzt, wie es schien, einen merkwürdig hellen, rhythmischen Pfiff auf seinen Flügeln.

Röse, die eben im lebhaftesten Gespräch mit ihrem Anbeter war, spitzte die Ohren, erhob sich wie im Traume, ging dem Fenster zu, blieb aber zögernd, wie unverrichteter Sache stehen und begab sich wieder auf ihren Platz.

Der junge Thon beobachtete sie.

„Schaf!" flüsterte Marie ihr zu. „Wenn sie's merken, lassen sie uns bei dem Wetter nicht fort!"

Es war etwas übermütig Glückseliges in Röses Gesicht gekommen.

Die Ratsmädel kniffen sich gegenseitig versteckt in die Arme.

Frau Rat aber hatte auch den Pfiff gehört und dachte bei sich: „Das war ja Budangs Pfiff; was lauert denn der?"

Jetzt schellte es unten.

Das sind sie! dachten Röse und Marie gleichzeitig erschreckt und sprangen beide auf, um die Haustür zu öffnen. Was ihnen denn nur einfiele! Waren sie denn des Kuckucks!

Sie trafen aber ganz etwas andres, als sie vermuteten.

Die Schopenhauerin schickte als Dessert nach dem Fasanenschmaus für Röse ein weißsamtenes Ridikül mit Perlenstickerei und mit einem Veilchenbukett daran gebunden, etwas unsagbar Schönes, Bräutliches. Sie hatte jedenfalls nicht anders gedacht, als daß die Verlobung doch bei einem Gläschen Wein trotz alledem feierlich ausgesprochen worden sei.

Röse und Marie wußten nicht recht, was sie damit beginnen sollten; sie beratschlagten und hielten sich deshalb ziemlich lange auf der Treppe auf. Marie kam auf den schlauen Gedanken, das wundervolle Ding mitsamt den Veilchen in ihr Schnupftuch zu wickeln; so wollten sie es aufheben, bis die Gäste fort wären, denn beide fürchteten, es möchte dem Vater nicht recht sein, wenn sie das Verlobungsgeschenk der

Schopenhauerin jetzt mit hereinbrächten. Und es geſchah ſo, wie ſie ſich vorgenommen.

„Was war denn?“ fragte Frau Rat ernſt, als die Mädchen wieder eintraten.

Röſe errötete und flüſterte ihrer Mutter etwas ins Ohr.

Der junge Thon fand, daß die beiden Mädchen ſeit einiger Zeit von einer merkwürdigen Unruhe befallen waren. Es war ihm, als müſſe er mit Röſe ein feierliches, großes Wort reden.

Eine Bangigkeit überfiel ihn. Liebte ſie ihn auch wirklich? War er ihrer ſicher?

Die beiden Mädchen hielten ſich, während ſie ganz vernünftig und liebenswürdig ſprachen, unter dem Tiſch an den Händen feſt.

„Heut wär' eine ſchöne Nacht für meinen Fuchs!“ dachte der junge Thon mitten in ſeinem Herzensrauſch. Er hat bereits geſtern die halbe Nacht platt auf dem Bauche vergeblich vor dem Fuchsbau gelegen und ſieht ſich ſchon, wie er an der nur ihm bekannten Stelle abermals auf den Fuchs paßt. Er hört im Geiſte die knoſpenden Bäume über ſich rauſchen, fühlt wohltätig den kühlenden, weichen Sturm. Und das Lauern, das ſcharfe Hinhorchen, — das Spannen, — die Naturlaute, die nachts hie und da geheimnisvoll auftauchen, — da wird's ihm wohl werden!

Die Gäſte empfehlen ſich zur Bürgerſtunde. Alle machen Frau Rat Kirſten Komplimente über das ſplendide Gaſtmahl, und Frau Geheimderat Thon drückt Röſe mütterlich zärtlich an ſich und flüſtert ihr etwas ins Ohr. Röſe errötet tief und küßt ein wenig zaghaft und verlegen die Hand ihrer künftigen Frau Schwiegermutter.

Und wieder iſt ſie durchſchauert von etwas Ungeahntem, Unbekanntem, als Ottokar Thon ihr zum Abſchied die Hand drückt, ſo erregt und bewegt, als wäre dieſer einfache Händedruck eine heilige Handlung.

Als alle fort waren, fällt ſie ihrer Mutter in die Arme und küßt ſie und lacht, und dabei glänzen ihr die Tränen in den Augen.

Die Mädchen müſſen noch mit aufräumen, alles an Ort und Stelle bringen; ſie ſind zu dieſem Behuf aus ihren weißen Kleidern in die grauen Ginghamalltagskleider geſchlüpft nnd wirtſchaften mit wahrem Feuer und ſo ordentlich und vernünftig, daß Frau Rat ihre Frende hat und bei ſich denkt: „Was für ein paar flinke Mädchen ſind ſie doch, pflichttreu und brav!"

„Jeſſes, Röſe," flüſtert Marie, „mach zu! Wenn du ſo trödelſt, wann denkſt dn denn, daß wir fortkommen?"

„Erſt müſſen doch alle im Bett ſein," ſagt Röſe bang, „was hilft's denn ſonſt? — Poltere doch nicht ſo!" Marie ging daraufhin auf den Fußſpitzen.

Drüben bei Thons war ſchon alles dunkel.

„Ach Gott!" brummte Marie, „weshalb dauert's denn bei uns ſo lang?"

Die Magd ſchlürfte noch draußen hernm; der Vater ſah nach dieſem und jenem; die Mntter ſchloß das geſpülte und geputzte Silberzeug in den Schrank.

Röſe beguckte ſich noch einmal nachdenklich die ſilbernen Füße und Hälſe der Faſanen.

Nach und nach zog aber auch in das Kirſtenſche Haus Dunkelheit und Nachtruhe ein.

Die beiden Mädchen waren hinauf in die Kammer geſchickt; die Magd, Vater nnd Mntter, jedes war ſchlafen gegangen, nnd keine Maus rührte ſich.

Es ſchlug elf Uhr. — Da war es, als wenn anf der dunklen Treppe ſich vorſichtig etwas bewege. Es knarrte eine Stufe; es huſchte und ſchlich etwas. Zwei Stimmen wiſperten vorſichtig. „Ach Gott im Himmel," ſagte Röſe tief erregt, dicht am Ohr Maries, „mir iſt's ordentlich angſt, — ſo 'was haben wir noch nie getan! Glaubſt du, daß der Vater bös wird?"

„Röſe," erwiderte Marie mit Herzklopfen und verhaltenem Atem, „jetzt iſt's zu ſpät! — Mach nur leiſe, — du trampelſt ja!"

„Na," murrte Röſe, „wenn das trampeln is! Gar nich!" Aber da krachte die alte Stufe ſo entſetzlich. Den beiden kam es wie ein Kanonenſchuß vor. — Sie ſtanden ganz ſtarr und hatten nicht den Mut, ſich wieder zu regen. — „Ach Gott!" klagte Marie.

Dann aber ſchlichen ſie langſam und vorſichtig weiter.

„Ich höre da draußen wen", brummte Herr Rat in ſeinen Kiſſen.

Frau Rat war ſchon am Einſchlafen und entgegnete undeutlich: „Der Wind; auch wohl die Katze."

Das leuchtete Herrn Rat ein, denn der Wind raſſelte draußen an den Dachrinnen, klirrte mit den Fenſterſcheiben, ſang und jodelte in den Schornſteinen. Es war eine wilde, ſtürmiſche Oſternacht. Zerriſſene Wolken fuhren über den Himmel.

Unten an der Haustür fingerten jetzt ein paar ängſtliche, zitternde Händchen vorſichtig, um den großen Haustürſchlüſſel geräuſchlos ins Schlüſſelloch zu ſtecken.

Röſe und Marie hatten dieſen Schlüſſel, pochenden Herzens, aus der Mutter Speiſekammer ſtibitzt.

Nun ſtanden ſie draußen, im Sturm aufatmend, und ſchauten mit ängſtlichen Blicken nach dem Fenſter oben. Sie ſeufzten beide tief, denn es war ihnen nicht geheuer zumute. Sie hätten's nicht tun ſollen! So heimlich fortzuſchleichen war das Rechte nicht, das fühlten ſie. Und ſie dachten beide mit einem Gefühl bangen Seelendrucks an Frau Geheimderat Thon, vor der ſie den denkbar größten Reſpekt hatten. Was die wohl dazu meinen würde?

„Donnerstag!" rief Röſe, „iſt das ein Wetter!"

Sie faßten ſich an den Händen und ließen ſich von dem Winde treiben. „Glaubſt du wirklich, daß es was gibt, wenn ſie's oben merken?" fragte Röſe.

Marie antwortete nicht. Der Wind hatte ihren wollenen Longschal gefaßt und sich darin verfangen.

„Weißt du," sagte sie nach einer Weile, „ich glaub' schon. Aber wenn alles gut ausgeht, und wir haben sie wirklich gesehen, und wir sagen's, dann — dann ..."

Der Wind nahm ihr den Atem.

Sie wollten nicht quer über den Markt laufen, sondern lieber gedeckt, wie die Diebe an den Häusern hin; und so eilten sie Hand in Hand vorwärts. Ihre engen Kleiderröcke flatterten wild im Westwinde; die Stirnlöckchen, selbst die schweren hängenden Zöpfe wehten und peitschten um sie her. „Diese Scheusäler!" brummte Röse, als ihr Maries Zopf übers Gesicht gefahren war.

Jetzt mußten sie am „Elefanten" vorbei. Aus der Gaststube schimmerte Licht in die Dunkelheit; es trat jemand aus der hellerleuchteten Torfahrt. Röse und Marie drückten sich atemlos, erschreckt in den Schatten an die Mauer. Dann liefen sie weiter, mit halb zugekniffenen Augen, weil der Sturm Sand und Staub aufrührte.

Das Wolkengeschiebe riß auseinander, und der Vollmond schaute auf einen Augenblick ungeheuer glänzend, als wäre er von den Wolken eben erst wieder blank gewischt worden, auf die dunkle, windgepeitschte Erde hinab.

„Gucke, der Mond!" bemerkte Röse im Rennen.

Als sie am Schlosse vorbei zur Burgmühle kamen und die Ilm nächtlich an ihnen dahinrauschte, blieben sie stehen und lauschten ins Dunkel hinaus.

Ihre Herzen hämmerten, ihre Wangen glühten; der Sturm hatte sie wie ein paar Rosenbüsche zerzaust.

„Die andern werden in der Fähre stecken," flüsterte Marie, „wenn sie uns nur nicht erschrecken!"

Ja, sie fürchteten sich sehr! Das grelle, plötzlich hervorbrechende und wieder verschwindende Mondlicht, die schweren, schwarzen Wolken, der Sturm, der in den hohen Bäumen

ſauſte, und dazwiſchen die unheimliche Stille, ohne menſchlichen Laut, nur von entferntem Hundegebell unterbrochen, das Kreiſchen der uralten, verroſteten Wetterfahne auf der Mühle, — alles bedrückte ſie!

Röſe verſuchte einen kleinen rhythmiſchen Pfiff, dem ähnlich, den der Wind vorhin durch die Wünſchengaſſe getragen hatte; aber er kam ſo zaghaft zuſtande, daß er wie ein Hauch verflog.

„Bis hierher wird ſie doch nicht kommen?“ fragte Marie kaum hörbar.

„Ach gar!“ wehrte Röſe mit geheucheltem Mute, und beide ſchmiegten ſich feſt aneinander.

„Sie ſitzen gewiß in der Fähre und ſchaukeln ſich“, meinte Marie. „Wir müſſen ein bißchen näher. Ob der Müller ihnen wohl die Fähre los gemacht hat?“

Sie gingen vorwärts, aber ſehr, ſehr langſam.

„Wie die Ilm rauſcht!“ ſagte Marie.

Jetzt pfiffen ſie beide. Budang würde erklärt haben: „Scheußlich falſch.“

„Oho!“ hörten ſie laut rufen.

Und es kam wirklich aus der Fähre. Es dauerte nur ein paar Augenblicke, da ſtanden ihre drei Freunde Budang, Horny und Ernſt Schiller vor ihnen.

„Trödelbüchſen!“ rief Budang, der Pudding.

„Gottlob, daß ihr da ſeid!“ ſagte Marie aufatmend.

Horny und Budang halfen den Mädchen auf die dunkle Fähre. Das Ilmwaſſer rauſchte und gluckſte um die groben Bretter und ſchien eine eiſige Kälte zu verbreiten.

Budang und Ernſt Schiller ſtießen vom Ufer, die Fähre zwiſchen den geteerten Tauen lenkend. Die vier Räder, woran die ſchweren Taue liefen, ſchnurrten; der Wind klappte und raſſelte damit. Röſe und Marie ſaßen aneinander gedrängt. Wie dünkte ihnen ihre alte gute Fähre heute ſonderbar und bedrohlich, einem Rieſenungetüm ähnelnd, dem man nicht

trauen durfte. Wie ſie über das klatſchende Waſſer ſchlich, wie ſie ſchwankte, ruckte und zuckte! Der Sturm erſchwerte die Überfahrt außerordentlich.

„Wie ſchaurig die Ilm ſein kann!“ wiſperte Röſe wieder, — — „ſo ſchwarz!“

Budang rief: „Na, ihr fürchtet euch wohl?“

Keine Antwort.

Die jungen Burſchen lachten nur kurz auf, denn ſie waren gerade dabei, die Fähre am andern Ufer anzulegen, und mußten aufpaſſen.

Beim Ausſteigen waren die Ratsmädchen noch immer ſchwer und bang geſtimmt. Alle miteinander ſchritten in einer Reihe den aufwärts führenden Weg hinan. Den breit ausladenden Weſtwind hatten ſie jetzt in der Seite. Man konnte ſich ordentlich dagegen ſtemmen. Der Mond war einmal wieder hinter den Wolken verſchwunden, die Dunkelheit pechſchwarz.

Röſe fragte Budang zaghaft bittend: „Einhäkeln?“

„Ja, aber ſo ſchwer mußt du dich nicht wieder machen!“

„Budang,“ kam es ſchüchtern von Röſes Lippen, „in der Oſternacht da ſtehen die Toten aus ihren Gräbern auf.“

Marie, die ſich an Röſe hielt, fuhr zuſammen.

„Nu ja,“ meinte Budang kaltblütig, „deshalb gerade, denke ich, gehen wir doch!“

Tiefe Stille.

Marie ergänzte Röſes Wiſſen: „Und die Tiere ſprechen miteinander nnd die Sonne tanzt, wenn ſie aufgeht!“ Es durchrieſelte ſie ſelbſt bei ihren Worten.

„Ach Budang,“ begann Röſe wieder, „es gibt ſo fürchterliche Dinge! Am Tage denkt man nicht daran, aber nachts, da ſieht alles ſo wie in einer alten ſchrecklichen Geſchichte aus. Weißt du von dem Fährmann, der die Toten über ein großes ſchwarzes Waſſer ſetzte; — ſo wie wir vorhin, fuhren ſie von allem fort, was ſie kennen nnd was ſie lieb haben. — So hat

es gewiß gerauſcht, — und ſo kalt wird's geweſen ſein, und die Taue haben ſo geklappt, und die Räder geſchnurrt; und alles pechſchwarz, Sturm, nie wieder Sonnenſchein! — Und da haben ſie auch ſo auf der Bank geſeſſen und ſich gefürchtet — und ſind auf Nimmerwiederſehen fortgefahren! — Budang, wie mir die Göchhauſen leid tut! — Glaubſt du denn wirklich, daß ſie kommt? Und wie iſt's denn nur, daß ſie gerade kommt, und die andern nicht? — — Ach, Budang, wer ſo was wiſſen könnte! Ob ſie wohl recht unglücklich iſt?"

Marie bemerkte zu Ernſt Schiller: „Und daß ſie wie aus einer Flaſche ſpricht, — ſo fiept, — das iſt gräßlich!"

Sie gingen jetzt durch die breite Allee von Kaſtanien, alle Hand in Hand.

Der Wind ſchlug die Zweige mit den dicken, glänzenden Blätterknoſpen aneinander; es klappte und ſauſte, und über die kahlen Felder kam es unheimlich angebrauſt.

Röſe wiſperte: „Kahle Bäume ſind die Gerippe, und die Blätter werden erſt das Fleiſch daran." Dabei hielt ſie ſich an Budang feſt vor Grauen. Und Marie flüſterte bebend: „Pfui Röſe!"

„Jetzt haben wir's," ſagte Budang, „jetzt fürchten die ſich!"

Aber ſonderbar, ſie gingen alle etwas aneinander gedrängt; ganz geheuer war es keinem von der Geſellſchaft zumute.

„Ich weiß noch gar nicht, wie das werden wird, wenn ſie wirklich kommen ſollte! Was machen wir denn da mit Röſe und Marie —?" meinte Ernſt Schiller.

Röſe ließ ihn nicht ausſprechen: „Da ſei du nur ohne Sorge, wenn es darauf ankommt, fürchte ich mich gar nicht! — Ich rede ſie an!"

„Oho," rief Budang, „ihr wißt, daß ihr nicht prahlen ſollt!"

„Budang," zürnte Röſe, „das geht jetzt nicht mehr, ſo darfſt du uns nicht behandeln! — Weißt du, wir ſind ſo gut wie verlobte Mädchen!"

„Jawohl," antwortete Budang halb ironiſch, halb ärgerlich, „laß die dummen Witze!"

Röſe fuhr empört auf. „Nein, jetzt glaubt er's nicht! — Haben wir je gelogen?"

Die ganze Karawane ſtockte mit einem Ruck. Sie ſtanden alle zuſammengedrängt wie in einem Neſt, und der Wind ſchnob um ſie her und trieb ſie noch näher zueinander.

„Beide?" fragte eine ſonderbare Stimme, von der niemand ſogleich wußte, wem ſie angehörte. Sie klang ſo fremd, ſo unterdrückt, als wenn der Frühlingsſturm ſelbſt mit einemmal eine leiſe, ängſtliche Frage getan hätte.

Franz Horny ſah beim grellen Mondlicht eine ſonderbare Veränderung in dem Geſichte ſeines Freundes Ernſt Schiller.

Ja, er und Ernſt Schiller hatten mit den beiden Mädchen Götzendienſt getrieben; für ſie gab es nichts Schöneres, nichts Lieblicheres als dieſe Geſchöpfe. Aber Horny war kühlen Herzens geblieben, ſein ganzes Jugendfeuer gehörte ſeiner Kunſt. Und nun fragte er ruhig, wenn auch ſeines Freundes wegen innerlich erregt: „Beide?"

„Nein", ſagte Marie, „nur Röſe; aber ſie darf's ja noch nicht ſagen!"

„Nun, — weshalb ſagſt du dann: beide?"

„Ich weiß nicht", meinte Röſe beſchämt. Da hatten ſie ſie doch auf einer Lüge ertappt, die Bengel!

Es war ihr aber ſo entwiſcht, weil noch nie eine etwas gehabt hatte, was die andre nicht auch beſaß. Es mochte ihr neu ſein, daß ſie Einzelweſen waren. Es verdutzte ſie völlig. Beide gehörten ſo eng zuſammen. Sie waren ſogar merkwürdigerweiſe in ein und demſelben Jahre geboren, als gute Kameraden ſo ganz nah aufeinander gefolgt; das wiſſen wir ja.

Im Webicht peitſchte der Wind das Geſtrüpp der Büſche durcheinander. Er ſauſte durch die Tauſende ſchlanker Ruten und Zweige, wie durch ein Rieſenſieb.

Ein Schrei von einem Käuzchen! Fern brömſelte ein andres ſchwatzend und klagend, frühlingshaft ſpitz und grell vor ſich hin. Auch ein Liebespärchen, das ſich lockte und ſchalt, koſte und ſich beklagte!

Wenn man genau hinhörte, ſiepte und klatſchte es da und dort: unbeſtimmbare Nachtlaute. Ganz fern ein Vogelaufkreiſchen!

„Guten Appetit!" ſagte Horny, „da iſt einer über eure Faſanen gekommen, — vielleicht ein Fuchs."

„Wie waren ſie denn?" fragte Budang, der an Röſes Verlobungsgeſchichte nicht glauben wollte und ſich doch nicht recht zu fragen getraute.

„Gut", ſagte Röſe. „Sie hatten auch ſilberne Köpfe und ſilberne Füße aufgeſteckt bekommen. Sie ſahen herrlich aus."

Die Karawane ſetzte ſich wieder in Bewegung, jetzt ganz ſtill.

Röſes Verlobung lag über allen wie etwas Unbegreifliches.

„Röſe," wagte Budang nach einer Weile ſich zu erkundigen, „iſt denn deine Verlobung wirklich wahr?"

„Ja, Budang."

„Mit dem Thon, der euch die Faſanen geſchickt hat?"

„Ja."

„Herr Gott!" ſagte Budang, „glaubt der, daß du eine vernünftige Perſon biſt? Tuſt du's denn freiwillig? Verlobſt du dich denn gern? Ich begreif's nicht! Wieviel jünger biſt du denn als ich?"

„Anderthalb Jahr", gab Röſe wie im Examen Auskunft.

„Stell' dir vor," fuhr Budang fort, „wenn ich mich in anderthalb Jahren verheiraten wollte. — Lächerlich!"

„Ja", beſtätigte Röſe aufrichtig.

„Und du weißt's, daß du verlobt bist, — seit heute erst, — und du bist doch mitgerannt! — — Du bist aber gedankenlos. Da muß man doch, dächt' ich, ganz erschüttert sein?"

„Ach," meinte Röse betreten, „ich bin ja auch noch nicht ganz verlobt! — Und glaubst du etwa, ich denk' nicht immer dran? — Immer! — — Nein, weißt du, mir ist's auch viel lieber, daß ich mit euch hier renne; zu Haus war mir's manchmal ganz angst und bange vor Glück."

„Weiß denn der Thon, daß du hier mitläufst?"

„Nein."

„Na, mir scheint, du denkst wirklich über gar nichts nach! Wie bist du nur!"

„Ach geh!" wehrte Röse ab.

Der Sturm hatte nachgelassen.

Sie bogen jetzt ins Dorf ein.

Die Kirchturmuhr schlug zwölf: die Geisterstunde!

„Da kommen wir ja gerade recht", meinte Horny.

Marie tat einen tiefen Seufzer. „Wenn ihr so sprecht, geh' ich wenigstens nicht mit", protestierte sie leise, aber heftig.

„So seid ihr Mädchen: ‚Wasch mich, mach mich aber nicht naß!'" rief Budang. „Ich habe es immer gesagt, Röse und Marie denken nicht; sie tun's nur!"

„Nein," sagte Röse, „da irrst du dich!"

Sie gingen jetzt auf einem schmalen Wege, der an der Ilm vorüberführt. Und die Ilm gluckste und rauschte auch hier geheimnisvoll nächtlich, und der Wind pfiff noch gespenstischer durch die riesig hohen Ulmen. „Wenn sie hier käme," flüsterte Marie zitternd, „da könnten wir doch nirgends ausweichen, — so zwischen der Mauer und der Ilm. — — — Ich stürb' auf der Stelle, wenn sie mich anfaßte!"

„Fällt ihr nicht ein," zürnte Budang; „wie soll sie darauf kommen, dich anzufassen? Schließlich war sie doch eine vornehme Dame, und die wird sich doch nicht im Grabe solche Handgreiflichkeiten angewöhnt haben!"

„Laß doch," meinte Ernſt Schiller, „ſie mag das nicht hören!"

Marie war jetzt im Grund ihres Herzens tief erregt; das nächtliche Ausreißen von daheim, die dumpfe Sorge, daß ſie doch etwas Unrechtes täten, das ſchauerliche Ziel, die vermutliche Nähe des Entſetzlichen, — all das hatte ſie überwältigt, und ſie brach in Tränen aus.

Seele und Körper erſchauerten ihr. Sie ſuchte eine Stütze; Röſes Hals umklammernd, weinte ſie bitterlich.

„Marie," ſchalt Budang, „ſei doch vernünftig!"

Die drei Freunde ſtanden um die Ratsmädchen her und wußten nicht, was beginnen.

„Laßt ſie nur!" ſagte Röſe. Und beide Mädchen ſteckten ihre blonden Köpfe ganz dicht zuſammen, und die jungen Körper ſchmiegten ſich feſt einer an den andern.

Der Mond ſchien hell über ſie hin.

„Röſe," bat Marie ſchluchzend, „nicht wahr du, wir verlaſſen uns doch nicht?"

„Nein," ſagte Röſe, „gewiß nicht."

„Die arme Göchhauſen!" ſchluchzte Marie wieder, „wie muß der zumute ſein! — Und wie ſchrecklich, daß ſich die Leute ſo vor ihr fürchten!"

„Wir wollen ſie anreden", ermutigte Röſe, „und wollen ſie fragen. Vielleicht können wir ihr helfen. Komm Marie!"

Die guten Herzen der beiden überwanden das Grauen.

Sie hielten ſich noch eine Weile umſchlungen, während Röſe leicht beſchwichtigend auf Maries Rücken klopfte. „Nun gehen wir weiter", ſagten ſie dann, und ſie hingen ſich wieder ein in die Arme ihrer Freunde.

„Der Mond hat ſich wieder verſteckt", meinte Marie bedenklich.

In der großen, tiefen Stille, die durch kein Geräuſch geſtört war, nur die Ilm plätſcherte, und der Wind fuhr durch die Baumkronen, da hörten ſie etwas! — Was war das?

Sie befanden ſich noch auf dem ſchmalen Weg. — Von fern ein Scharren, — ein Laufen, — ein Huſchen, — Schritte, — aber merkwürdige Schritte, — in Sätzen, — etwas ganz Unvermutetes, Unvernünftiges, Menſchenunwürdiges!

Sie ſtanden alle bewegungslos, lautlos.

Wenn ſie das wäre, ſo wär's grauenhaft, ſo ein unwürdiges Hupfen und Huſchen!

Ihre Herzen klopften zum Zerſpringen. Es kam näher, — grad auf dem Wege kam es auf ſie zu, — näher, — immer näher, auf dürren Blättern gehend, dann hopſend! Ja, wenn ſie das wirklich wäre, dann überſtiegen dieſe Laute alle Phantaſie! Der entſetzlichſte Kobold hätte nicht widerſinniger rennen, hüpfen, und ſtehen bleiben können, als es das tat, was da ankam! — Und zu denken, daß dieſe arme Seele eine vornehme, geiſtreiche Hofdame war, wenn auch mit einem etwas boshaften Mundwerk geſegnet und mit einem Buckel! — Ein Menſch! Eine Hofdame!! — ſo herunter-gekommen, ſo urweltlich ſich aufführend, — ſo ungeheuerlich!

Die junge, ſtarke Phantaſie der fünf Nachtwandler wurde mächtig beſtürmt. Sie ſtanden wie Schatten an die Garten-mauer angedrückt, — totenſtill. Wie mußte erſt das Aus-ſehen des Spukes ſein, nach ſolchen Lauten! — Sie hatten ſich alle eine unbeſtimmte Vorſtellung von der Begegnung mit der Göchhauſen gemacht, etwas Geiſterhaftes — Nebel-haftes — Huſchendes — Fiependes, — und daß ſie wie aus einer Flaſche ſprechen würde; aber nicht ſo — um Gottes willen nicht ſo!

Der Mond war hinter eine zerfetzte Wolke gekrochen, deren Ränder verſilbernd.

Da ſahen ſie ſich etwas bewegen, — etwas Ungeſtaltes, Niederes; — es glühten zwei Augen, da war gar kein Zweifel, — und zwei unbegreifliche, wackelnde Hörner zeigten ſich und hoben ſich geſpenſtig vom dunklen Hintergrund ab! Dieſe wackelnden Hörner, was ſollten die? Was wollten die?

Röſe und Marie waren gelähmt vor Entſetzen.

Da mit einemmal ein Zappeln, ein Strampfen, ein Bocken und Stampfen, und wie aus einer Trompete, ein urweltlicher, ſcheußlicher Ton, und — ein Gelächter! Budang war's, der lachte.

Der Mond hatte ſich jetzt durch ſeine Wolken gearbeitet und beleuchtete — ein kleines, graues Ungetüm, das verdutzt auf vier hohen, ſparrigen Beinen ſtand und ſeinen Rieſenkopf mit ſeinen Rieſenohren vor ſich hin ſtreckte und horchte.

„Jeſſes, ein junger Eſel!" rief Röſe erlöſt.

Durch die Stimmen erſchreckt, machte das kleine junge Scheuſal hopſend und ſtolpernd kehrt und jagte wieder mit vorgeſtrecktem Kopf in die Nacht und in den Park hinein.

„Weiß Gott," ſagte Budang, „das war der kleine ‚Muffel', der iſt dem Pächter entwiſcht!"

Sie blieben alle ſtill und betreten, als müſſe noch was kommen; zu einem wirklichen herzhaften Gelächter brachten ſie es nicht. Es lag etwas in der Luft, ſo etwas Rauſchendes, — Werdendes, — ſo etwas Banges, Wehes. — Auf Windesflügeln fuhr es durch die hohen Bäume und ſauſte ſchwer über die uralte Erde hin; es klopfte und pochte überall an, an die ſchwellenden Knoſpen, an die Herzen, an die Gräber, — denn es war heilige Oſternacht, wo die Toten auferſtehen!

Fern fiepte es wieder: Fledermäuschen, — Käuzchen, — verliebtes Nachtgetier.

Jetzt zogen ſie über die großen, weiten Parkwieſen. Die Schritte waren unhörbar auf dem mooſigen Raſenboden. Eine moderige Feuchtigkeit ſtieg auf.

Sie gingen immer noch in einer Reihe Hand in Hand.

„Iſt's wahr," erkundigte ſich Röſe bang, „daß vor Goethes Gartenhaus alle Morgen gekehrt wurde? Daß ein wunderſchönes Mädchen dort gekehrt hat? — Glaubt ihr das?"

Sie unterhielten ſich alle mit halber Stimme. Die Wucht der ſtürmiſchen, feuchten Frühlingsnacht lag über ihnen.

Marie ſagte leiſe: „Goethe hat das Mädchen ſelbſt einmal geſehen; die Schopenhauern hat's erzählt, und die weiß auch, wer's geweſen iſt. Beim erſten Morgenſchimmer hat er das Mädchen getroffen, wie ſie gekehrt hat, — und da hat ſie aufgeſchrien wie eine arme Seele und iſt zuſammengeſunken wie ein Wiſch; und eine alte Frau, die wie ein Schatten war, hat ſie mit ſich genommen und hat etwas gemurmelt, wie: ‚Ach, wenn ma auch immer alleinig is!' Dann ſind ſie nie wiedergekommen, und das Kehren war aus!"

Dieſe erſchütternde Erzählung ſtieß auf einigen Unglauben. — „Ja, wißt ihr denn das nicht?" rief Marie unwillig, „Goethe hat der Schopenhauern geſagt, daß das nicht das einzige Mal geweſen iſt, daß er das Mädchen geſehen hat. Wenn er in ſeinem Zimmer bei der Arbeit ſaß, hat es ſich ihm manchmal ſo zart an die Seite gedrängt, — ſo wie ein Kätzchen, — oder wie ein Mädchen, das ihn lieb hatte und für ihn geſtorben iſt. Einmal hat er auch, als es wieder ſo kam, einen ganz feinen Arm geſehen, der ſich über ſeine Bruſt ſpannte, — nur einen Arm und eine Hand. Und wenn er in der Dämmerung in ſeinem Garten ging, da ſoll etwas neben ihm aufgetaucht ſein, etwas Unbeſtimmtes. Es haben's auch andre Leute geſehen und ſind davor erſchrocken. Ja, es war oft jemand unſichtbar um ihn, der ihn übermenſchlich liebte! Und der Schopenhauern hat er erzählt, daß kein Gefühl je dem gleichgekommen iſt und ihn ſo übermannt hat, wie der Schauer, wenn das Wunderſame bei ihm geweſen ſei. Und an dem Morgen, an dem er das ſchöne Mädchen kehren geſehen hat, da ſoll er ganz verſtört geweſen ſein!"

Mit dem Kehren ſchien es alſo doch ſeine Richtigkeit zu haben; alle unterhielten ſich weiter über geheimnisvolle Dinge. Jeder hatte etwas zu erzählen.

Röſe wußte von einem Kobolde, der den Leuten beim Umzug als Feder nachfliegt und im neuen Hauſe wieder mit einzieht; die Beutlersleute, die über Kirſtens wohnten, kannten

einen Kobold in ihrer Familie, der auf Spinnenbeinen ging und eine Zipfelmütze trug. — Im alten Rattenneſte Weimar ſpukte es zu jener Zeit noch recht kräftig. Da gab es keinen Kreuzweg und kaum eine Wegesbiegung, wo nicht irgend etwas nächtlich hockte und ſein Weſen trieb, und kein altes Haus, in dem es ganz einfach geheuer war, und keine adelige Familie, die nicht gerade ſo wie ihr altes Familienſilber ihren alten Familienſpuk beſaß. Das heißt, auf den Familienſpuk war bei weitem ſicherer, als auf das Familienſilber zu rechnen.

Und ſo ſtrichen unſre fünf im nächtlichen Grauen auf den einſamen Parkwieſen hin und her und betraten nun mit abermals klopfendem Herzen die dunkelſten, geheimnisvollſten, überwachſenen, feuchten Wege an der Ilm, um trotz allem der geſpenſtiſchen Hofdame zu begegnen, denn gerade dort, hieß es allgemein, ſollte ſie ſpuken.

Die Kameraden ſprachen zwar nach der Eſelbegegnung ziemlich von oben herab von dieſen Dingen, waren aber wiederum um nichts weniger eifrig und weniger erregt, als unſre Ratsmädchen. Jetzt gingen ſie über die Borkenbrücke und verſuchten ihr Glück und ihr Grauen am jenſeitigen Ufer. Da führte der Weg an einem mit Bäumen und Büſchen beſtandenen Abhange hin, und kaum waren ſie hier eine Strecke in tiefem Schweigen geſchlichen, — denn es war eine ſo feuchte, monddurchſchienene Einſamkeit, als wäre jahrhundertelang hier niemand gegangen, — da ſtanden ſie alle mit einem Schlage wie gebannt!

Nahe, — in ihrer allernächſter Nähe, hatte jemand aufgeſtöhnt, und ſie hatten alle deutlich gehört, wie etwas, das in den Büſchen ſteckte, ſo recht verbiſſen und verzweifelt zwiſchen den Zähnen „verdammt"! gezi[illegible]cht hatte. „Verdammt"! deutlich „verdammt"! nichts weiter, und dann wieder tiefe, tiefe Stille auf allen Seiten.

„Das is ſie aber!" flüſterte Röſe ſchaudernd.

Alle hielten den Atem an und horchten.

Das Einſame, Verlaſſene, Geheimnisvolle in den Büſchen ſchien indeſſen auch zu horchen.

Totenſtille!

Die Geiſterſucher warteten, ob ſich's nicht wieder regen würde, — denn da war etwas, — das war ſicher!

Sie fühlten die Nähe eines fremden Weſens; ſie ſtanden wie die Bildſäulen ſo ſtarr, — ganz Erwartung! Dasjenige, das in den Büſchen auf ſo ſonderbare Weiſe „verdammt"! geſagt hatte, mußte ſicherlich in Verwunderung geraten ſein, was mit den vielen Schritten, die es doch kommen gehört hatte, geworden ſei.

Jetzt aber, — was war das? — Ein Fiepen, ein jämmerliches, ſonderbares Fiepen, als ſinge ein Waſſerkeſſel, oder quietſche ein Wägelchen, oder auch als wimmere ein Hund unter ganz beſonderen Umſtänden!

Es war ein ganz merkwürdiger Ton! Allen ſchien es durchaus nicht unmöglich, daß ſie es wäre, denn daß ſie fiepe, oder wie durch eine Flaſche rede, hatten ſie ja gewußt!

Das war das Entſetzliche!

Der Mond ſchien dämmernd hell; hell genug, um das, was im Gebüſch ſteckte, zu erkennen, falls es ſich hervorwagte.

Dadurch merkwürdig ermutigt und wie von Jagdeifer gepackt, mahnte Röſe: „So kommt doch!" Und ſie war's, die ſich wieder auf die Beine machte, ohne auf die andern zu achten, die ihr ſchleichend folgten.

So ging's den kleinen Abhang ein wenig hinan; einige Schritte, mit klopfendem Herzen und ſtockendem Atem. — Dann ein gewaltiges Raſcheln im dichten Gebüſch, — ein furchtbarer Schrei, — ein Springen, — ein heiſerer Laut, — und im Mondlichte ſahen ſie, wie Röſe von einem großen, dunklen Mantel umfangen wurde. — Ein ungeheurer Schreck! — Etwas ſo Unbegreifliches! Schauervolles!

Marie ſchrie verzweifelt auf.

„Ruhig, — ruhig!“ ſagte eine erregte Stimme. „Was macht ihr denn hier? Röſe, um Gottes willen, wie kommſt du hierher?“

Von Röſe hörte man kein Sterbenswort; aber ſie ſchien zu flüſtern und war immer noch in dem großen Mantel verſchwunden. Und jetzt, — ein zarter, zarter Frühlingslaut, — ſo ſüß, ſo wunderlich, — ein Laut wie ein Kuß!

„Herr Gott, der Thon!“ rief Marie ganz überwältigt. „Der lag hier auf der Fuchspaſſe!“ Das nicht gerade jagdgemäße Wort hatte ſich ihr im Schreck und in der Überraſchung gebildet.

Da ſprang auch ſchon Thons Hund, dem er im Ärger und in der Erregung über die geheimnisvollen nächtlichen Schritte, die ihm den Fuchs verſcheuchten, die Schnauze zugehalten hatte, wedelnd an Marie in die Höhe.

„Ja, der Thon!“ antwortete der Geheimnisvolle bewegt, erſchüttert, doch auch unwillig aus dem großen, dunklen Mantel heraus. — „Was fällt euch denn ein?“

„Ich hab's ihm ſchon erzählt,“ ſagte Röſe betreten, „daß wir ausgeriſſen ſind.“

„Ja aber,“ meinte Budang in ſeiner offenen Weiſe, „ſie ſind ja mit uns; — und wenn wir dabei ſind, dürfen ſie alles! — Frau Rat hat es ihnen ein für allemal erlaubt.“

Der junge Adjutant mußte über die Ehrenwache, die die beiden Mädchen hatten, lächeln.

In den wenigen Worten Budangs lag jedoch ſo eine überzeugende Vortrefflichkeit, — ſo eine unantaſtbare Treuherzigkeit, — daß jedes weitere Wort, jeder Unwille und jedes Mißtrauen abgeſchnitten waren. Der Adjutant ſchüttelte Budang die Hand und begrüßte die beiden andern, währenddem er ſeine junge Braut nicht aus dem Arme ließ.

„Alſo die Göchhauſen wollteſt du ſehen? — Für ſo etwas hatteſt du alſo doch noch Raum?“

„Und Sie," flüsterte Röse bedrängt und zaghaft — „lagen da doch des Fuchses wegen?"

„Ja, mein Herz, — weil ich's daheim nicht aushalten konnte. — Was denkst du denn? Da ist die Welt zu enge!"

„Ja," sagte Röse leise, „deshalb war ich eben auch hier."

Und nun gingen sie alle miteinander und brachten die leichtsinnigen Dinger, die Ratsmädchen, heim in die Wünschengasse.

Unterwegs erzählte Röse ihrem Bräutigam von ihren Kameraden, — wie gut sie immer wären, wie lustig, wie treu, und was sie alles von ihnen gelernt hätte, besonders von Budang.

Sie schüttete ihrem Bräutigam ihr ganzes Herz aus, das voller Liebe und Freundschaft war, voller Anhänglichkeit, — und erzählte alle möglichen dummen und lustigen Streiche.

Er mußte in aller Eile alles wissen. Und sie bat ihn, auch ihre Kameraden lieb zu haben. „Sie sind so gut, so klug! Solche gibt's nicht wieder!" rief sie.

Und er hörte ihr glücklich lächelnd zu.

Das war Frühlingsreinheit, — Frühlingszartheit, — Frühlingswonne!

Der Wind hatte sich gelegt, und der Mond schien hell.

Viele, viele Jahre sind vergangen. — Die Jugend vieler Millionen Menschen ist verweht. — Es ist alles anders geworden.

Röse ist nun eine alte Frau. — Was das Leben ihr gab, hat es ihr längst wieder genommen. Sie hat alle Freuden genossen und alle Freuden mit Leiden gezahlt — nach Menschenart. Sie ist unendlich geduldig geworden. Sie kennt alles und weiß alles. Sie hat alles sich wiederholen sehen, immer von neuem. — Sie ist gut, still und heiter und lebt in sich selbst. Hier, nur in sich selbst, findet sie die schöne, alte Welt, die ihr so lieb ist, so heimisch, — sonst nirgends!

Fremde Geſichter ſind um ſie, und man ſpricht von fremden Dingen, die ſie nichts angehen.

Ein Sehnen wie nach einer verlorenen Heimat ergreift ſie oft, — aber da iſt nichts zu machen. Alles iſt unerbittlich, was geſchieht.

Geduldig werden, — geduldig werden, — geduldig werden! darauf läuft's hinaus.

Jetzt iſt ſie ſchwer krank. Von lieben Menſchen wird ſie gepflegt. Ihre Enkelin iſt bei ihr am Bette.

Draußen Frühlingsdämmerung und wieder einmal weicher Sturm, der breit durch die Straßen fährt.

Die alte Frau träumt und ſpinnt an ihren Gedanken.

Da, — was iſt das?

Der Sturm trägt wie auf Flügeln einen rhythmiſch munteren Pfiff zu ihrem Fenſter herauf; ganz wie damals in der Wünſchengaſſe, als ſie beim Faſaneneſſen ſaßen.

„Das iſt er, wie vor ſechzig Jahren!" ſagt ſie leiſe bewegt zu ihrer Enkelin, — „das iſt Budang!" Und wie ein milder Glanz geht es über das Geſicht der Greiſin. — „Das iſt er!" nickt ſie träumeriſch.

„Siehſt du, ſo pfiff er immer, der Budang, wenn er uns abholen wollte; ſo pfiff er, wenn er wiſſen wollte, ob der Vater nicht mehr daheim ſei, und ob er mit den beiden andern heraufkommen dürfe!"

Da tut ſich die Tür auf. Der kleine Geheimrat tritt ein, in tadelloſem Anzuge, blütenweiß und rabenſchwarz; ſo tadellos, daß es ſofort als etwas Beſonderes auffällt. Seine lebendigen Augen blicken voll Sorge und lebendiger Liebe. Seine ſilberweißen Locken liegen ihm wie eine helle Wolke über der Stirn. Die Krankenſtube wird heller durch ihn. Er hat eine Art geiſtvoller Grazie in Blick und Bewegung und frägt lebhaft und heiter: „Wie geht's der Röſe?"

Röſe ſtreckt ihm die feine Hand entgegen.

„Goullon," ſagt ſie bewegt mit hellen Tränen im Auge, „du kannſt ja noch deinen Pfiff!"

„Gelt," antwortete der Geheimrat, „das freut dich?"

Dann ſaßen die beiden Alten zuſammen und plauderten und machten miteinander einen weiten, — weiten Ausflug in die gute alte Zeit.

Und das war die beſte Medizin.

Es war das vierte Mal heute, daß er herauf zu ſeiner alten Freundin in Sorgen und Bangen kam; — aber zuletzt, da hatte er's gefunden, was ihr wohl tat.

„Gott ſegne dich," ſagte Röſe, „du lieber Menſch, — du treuer Menſch!"

Ja, treu waren ſie ihr Lebtag einander geweſen, — treu in großer, ſtarker Freundſchaft.

Das dritte Ratsmädel

Die Ratsmädel hatten noch eine Schweſter; eine Schweſter, die ſie wunderbarerweiſe gar nicht kannten. Sie hatten ſchon als Kinder oft in der Dämmerung ſich von ihr unterhalten, wenn der Schnee fiel und ſie daheim ſtill in der Familienſtube ſtecken mußten. — So eine unbekannte Schweſter zu haben, draußen in der weiten, unbekannten Welt, war doch etwas höchſt Merkwürdiges!

Sie hatten von jeher gern von dieſer Schweſter geſprochen; es war ihnen dabei zumute geweſen, als erzählten ſie ſich Märchen.

Ja, und draußen mußte der Wind gehen und Schnee fallen! Sie mußten in der Dämmerung ſitzen, und niemand durfte ſie beachten; dann kam die Schweſter dran, und ſie unterhielten ſich darüber, wie dieſe wohl ausſehen könne.

Sie war um fünf Jahre älter als Röſe und war die Tochter aus des Vaters erſter Ehe, und nach ihrer Mutter Tode von ihrer Großmutter mit nach München genommen worden. Als darauf Herr Rat zum zweitenmal heiratete, hatte die Großmutter ihre Enkelin ganz bei ſich behalten.

Dann vergingen viele Jahre, und als die Schweſter Barbara ſchreiben gelernt hatte, ſchrieb ſie pflichtſchuldigſt aus dem fernen München alle Weihnachten an den Herrn Vater und die Frau Mutter nach Weimar.

Dieſen Brief laſen die Ratsmädchen jedesmal mit wunderlichem Schauer.

Einmal ſchrieb auch die Großmutter.

„Hochverehrend liebenswerteſter Herr Sohn!

Ihr liebs Schreiben hat mich ſehr glücklich gemacht, woraus ich ſah, daß es Ihm und der Frau und den guten Kindern wohl

und gut geht. Auch bei uns fehlt nix. Man wird ein altes Möbel, das heißt, um von mir zu reden. — Waberl wird groß. Sie tritt die Kindsschuh aus. — Kurios, was für ein ruhiges Mädel sie immer war. Grad als wenn meine geliebte Tochter in Gott sie für ihre alte Mutter in Voraussicht so geboren hätte.

Herr Sohn, ich hab' gar keine Not mit ihr g'habt, das müßt' ich lügen.

Hinter der großen Frauenkirche, da haben wir seit Jahresfrist jetzt unser Quartier.

So eine große Kirche habt ihr sicher nit in eurer Stadt.

Wabi sagt: ‚Wie eine große, dunkle Wolke steht sie auf dem kleinen Platz und verfinstert die Häuser.'

Sie wirft ihren Schatten auch über unser Haus. Aber es ißt doch gut wohnen. — Fünf Fenster in Front, drei Fenster die große Stub und zwei Fenster die Schlafstub, dazu Alkoven, ein kleines, schwarzes Küchl, Holzleg und Speicher. Kurz, alles, was der Mensch braucht — und das Glockengeläute obendrein.

Das weckt uns schon um fünf Uhr des Morgens. Das ißt ein Geläut, Herr Sohn, wie zum Jüngsten Gericht.

Mein Hausgeist ißt ein frommes Kind.

Herr Sohn mögen mir nit zürnen.

Die Großmutter meint, es wär' ein bisserl zu fromm geraten. Es thut's der Großmutter nit gleich an Lebenslust. Die Großmutter hält das Leben vor eine recht hübsche Sach und wäre dabei allerhand noch mitzunehmen, was sich bietet, wie ißt Kommödi und Aufzüg, wenn zu sehen sind, und ein Gang zu guten Freunden, und ein gut Obst und ein gut Bier. Gottes Gaben sind verschiedenerlei.

Waberl hingegen scheint zu meinen: ‚Nur das Himmelreich ißt gut.'

Herr Sohn mögen mir nit zürnen, ich hab' sie allweil

aufgemuntert, aber genutzt hat's nix, ſie ißt wie ſie ißt. Und eine alte Frau weiß, daß an einem Menſchen nit viel zu ſchiegen und zu richten ißt. Sie laufen einher, wie der Herr Gott ſie in ſeiner Laune gemacht hat.

Aber der Herr Sohn verſpricht mir, ſowie ich alte Frau daß Zeitliche geſegnet habe, das Kind zu ſich zu nehmen, damit es ihm nit in das Kloſter eſchappiert. Sie trägt das Bildnis der heiligen Jungfrau an einem Schnürl um den Hals, was bedeutet, daß ſie beſonders dem Schutz der heiligen Jungfrau anvertraut iſt.

Das ißt ſo eine Sach bei den Schweſtern, von denen ſie unterrichtet wurde. Sie ißt halt brav und fleißig geweſen, aber ich mein' ſchon, das Bildl un die Schweſtern haben ſie den weltlichen Dingen entrückt.

Um noch etwas Beſunders zu erwähnen: Sie hat eine Gabe an ſich, die mir wohl und auch nit wohl gefällt. Sie hat eine geſegnete Hand. Und das ißt ſo gekommen: Ein Kindel in unſerm Haus hatte die Fraiſen und war gottserbärmlich geplagt. Zufällig hat die Waben das Kindel in die Arme bekommen und hat's umhertragen un geſtreichelt un die Fraiſen ſind weggeweſen wie weggeblaſen und wenn's wieder kommen ſind, da haben die Leut in ihrer Angſt nach der Waben geſchickt — dann hat's ſich rumgeredet und es ſind welche kommen mit einem Mäderl, das den Rotlauf hatte, und Waberl hat's geſtrichen und geliebkoſt, und auch das Mäderl ißt geſund worden.

Und wenn wir jetzt beieinand ſitzen und ſpinnen oder Wäſche flicken, da klopft's hin und wieder an die Thür und es kommt eins herein mit Zahnſchmerz oder hat die Gichter und will ſich von der Waben kurieren laſſen.

Nun in Gottes Namen! Es kann ja wohl nit von Übel ſein?

Aber das Mädchen, mei Waben thut mir halt leid, — wenn's ſo ſtill und brav dahinlebt.

Ich hab's ‚mein Hausgeist' benamst: Herr Sohn, ich hab' Ihm von Ihrem Kind geschrieben, damit Sie wissen, wie's in die Höh gewachsen ißt, — und damit Sie, wenn ich das Zeitliche gesegnet hab', sich beeilen, das Madel zu sich zu rufen.

Indessen wünschen wir unter dem trostreichen Gesang des freudenreichen Alleluia! Leben Sie wohl und seyn Sie von uns alle beide herzlich gegrüßt, der Herr Sohn, die liebe Frau und die Kinder. Zugleich daß ich Zeitlebens verbleib'

dero

Großmutter."

Dieser Brief war es hauptsächlich, der auf die Ratsmädchen wie ein Märchen wirkte.

Sie waren stolz darauf, in einem düstern Haus, das von einer Riesenkirche beschattet wurde, eine Schwester zu haben, die eine Mutter Gottes am Halse trug, eine katholische Schwester! Sie sprachen von dem fürchterlich lauten Geläut, von dem die Schwester geweckt wurde, und daß sie mit ihren Händen die Kinder heilte und den Leuten die Zahnschmerzen vertrieb.

Daß gerade ihnen so etwas Merkwürdiges begegnen mußte!

Einmal stand bei Rats eine katholische Magd im Dienst, der waren sie auf Schritt und Tritt nachgeschlichen, denn sie erwarteten immer etwas Merkwürdiges von ihr. Den Rosenkranz der Magd hatten sie befühlt, in ihr Gebetbuch geschaut, — und sie hatte ihnen einmal das „Heilig" vorgesungen, — etwas ganz Außerordentliches.

Das „Heilig" machte den Ratsmädeln tiefen Eindruck. — Häulig! — Häulig! — Häulig! kam es wie aus einem tiefen Keller herauf.

Heilig! Heilig! Heilig! Hell wie aus höchster Höhe.

Dann wieder: Häulig! Häulig! Häulig! aus dem tiefsten

Keller — und ſo fort. So ſang es die Magd ihnen vor, und ſie ſelbſt hatten es bei Spaziergängen oft zu ſingen verſucht.

Auch von der Beichte war ihnen von der Magd erzählt worden.

Das war alles ſo unausſprechlich geheimnisvoll. Die Weimaraner zu jener Zeit hatten von „dem Katholiſchen" keine rechte Idee.

In Weimar gab es auch keine katholiſche Kirche, und die Magd mußte jährlich einmal nach Jena wandern zur großen Oſterbeichte. Da kam ſie ihnen vor, wie eine Perſon aus der bibliſchen Geſchichte, ſo erhaben; und ſie wären augenblicklich mit ihr gegangen, um auch zu beichten.

Sie beneideten ſie.

Ihr eigener Gottesdienſt kam ihnen, zu ihrer Schande ſei's geſagt, dann ziemlich langweilig vor. Etwas Längeres als eine Predigt ſchien ihnen auf der Welt nicht zu exiſtieren.

Das war das Längſte. „Eine Predigt ſo lang wie eine Bettdecke", ſagten ſie.

Aber Budang, Ernſt von Schiller und Horny brachten ihnen zum Troſt, wenn ſie zur Kirche mußten, immer winzige Blumenbukettchen zum Mitnehmen, oder Budang ſchnitt ihnen ihre Namen beſonders kunſtvoll aus, oder auch gaben ſie ihnen Malzbonbons mit.

Die Kameraden ſelbſt gingen nur dreimal des Jahres: zu Weihnachten, Oſtern und Pfingſten; dann war es ein großes Feſt neben dem Feſt, denn da gingen ſie alle miteinander.

Wenige Jahre, nachdem Rat Kirſten den langen Brief der Großmutter erhalten hatte, kam wieder einer. Und Röſe und Marie laſen auch dieſen. Das war auch ein ſehr merkwürdiger Brief. Die Großmutter ſchrieb:

„Hochverehrend libswerteſter Herr Sohn!

Mein arm Waben hat einen netten Handel mit mir.

Sie ißt halt dazu auserſehen, ein Gott wohlgefälliges Engerl zu ſein, das arme Madel.

Herr Sohn, — 's ißt nun ſo weit mit mir, wie's ſich's gehört, wenn der Herr Gott ein End machen will.

Vorhanden ißt, von allem was geweſen, nur ein zerlumpeter Leichnam noch, voller Gebreſten und Jammer, der mir und dem Mädel ein bös Stückl ums andre ausführt. — Um meinet und Ihres Willen mög's nun genug ſein. Sie pflegt mich wie eine heilige Nonn — Gott ſei's geklagt.

Da gibt's nix. — Ungeduld kennt's ſcheint's nit — und wenn ich mich ungebärdig ſtehl vor Schmerz.

Herr Sohn, 's ißt eine ſchlimme Krankheit, die mir Gott geſchigt hat, ein Gebreſten vor ein Tier zu gräßlich, geſchweige vor ein menſchlich Weſen.

Mein Waben iſt nun durch Gottes Gnaden einundzwanzig Jahr — und ſo mög' es dem Herrn gefallen, mich baldn zu erlöſen, das wünſch' ich ſöhnlich, denn ich jammere und ſtehn ihr die Ohren voll Tag und Nacht.

Sowie ich die Augen geſchloſſen hab', was durch Gottes Barmherzigkeit recht bald geſchehen möge, ſchick' ich Euch das Mädchen, Ihr Kind, Herr Sohn. Wollen es als ſolches halten im Angedenken an die Mutter, meine ſeelige Tochter. Das walte Gott.

Es grüßt Sie, mit vollkommſter Ehrerbietung, Herr Sohn und die lieb Frau und Kinder

In Todesnot und Jammer

Die Großmutter."

Alſo die geheimnisvolle Schweſter ſollte nun kommen!

Und ſie würden nun zu „drei" ſein!

Dieſe einfachen Schlüſſe erſchienen den Ratsmädchen über alles Maß außerordentlich.

Röſe ſchrieb einen langen Brief darüber an ihren Bräutigam Ottokar Thon, der ſeit geraumer Zeit in Eiſenach mit dem Großherzog war und auch noch bleiben mußte, zu Herrn Rat Kirſtens ganz beſonderer Freude.

Liebesgeſchichten im eigenen Hauſe waren ihm unbequem. Sein Hausweſen ſollte wie am Schnürchen gehen.

Der neuen Tochter ſah das ganze Haus Kirſten mit Bangen entgegen.

Die Brüder wollten am wenigſten von ihr wiſſen. „Ich mein'", ſagte der älteſte, „wir hätten Weibsleute genug. Röſe und Marie zählen doppelt."

Die Mutter verwies ihnen ſtreng ſolche Reden. Aber auch ſie ſah dem fremden Mädchen bänglich entgegen. Würde es ihr bei ihnen gefallen? Würde ſie mit ihren Kindern Freundſchaft ſchließen? Sie wollte ihr eine gute Mutter ſein, aber würde das ernſte Mädchen zu ihr Vertrauen haben? Auch die katholiſche Religion machte ſie beſorgt. Es war alles gar zu fremd.

Herr Rat Kirſten war der einzige, der es für gut fand, keinerlei Äußerung zu tun. Das war ſeine Art ſo. „Alſo du machſt ja wohl alles und richteſt es ein." Das war das einzige, was er über dieſe Angelegenheit zu ſeiner Frau ſagte.

Frau Rat Kirſten und die Ratsmädchen aber reinigten das ganze Haus, vom Keller bis zum Boden, und richteten miteinander das Bett der neuen Schweſter in der großen Dachſtube, in der die Ratsmädchen ſchliefen.

„Seid recht gut und freundlich mit ihr", ermahnte die Mutter. „Sie muß bei euch ſchlafen, denn ihr müßt wiſſen, daß ſie Schweres durchgemacht hat, und die traurigen Gedanken kommen über Nacht."

Die Ratsmädchen verſprachen alles, was die Mutter von ihnen verlangte, und waren des beſten Willens voll.

So kam der Tag heran, an dem ſie die Schweſter erwarten konnten. Iſt ſie groß oder klein, braun oder blond? Das waren die Fragen, die ſie nicht beantworten konnten, denn die Großmutter hatte nie von Barbaras Ausſehen ein Wörtchen geſchrieben.

Aber beide waren der Meinung, daß ſie groß ſein müſſe.

Der Vater war allein auf die Poſt gegangen, um ſeine älteſte Tochter zu erwarten.

Er wollte es ſo.

Sie hatten im Familienzimmer einen feierlichen Kaffeetiſch gedeckt, und ein Rieſennapfkuchen ſtand mitten unter den Taſſen, wie ein Berg.

Die Brüder waren da, die Mutter und die Mädchen.

Röſe und Marie wollten zum Fenſter hinausſchauen, aber die Mutter verbot es ihnen.

„Das mag er nicht, das wißt ihr ja!"

Es war Oktober, ein ſonniger Oktober mit bunten Bäumen, die ſich ihrer Farben, ungeſtört von Regen und Nebel, freuen konnten.

In Weimar gehört ſo ein trockener, ſonniger Oktober zur Seltenheit; gewöhnlich faulen die Blätter an den Bäumen, ehe ſie abfallen. Dies Jahr aber war auch ein vortrefflicher Zwetſchgenherbſt. Die Zweige bogen ſich unter der blauen Laſt, und bei Rat Kirſtens auf der Hausflur ſtanden heuer acht große Tragkörbe voll der reifſten Zwetſchgen aufmarſchiert zum großen Zwetſchgenmuskochen, à Mann ein Korb; auch die neue Schweſter war ſchon im Beſitz ihres Korbes, und die Magd und Herr und Frau Rat, und jedes der vier Ratskinder.

Übermorgen ſollte großes Zwetſchgenſpellen ſein, und tags darauf das Rühren und Kochen im Waſchkeſſel, von früh

morgens bis ſpät in die Nacht. — Ein Hauptfeſt, an dem geſchwelgt und geſchleckt wurde.

In ihrem Erwartungseifer aber hatten ſie die Schritte auf der Treppe überhört.

Da öffnete ſich die Tür, und der Vater trat ein. „Ich bring' ſie euch", ſagte er mit einem merkwürdigen Ausdruck im Geſicht.

Da ſtand die Schweſter auf der Schwelle: klein, zierlich, aber reizend, — flachsblond. Sie ſteckte in einem ſchwarzen, engen Kleid und trug einen großen, ſchwarzen Holländerhut.

Röſe und Marie waren ganz aus dem Gleichgewicht gekommen. — „So ein Geſchöpfchen! So ein Püppchen!" dachten ſie.

Jetzt lag das zarte Mädchen ſchon in Frau Rats Armen, und jetzt gab ſie den Schweſtern die Hand und bot ihnen den feinen Mund zum Kuß.

Röſe hielt das fremde und doch ſo nahverwandte Händchen nachdenklich zaghaft in der ihren. „Was für Knöchelchen!" dachte ſie. „Wie ein Rebhuhn."

Sie banden ihr den Hut ab; drunter war feines Härchen, zierlich aufgeſteckt.

„Mein Himmel, ſeid ihr Rieſen dagegen!" rief die Mutter; und die beiden waren doch gar nicht übermäßig groß. Sie ſchaute lächelnd auf ihre Mädchen, die ziemlich verblüfft, aber voller Teilnahme jetzt neben der neuen Schweſter ſtanden. Sie ſahen wie die Kraft ſelber aus, die Schelme, die ſich auch jetzt, wie immer, zueinander neigten, weil ſie gewohnt waren, ſich alle Augenblicke etwas Wichtiges mitzuteilen. Dieſe zwei Schelme mit den roſigen Geſichtern, den ſternklaren, dunkel bewimperten Augen, mit den um Stirn und Nacken ganz fein geringelten Härchen, die das Haar ſelbſt weich in die Haut vermittelten; mit den runden Wänglein, den kecken, aber feinen Naſen und den anmutigen Geſtalten;

mit den festgefügten, aber feingebauten Beinen, die unter den kindlichen Röcken so deutlich daherschritten.

Jetzt standen beide Mädchen ganz gerührt da.

Sie machten sich mit der älteren Schwester wieder zu tun, rückten ihr den Stuhl, und Marie führte sie an den Tisch. Die Schwester bat, ob sie sich erst die Hände waschen dürfe. Marie ging sogleich zur Mutter und fragte dringlich nach einem Stück Mandelseife.

Und die Mutter gab es ihr aus der Kommode.

„Der können wir doch nicht von unsrer Schmierseife geben!" sagte Marie leise.

Und mit einem Stück Mandelseife und der neuen Schwester wanderten sie beide hinauf in die Dachstube.

Dann ging's an das feierliche Kaffeetrinken.

Die Schwester aß wie ein Vögelchen, und Röse und Marie nötigten sie gewaltig. Sie saß zwischen beiden. Der Vater hielt auch mit.

„Siehst du," sagte er zu seiner ältesten Tochter, „mit diesen beiden großen Bernhardinerhunden", damit deutete er auf Marie und Röse, „mußt du nun auskommen."

Da lächelte das fremde Mädchen zum erstenmal.

Und der Vater hatte recht!

Wie sie so dasaßen, vorgebeugt mit ihren blonden Mähnen und den guten Gesichtern, die Schwester nicht aus den Augen lassend, ließ sich gar nichts Treffenderes von ihnen sagen.

„Sag mal," fragte der Vater, um nur etwas zu sagen, „von eurer Wohnung aus konnte man die Alpen doch wohl nicht sehen?"

„Nein, aber aus unsern Speicherfenstern sehr gut."

„Die Alpen?" erkundigten sich Röse und Marie zu gleicher Zeit. „Wie sehen die denn aus?"

Waberl zögerte: „So halt, wie eine ganze Kette von zackigen Bergen; auch manchmal wie Wolken und manchmal

ſchneeweiß, wie aus lauter Eis, und manchmal himmelblau. Aber nur bei ſchönem Wetter kann man ſie ſehen."

„So? Warſt du auch einmal wirklich dort?"

„Nein, das iſt zu weit."

Röſe und Marie wollten noch viel wiſſen. Ihre Schweſter hatte ſo eine ſanfte Stimme und ſagte „net" ſtatt nicht, — das gefiel ihnen; aber ſie ſprach nur, wenn man ſie fragte.

„Du kannſt die Leute von Zahnſchmerzen und ſo was heilen, das wiſſen wir", ſagte Röſe.

Da antwortete ſie gar nicht und wurde rot bis unter die flachsblonden Härchen.

„Bſt!" machte die Mutter leiſe.

Den Abend, als die Schweſter ſchon im Bette lag, um ſich von der langen, beſchwerlichen Reiſe auszuſchlafen, kamen Budang, Ernſt von Schiller und Horny voller Neugier und Teilnahme, und die Ratsmädchen lieferten ihnen eine Beſchreibung der neuen Schweſter.

„Zum Anfaſſen iſt ſie mal ſicher nicht", ſagte Röſe. „Ich ſag' euch, ſo zart! Knöchelchen wie ein Wickelkind! Gehen hört ſie kein Menſch; weißt du, ihre Großmutter hat ſie ihren ‚Hausgeiſt' genannt, und — komiſch! — einmal hat ſie ‚Bärbel' geſchrieben, dann ‚Waberl', dann wieder ‚Wabi', dann ſchließlich nur ‚Waben', ganz wie's ihr einfiel. Ihre alte Großmutter machte nämlich Schreibfehler, viele!"

„Na, na!" meinte Budang vielſagend; da ſchwieg Röſe beſchämt. Die Orthographie war auch ihre und Maries ſtärkſte Seite nicht.

Als die beiden Mädchen abends hinauf in ihre Stube ſchlichen, ſchauten ſie neugierig nach dem Bett, in dem ihre Schweſter in tiefem Schlafe lag.

„Wie ein Madönnchen", flüſterte Marie.

„Aber ſo ein trauriges, kleines Maul hat ſie", meinte Röſe.

Am frühen Morgen, als die beiden Schelme noch den Schlaf der Gerechten ſchliefen, wuſch und kämmte ſich die ſanfte, fremde Schweſter lautlos.

Sie hatte ſo vorſichtige, rückſichtsvolle Bewegungen wie eine Krankenwärterin, ſteckte ſich das blonde Haar zierlich auf, betete ihr Morgengebet, ſchlüpfte unhörbar aus der Tür und begab ſich geradenwegs in die Küche.

Und als Frau Rat nach dem Frühſtück ausſchauen wollte, fand ſie die Magd und ihre neue Tochter ſchon in voller Arbeit.

„Mein liebes Kind, du ſollteſt doch noch ſchlafen nach deiner Reiſe!"

„Ich brauche wenig Schlaf", antwortete das Mädchen freundlich.

Sie war den ganzen Tag auf den Füßen und fand, ohne zu fragen, immer etwas zu tun.

Bei dem Zwetſchgenſpellen und Zwetſchgenkochen nahm das ſtille Mädchen die erſte Stelle ein. Röſe und Marie aber ſahen die ganze Muskocherei für einen ausbündigen Spaß an und benahmen ſich danach; ſie aßen während der Arbeit, ſo viel ſie unterbringen konnten, warfen ſich mit Kernen, wühlten die Früchte durcheinander und vergnügten ſich auf ihre Art.

Die Schweſter hingegen wußte nichts von Spiel und Zeitvertreib bei der Arbeit.

Die Großmutter hatte ganz recht, daß ſie das Mädchen ihren Hausgeiſt „benamſet" hatte. Es war auch, als wäre bei Rats wirklich ſo ein Seelchen eingezogen.

Eine ganz große Arbeitskraft hatten ſie gewonnen, unheimlich groß, wenn man bedachte, daß die von dem zierlichen blonden Mädchen ausging.

Jeder begann ſich wie verwöhnt zu fühlen. Es wurde viel weniger im ganzen Hauſe gerufen und verlangt.

Röſe und Marie waren beſchämt, alles ſchon meiſt ſauber aufgeräumt zu finden, wenn ſie nach dem Frühſtück in ihre

Stube kamen, um ihre Betten zu machen. Und nicht nur das! Sie hatten an der zarten Schweſter die allerſorgſamſte Kammerjungfer bekommen. Sie half ihnen, wo und wie ſie nur konnte, und immer mit einer ſo lieblichen Dienſtbefliſſenheit, gewiß nicht, als wäre ſie die ältere Schweſter.

Ja, das ganze Hausweſen bekam einen glatteren, geräuſchloſeren Gang.

Das „dritte Ratsmädel" war und blieb ſtill, antwortete freundlich, wenn es gefragt wurde, war immer gleichmäßig liebenswürdig, hatte aber ein ganz undurchdringliches Weſen.

„Schade!" ſagten Röſe und Marie. Sie waren nach einigen Wochen kaum bekannter mit ihr, als am erſten Tag, und wurden doch von ihr verwöhnt, daß es nur ſo eine Art hatte.

Sie kämmte den beiden großen Schlingeln das dicke, lange Haar, was bisher immer Frau Rat beſorgt hatte, flickte ihnen die Kleider, half ihnen nähen und ſchneidern und ſaß bis an die Ohren und mit einem rührenden Eifer in Röſes Ausſtattungsarbeiten.

Eines Tages gingen alle drei Schweſtern miteinander durch den Park.

Da fragte Röſe: „Sag' einmal, du erzählſt gar nichts von dir. — Wir haben dich doch lieb, — erzähl doch!"

Das zierliche Mädchen ſah ſie ganz verwundert an. „Wie denn? — Was denn?" fragte ſie.

„Na," ſagte Marie, „zum Beiſpiel, du biſt doch viel älter als wir; warſt du denn nie verliebt?"

„Nein."

„Na, und war denn nie wer in dich verliebt?"

„Nein."

„Biſt du denn nie in Geſellſchaft gegangen, und haſt du denn nie getanzt?"

„Nein, die Großmutter war zu alt. Sie wär' ſchon mitgegangen; aber ich wollt' net. Ich hatte Angſt, daß die Großmutter ſich verderben könnt'."

„Aber ſonſt hättſt du's gemocht?"

„O ja, warum net?"

„Gefällt es dir bei uns?" erkundigte ſich Röſe.

„Ja."

Da war die Unterhaltung wieder aus.

„Wie lebteſt du denn daheim in München?" fragten ſie nach einer Weile.

„Wir arbeiteten, und Sonntags gingen wir ſpazieren, und jeden Tag durfte ich in die Meſſe gehen."

Jetzt erzählte ſie ihnen unaufgefordert von der großen Frauenkirche, den rieſig hohen Gewölben, den vielen Säulen, dem wundervollen Geſang, der mächtigen Orgel, den vielen Menſchen, dem Weihrauchduft und den vielen, vielen Grabkugeln am Karſamstag.

„Ja, das war wunderſchön!" ſagte ſie.

„Sehnſt du dich danach?"

„Manchmal."

„Daß du das nun hier aber nicht haſt, biſt du denn nicht traurig darüber?"

„Man ſoll niemand beſchwerlich fallen," antwortete ſie kurz.

„Ach nein!" rief Röſe. „Wenn man traurig iſt, ſollen die Menſchen einen tröſten. Uns wenigſtens kannſt du alles ſagen. Wir ſagen auch alles."

„Biſt du nicht einmal in München in der Komödie geweſen?" forſchte Marie.

„Ja, einmal."

„Na, und?" fragten beide. „Wie war's denn da?"

„Paſſabel."

„Und was ſahſt du denn?"

„Einmal ‚Die Brüder', das andre Mal weiß ich's gar nimmer."

„So? ‚Die Brüder'? Das kennen wir hier ja gar nicht!" meinten ſie verwundert.

„Na, wart', nächſtens gehen wir alle miteinander einmal in die Komödie, wir und Budang und die andern, da wirſt du ſehen, daß es hier nicht nur ‚paſſabel' iſt."

Und nun erzählten ſie ihrer Schweſter von ihren Streichen: wie ſie mit Budang, Ernſt von Schiller und Horny aller Naſenlang durchs Hinterpförtchen ins Theater geſchlüpft ſeien, — und wie herrlich das war. Sie berichteten ihr Abenteuer mit dem Großherzog Karl Auguſt, wie der ſie beobachtet habe, und daß ſie nun ſeit Jahren mit ſeiner Erlaubnis „unbezahlt" ins Theater dürfen, fanden aber bei ihrer Schweſter kein beſonderes Verſtändnis.

Sie fühlten beide, daß die arme Schweſter es kümmerlich gehabt habe, trotzdem ihre verſtorbene Großmutter eine ſehr gute Frau geweſen ſein mußte. Die Schweſter tat ihnen leid.

Und als ſie das nächſte Mal mit Budang zuſammenkamen, ſagten ſie ihm: „Weißt du, die ‚Waben'", ſo nannten ſie die Schweſter, weil ihnen das gefiel, „iſt eigentlich wie eine altes Weibchen aufgewachſen. Sie verſteht uns gar nicht, das arme Ding. — Und ſo verſchloſſen wie ſie iſt! Weißt du, nichts als Pflicht und Bravheit." Budang war auch ſehr mitleidig geſtimmt; ſie beſchloſſen alle, ganz beſonders „nett" mit ihr zu ſein.

Merkwürdigerweiſe hatte Budang keinerlei biſſige Bemerkungen gemacht, als ſie Wabens Pflichttreue und Bravheit als etwas ganz extra Mitleiderregendes hingeſtellt hatten.

„Sie iſt ſehr niedlich," ſagte er, „und ſieht nicht älter aus als wir."

„Ja, aber ich glaube, aus jeder von uns gingen zwei Waben zu machen."

„Aber nicht aus der Bravheit", ſagte Budang. Er konnte ſich's doch nicht verbeißen.

Und ſie ließen ſich's von ihm ruhig gefallen, denn ſie glaubten an ihn.

In die Komödie gingen sie denn auch bald und beeiferten sich alle, es der fremden Schwester recht ans Herz zu legen, was sie schön fanden. Sie hatten sie in die „Zauberflöte“ geführt.

Aber sie bemerkten zu ihrem Erstaunen, daß Waben während der Vorstellung die Augen fest geschlossen hielt.

„Die schläft!“ sagte Marie zu Budang. Und Röse stieß ihre Schwester leicht an.

„Du schläfst ja!“

„Nein,“ sagte Waben, „ich höre auf die Musik.“

Jetzt aber schloß sie die Augen nicht mehr, sondern sah nur nieder.

Nach einer Weile fragte Röse wieder: „Weshalb siehst du denn nicht auf die Bühne? Das ist jetzt unser Allerbester, der da singt.“

„Mir gefällt's net; die Musik spielt ganz was andres, als die Schauspieler vorstellen. Die Musik ist aber wunderschön!“

Was die Schwester gesagt hatte, flüsterte Röse Budang zu, der hinter ihnen saß.

Und Budang nickte dazu.

Er sprach dann in der Pause mit Waben über die Musik. Sie sagte ihm: „Ich wollte, die Großmutter hätte die Musik bei ihrem Tode hören können, — das wär' eine Himmelfahrt geworden! Die arme Großmutter!“

Der Waben standen die dicken Tränen in den Augen.

„Sie hat sehr ausstehen müssen“, meinte Budang. „Röse und Marie haben's erzählt.“

„Ach, ausgestanden!“ erwiderte das Mädchen erregt. — „Da gibt's kein Wort dafür! Wer das mit angesehen hat, den freut nichts mehr.“

Es war das erste Mal, daß sie ihren Tränen freien Lauf ließ, seit sie von daheim fort war.

Das hatte die Muſik getan.

„Wollen Sie lieber nach Hauſe gehen?“ fragte Budang.

„Ach nein“, ſagte das zarte Mädchen. „Sie hat's ausgehalten, und ich ſoll net mal dran denken können? Hier wird's einem, als wär's erſt geſtern geſchehen, — und das iſt gut. — Die armen Seelen brauchen unſer Mitleid. Sie werden überall zu ſchnell vergeſſen.“

Mit den armen Seelen meinte ſie natürlich die der Abgeſchiedenen.

Röſe, die zugehört hatte, überlief ein Schauer. „Die armen Seelen“, das kam ihr ſo geheimnisvoll vor, ſo wie aus einem uralten Märchen. Überhaupt, obwohl die Waben ein tüchtiges und zuverläſſiges Hausmütterchen war, würden ſich die Ratsmädel nicht gewundert haben, wenn es ſich herausgeſtellt hätte, daß ſie wirklich ein Hausgeiſt ſei, ein armes Seelchen oder ſonſt ſo etwas. Sie erſchien ihnen immer fremder.

Aber die beiden Schelme fühlten ſich nicht durch ſie bedrückt und kritiſiert. Es war ihnen in ihrer Nähe wohl.

Sie klöppelte für beide Mädchen ganz wundervolle Kloſterſpitzen nach einem alten Spitzenreſt, den ſie mitgebracht hatte.

„Ja, weshalb machſt du's denn nicht für dich ſelbſt?“ fragte Röſe.

„Wär' net übel“, war die Antwort.

Die Waben wurde wöchentlich einmal zu Schopenhauers Adele eingeladen und kam ſo in den Kreis der geiſtreichen jungen Damen, die alle um einige Jahre älter als die Ratsmädchen waren, und denen die Ratsmädchen ihrer Zeit Liebesbriefchen hin und her getragen hatten, die ſie aber alle in ihrem Leichtſinn erſt unten auf der dunklen Wittumstreppe indiskreterweiſe geleſen hatten. Das heißt, Liebesbriefe waren es auch im eigentlichen Sinne des Wortes nicht, ſondern vielmehr ſprachen ſich die jungen Damen gegenſeitig über den Zuſtand ihres Herzens in langen Epiſteln aus und

machten den Ratsmädeln damit, ohne es zu wollen, das größte Gaudium; denn sie dachten nicht entfernt an die Treulosigkeit der Beiden.

Bei Adele Schopenhauer waren wöchentliche Zusammenkünfte dieser jungen Damen und einiger schöngeistiger Jünglinge; die Waben war nur durch die größten Überredungskünste ihrer Schwestern dahin zu bringen, Adeles Kränzchen zu besuchen.

Nach einigen Wochen schien sie freilich recht gern zu gehen. Die langen Zuredereien und das Drängen hörte von selbst auf. Sie ging still und kam still, sprach über nichts, was sie dort in der Gesellschaft erfahren hatte, — aber es schien etwas Lebendigeres in ihr Wesen gekommen zu sein. In dieser Zeit war es zum erstenmal, daß sie bei Rats ein silberhelles, junges Lachen hörten. Und die Mutter meinte: „Laßt sie — fragt nicht!"

Sie war so reizend, so elfenhaft und so liebenswürdig diensteifrig.

Frau Rat sagte: „Was ist die Waben für ein süßes Kind; wie ein Sonnenstrahl, so süß und gut!"

Frau Rat hatte sie ganz besonders ins Herz geschlossen.

Ja, die Waben war viel heiterer. Es schien, als wäre aus dem jungen, pflichttreuen Nönnchen ein junges Mädchen geworden. Sie blühte wahrhaft auf und wurde jeden Tag reizender. Man hörte sie die Treppe hinauf und hinab laufen. Sie ging nicht mehr so pflegerinnenhaft, und Röse und Marie hörten sie einmal singen, als sie sich das Haar machte.

Sie lauschten an der Tür; es klang ihnen beiden, wie dazumal, als ihre Lerche, die sie zu Weihnacht bekommen hatten, zum erstenmal im März ganz unvermutet im dunklen Bauer die ersten leisen Töne hören ließ.

Das Herz war ihnen bei diesen wunderbaren Lerchentrillern, die aus der dunklen Ecke kamen, erbebt.

Alle im Hauſe freuten ſich, daß Waben auflebte.

So war ſie auch einmal wieder ganz wohlgemut zu Schopenhauers gegangen, und ſpät abends bei Mondenſchein und Winterkälte wandelte ſie über hartgefrorenen Schnee am Arm eines jungen Mannes, der ſie von Schopenhauers heimbegleitete, die alte Wittumstreppe hinab, die von der Eſplanade zur inneren Stadt führt.

Der junge Mann hatte ihr den Arm geboten. Er hatte das ſchon öfter ſo getan; es war ihm zu einer angenehmen Gewohnheit geworden, das liebliche Geſchöpf heimzubegleiten. Sie hatten keinen beſonders weiten Weg vor ſich, aber ſie verſtanden ihn auszunützen. Die Waben hatte noch nie ſo viel hintereinander geplaudert, als auf der kurzen Strecke, die zwiſchen ihrem elterlichen Hauſe und dem Hauſe der Schopenhauern lag, — und der junge Mann war ein ſehr aufmerkſamer Zuhörer. Bei dem hellen Mondlichte war zu konſtatieren, daß die Waben einen durchaus nicht ungefährlichen Begleiter hatte: hochgewachſen, ſchlank, mit einem prächtigen Kopf, groß geſchnittenen Zügen, reichen, dunklen Locken; dabei vornehm in Gang und Haltung, liebenswürdig und galant in der Art, wie er mit dem kleinen Perſönchen ſprach, ſich zu ihr neigte und ihr Geplauder anhörte.

Sie gefiel ihm, das war kein Zweifel.

„Demoiſelle Barbara, wie kann man nur ſo ein Nixchen ſein! Ich fühle Ihren Arm nicht mehr als eine Feder."

„Ja, das iſt dumm," ſagte Waben, „ich bin ein biſſerl klein; aber da iſt nun nichts zu machen."

„Ein Mädchen kann gar nicht klein und zart und ſüß genug ſein", erwiderte er.

„Das find' ich net", meinte ſie. „Man ſoll vor einem Mädel doch Reſpekt haben, und ſie ſoll ordentlich arbeiten können. Ich bin freilich viel ſtärker, als ich ausſeh', gottlob! Sonſt könnt' ich mir das Salz zum Brot net verdienen."

„Nun, verdienen? Wer ſpricht denn von verdienen?"

„Glauben Sie", fragte Waben, „ich möchte daheim ſchlafen und eſſen, wenn ich mir net ſagen könnte, ich hab's verdient? Was denken Sie denn? Halten Sie uns Mädel für Tagediebe? Oder für was denn?"

„Sie ſind ſo tapfer, — ſo tüchtig, — ſo anders, als die Mädchen gewöhnlich ſind. Sind Sie denn auch ein wirkliches Menſchenkind, Sie Elfchen?" ſagte er zärtlich.

„Ach gar!" meinte die Waben. „Kennen Sie meine Schweſtern nicht?"

„Nein, merkwürdigerweiſe! Ich bin nun ſchon ſeit vier Wochen hier, aber Ihre Schweſtern hab' ich nun noch immer nicht kennen gelernt."

„Die ſollten Sie ſehen! Röſe und Marie ſind beide ſo fleißig und tüchtig, aber dabei ſo luſtig, daß es den ganzen Tag zu lachen gibt, — nnd ſo wnnderſchön! Wiſſen Sie, ſie ſind das Schönſte und Beſte, was es auf Erden gibt."

„Die eine iſt verlobt?" fragte er.

„Ja, die Röſe. — Sie glauben nicht, wie gut ſie mit mir waren, vom erſten Augenblick an, wie große Kinder. Sie ſind ſo freundlich, wie eben Kinder ſind."

„Nun, ich werde ihnen ja wohl auch einmal begegnen. Sie erlauben mir, Demoiſelle, daß ich bei Ihren Eltern meine Aufwartnng mache?"

Die Wangen des Mädchens glühten.

„Gewiß!" ſagte ſie.

Sie war ſo ſelig. Sie wnßte nicht, ging oder ſchwebte ſie. An ſeinem Arme wußte ſie das nie. Er ſprach ſo zärtlich. Das war wie himmliſche Muſik. Gott, daß es ſolches Glück auf Erden gab!

Jetzt ſtanden ſie an der Haustür.

„Morgen ſeh' ich die Schweſtern von der Galerie aus im Schloſſe. Sie ſind mit bei dem großen Aufzug."

„Sie freundliches Seelchen!" ſagte er. „Da müſſen wir uns die Schweſtern doch miteinander anſchauen. Sie finden

mich auf der Galerie; ich beſchütze Sie, und ich verteidige einen Platz für Sie."

Neue Wonne! Der Waben ſchlug das Herz.

„Weshalb aber machen Sie nie etwas mit?" fragte er.

„Ich bin ja in Trauer um meine arme Großmutter."

„Wiſſen Sie, Sie ſind ein ſo liebenswürdiges, gutes Mädchen! Sie ſind ſo gleichmütig!"

„Ja, leider aber auch ein biſſerl langweilig", meinte ſie lächelnd und ſchloß dabei die Tür auf.

Er wollte etwas darauf entgegnen.

„Nein, nein, laſſen Sie's!" Sie gab ihm die Hand zum Abſchiede. „Man muß der Wahrheit die Ehre geben. Ich bin ſchon ein biſſerl langweilig."

„Liebes, gutes Herzensdemoiſellchen!" ſagte er.

„Und empfehlen Sie mich Ihren Eltern."

Die Waben ſtand noch eine ganze Weile im ſtillen, dunklen Hausflur und hörte ihr liebeſeliges Herz ſchlagen.

Am andern Morgen war ein ganz gewaltiges Treiben im Kirſtenſchen Hauſe und in der ganzen Stadt Weimar, denn es war der große Tag, an dem abends im Schloſſe der große Maskenzug zu Ehren Ihrer Majeſtät der Kaiſerin-Mutter, Maria Feodorowna, vor ſich gehen ſollte.

Die Waben hatte bei Schopenhauers, wie daheim, nichts weiter gehört und geſehen, als Vorbereitungen zu dieſem großen Feſte. Allen ſchönen und weniger ſchönen Mädchen und Frauen aus der weimariſchen Geſellſchaft war das große Ereignis, daß ſie Goethes Verſe vor einer Kaiſerin ſprechen ſollten, zu Kopf geſtiegen. Und die ganze weimariſche Geſellſchaft hatte ſeit Wochen etwas merkwürdig Papageienhaftes bekommen; es ſchnatterte oder deklamierte mit ängſtlichem Pathos in jedem dritten Hauſe irgendwer irgend etwas, ohne Ende dasſelbe, immer wieder von Anfang an; unermüdlich, zum Haarausraufen. Jeder und jede war wochenlang

von dem Schreckgeſpenſt, in dem bevorſtehenden bedeutenden Unternehmen mit „Steckenbleiben" Unheil anzurichten, wie von einem Alpdruck beſeſſen; nur das wütendſte Deklamieren gab eine gewiſſe Beruhigung.

Jeder erzählte Wunderdinge von ſeinem Koſtüm, von den Proben, die Goethe ſelbſt überwachte.

Das Ganze ſollte ein unerhört pomphaftes und vornehm geſpreiztes Anſehen bekommen, wie noch nie etwas derartiges zuſtande gekommen war. Die weimariſche Glorienzeit ſollte darüber liegen wie eine ſchwere, duftende Weihrauchwolke; die Weimaraner ſollten in ihrer eigenen Herrlichkeit wahrhaft waten, aber mit graziöſem Anſtand.

Ja, was ſollte ſich nicht alles vor der Kaiſerin des Rieſenreiches produzieren!

Das winzige Neſt wollte ihr zeigen, was es bedeutete, was für Ungeheures, gen Himmel Aufdampfendes in ihm ausgebrütet worden war.

Aber der graziöſe Anſtand war den guten, fidelen, ungeſchickten Weimaranern mühſelig und beſchwerlich beizubringen.

Seine Exzellenz mochte während der Proben oft genug daran geweſen ſein, die Hoffnung und die Geduld zu verlieren; denn was die Weimaraner taten, und wie ſie ſprachen, war natürlicherweiſe himmelweit von ſeinem Ideal entfernt.

Wer das echte „Weimarſch" kennt, der wird verſtehen, welche Rieſengeduld Seine Exzellenz haben mußte, den Weimaranern ihr geliebtes Deutſch in einigermaßen richtigen Lauten beizubringen.

Bei einigen ganz verzweifelten Fällen, natürlich mußte es ſich um hübſche junge Weimaranerinnen handeln, ſoll Seine Exzellenz ſich in der Verzweiflung mit einem Kuß geholfen haben, von dem er wohl hoffen mochte, daß er begeiſternd und reinigend zwiſchen die arg malträtierten D und A, T und D und G und K und ſo weiter fahren würde.

Ja, es war eine ſchwere Arbeit, den weimariſchen Pomp auf die Beine zu bringen.

Er lag da wie ein wundervoller byzantiniſcher Kirchengoldbrokat, aber niemand verſtand ihn zu tragen.

Einzig und allein Seine Exzellenz ſelbſt.

An dem zur Aufführung beſtimmten Tage hieß es: „Nu, es wird ſchon gehen!" wie es ſchließlich dann immer heißt und heißen muß. —

Die Waben hatte im Kirſtenſchen Hauſe alle Hände voll zu tun, — und tat alles mit ſo leichtem, glückſeligem Herzen. Sie befand ſich wohl, wie eine Amſel im April. Sie wußte zwar kein Wort ihres Anbeters, das direkt von Liebe gehandelt hätte, — aber wozu?

Der Klang ſeiner Stimme, — die Art, wie er alles ſagte, wie er ihr die Hand gab, — das ſprach ſo eine nie gekannte Sprache. Sie wußte ſich geliebt! — Ja, ſie wußte es!

Das war ſo überzeugend und wieder ſo verſchwimmend, ſo unbeſtimmt beängſtigend.

War es? War es nicht? Täuſchte ſie ſich doch? — Nein, — nein, — nein! Gewiß nicht!

So ging es immer auf und nieder in ihrem Herzen.

Und ſie nähte dabei mit fliegender Eile.

Röſes Bräutigam war gekommen, und es ging im Hauſe hoch her.

So eine feſtliche, leichte Luft war überall zu ſpüren; ſo etwas Erregendes und Erregtes. Es erſchien Barbara, als wäre ſie in eine andere Welt verſetzt, zum erſtenmal in den Sonnenſchein.

Marie ſollte bei dem Aufzug als Genius figurieren und hatte auch etwas zu ſagen, große, getragene Worte, die ſie feierlich und ruhig zu ſprechen verſtand.

Budang war ihr Lehrer geweſen und hatte nicht geruht, bis das Ganze tadellos gelang.

Als die Waben beim Gewandanprobieren half, war ſie

von der Schönheit ihrer Schweſter wahrhaft erſchreckt. Die jungen, weißen, vollen Glieder, das ſchneeweiße Gewand, das herrliche Geſichtchen, die lebendigen Augen, die ſchön gezeichneten Augenbrauen, die ihr ſo etwas Vornehmes, Geiſtiges gaben, und das blonde Rieſenhaar, das in dicken Locken wie eine Flut über Arme und Hals bis über die Knie fiel und ſich reizend an den roſigen Ohren kräuſelte und um die kindliche Stirn. Es war ein ſo anmutiges, williges Haar!

Röſe war zum erſtenmal in ihrem Leben nicht mit ihrer Schweſter gleich gekleidet; ſie ſtellte ein Zigeunermädchen vor, war aber auch, wie Marie, eingewickelt in ihre bräunliche Haarflut.

Die kleine Waben war ſtolz auf ihre beiden Schweſtern.

Und beide ſagten immer wieder von neuem: „Ach, Waben, daß du nicht mitkannſt! Wie jammerſchade!“

In Waben begannen ſich zum erſtenmal die jungen, luſtigen Wünſche zu regen.

Aber ſie hatte ja das Köſtlichſte im Herzen!

Und mit ihrem Schopenhauerſchen Freunde ſollte ſie alle Herrlichkeiten, die es zu ſehen geben würde, zuſammen genießen! —

Sie fand ſich pünktlich auf der Galerie ein, von der aus man in den großen Schloßſaal hinabſehen konnte. Ihr Beſchützer war ſchon da und hatte in der vorderſten Reihe, neben ſich, ihren Platz gegen die andrängenden Neugierigen verteidigt.

Nun hieß es geduldig ſein da oben auf der Galerie.

In dem dunklen Saal brannte noch keine einzige von den Hunderten von Wachskerzen, und ſie ſahen von ihren dämmerig beleuchteten Plätzen in einen ſchwarzen Abgrund hinab; aber die Waben und ihr Begleiter unterhielten ſich vortrefflich miteinander, wie ſich das leicht denken läßt. Die Zeit verſtrich ihnen beiden im Umſehen.

Die Waben achtete kaum darauf, wie die Lämpchen der Kerzenanzünder gleich Glühwürmern in der großen Dunkelheit auftauchten, und wie die Flammen an den Zündschnüren, was das Neueste war, von Licht zu Licht hüpften und im Nu die ganzen Kronleuchter im vollen Lichtgefunkel erstrahlen machten, und wie im Laufe von einer Viertelstunde alles glänzte und funkelte, ein ganzes Meer von Licht!

Personen schritten geschäftig hin und her durch den Saal, anordnend oder Umschau haltend.

Um das junge Paar her wurde geflüstert und getuschelt. „Der Oberhofmarschall!" hieß es, — „da, — — da, — — da! Da ging er eben!"

Die Leute waren von diesem Anblick schon erregt. Die Hälse wurden gereckt. — Jeder Lakai wurde angestarrt.

Die Waben plauderte wie noch nie in ihrem Leben. — Sie blühte neben ihrem Anbeter auf wie ein Rosenstock nach langem trübem Regenwetter, wenn ihn ein paar Stunden warme, volle Sonnenstrahlen treffen. Wie offen sie sprach! Ihr ganzes unschuldiges, gleichförmiges Leben lag vor ihm ausgebreitet.

Sie wußte nicht, wie rührend sie war, und er wußte das auch nicht. Sie hatte nichts zu geben und mitzuteilen als ihre Vergangenheit, — gar nichts weiter, — und diese Vergangenheit gab sie bebend vor Wonne. — Er fragte, und sie antwortete. Sie vertraute. — Jubelnd empfand sie zum erstenmal, daß sie wirklich lebe.

Er war auch ganz entzückt von seiner kleinen Freundin, dachte besonnen, daß sie eine gute, kommode Frau abgeben würde, und erwog dies hin und her, während sie eifrig schwatzte.

„Aus guter Familie ist sie, — mitbekommen tut sie sicher auch etwas. — Die Kleine ist wohlerzogen, lächerlich unschuldig, ein durchaus bequemer Charakter."

So dachte er, wie ein junger Mann, der auf Freiersfüßen geht und Ausschau hält, zu jeder Zeit gedacht hat.

Er empfand alles ſehr befriedigend. Seit Wochen war er erſt in Weimar angelangt, war hier zu einer guten Stellung gekommen, und ſeine Abſicht ging dahin, ſich mit einer alteingeſeſſenen, wohlgeachteten Familie zu verſchwägern.

Jetzt ſpiegelten ſich die brennenden Kerzen in dem blanken Parkett des rieſigen Saales wie in einem ſtillen See.

Es war ſo friedlich, ſo eigentümlich; der große, leere, helle Saal hatte etwas Beruhigendes. Dann waren reichgeſchmückte Gäſte gekommen. Oben auf der Galerie reckten ſich abermals die Hälſe. Es wurde wieder eifrig getuſchelt. Sie waren alle erregt, und die Erregung ſtieg, je mehr es ſich da unten bewegte, je mehr es glänzte und flimmerte und farbig aufleuchtete. Sie ſahen auf wohlfriſierte Köpfe mit griechiſch aufgeſteckten Lockenfriſuren, auf Toupets jeder Art, auf hohe, ſchneeweiße, battiſtene Halsbinden, auf bloße Hälſe und Arme, enge Kleider mit langen Schleppen, Fräcke und Uniformen, Lakaien und hohe Würdenträger, — ein ſchillerndes, bewegliches Durcheinander.

Hin und wieder ſchlug ſo ein ariſtokratiſches, undefinierbar parfümiertes Lüftchen nach oben.

Die Wachskerzen brannten ſtill, das Licht im ganzen Saal war gelblich warm.

Es hatte etwas Schmeichelndes, Schmückendes, — etwas Berauſchendes.

Die Waben konnte ſich über die große Helligkeit in dem weißen Saal gar nicht genug wundern.

Und dann die Herrſchaften, die ruſſiſche Kaiſerin, die fremden Uniformen, das ganze geheimnisvoll pomphafte Zeremoniell, — die große Feierlichkeit, die große Vornehmheit!

Der Waben kam es vor, als wenn ſie in eine uralte Geſchichte hineinſchaue, in längſt vergangene Dinge. Daß ſo etwas wirklich noch exiſtierte! Ein bißchen komiſch erſchien es ihr, — ein bißchen ernſthaft, — ein bißchen ſchaurig, aber hauptſächlich ſehr amüſant. Die einzelnen Perſonen inter-

essierten sie gar nicht, nur das Ganze. Sie hörte kaum darauf hin, als ihr Begleiter die verschiedensten Leute bezeichnete.

Aber der Zug! Der große Maskenzug! Da war der weimarische Pomp wirklich auf die Beine gebracht! Da lag die weimarische Glorienzeit wirklich wie eine duftende Weihrauchwolke darüber. Da war die ganze ernsthaft feierliche Pracht vor aller Augen wie ein byzantinischer Prachtbrokat ausgebreitet. Herrliche Gestalten und Farben, rauschende Musik und große Worte, und ein Schimmern und Auftauchen und Ziehen und Kommen und Verweilen, — eine Pracht und Herrlichkeit sondergleichen.

Die braven, fidelen Weimaraner hatten sich von dem großen, feierlichen Pomp am Schlafittchen nehmen lassen. Sie gehörten sich nicht mehr selbst. Es war etwas in sie gefahren, was sie begeisterte.

Sie bewegten sich nicht mehr wie die Weimaraner, sie sprachen nicht mehr wie die Weimaraner. Es war etwas Außerordentliches.

Des Mädchens Begleiter fühlte ein Händchen auf seinem Ärmel. „Meine Schwester! Meine Schwester!" sagte eine weiche, leise Stimme ganz erregt. „Sehen Sie, meine Schwester!"

Er hatte Marie schon längst gesehen. Sie stand jetzt gerade vor der Kaiserin Maria Feodorowna und sprach die Goetheschen Worte; das gute Ratsmädel leuchtete dabei wahrhaft von Schönheit und Glückseligkeit. Sie bewegte sich ohne jede Befangenheit, ganz natürlich. Es war, als wenn die blonde Haarflut funkelte, als wenn das schöne Gesicht und die Arme und der Hals und das weiße Gewand strahlten.

Sie war unaussprechlich schön in ihrer stolzen, freien Jugendlichkeit, der Inbegriff eines herrlichen, blütenjungen Weibes. Es lag etwas Heiteres, etwas Frohlockendes über die Gestalt gebreitet. — Aller Augen sahen auf sie.

„Das iſt Ihre Schweſter?"

Die Waben lächelte.

„Die verlobte?" fragte er.

„Nein!"

„Herr Gott im Himmel!" kam es von den Lippen des jungen Mannes wie ein Seufzer.

Die Waben blickte auf ihn und ſah, wie feſt der Blick ſeiner Augen ſich an ihre Schweſter heftete.

Sie ſah auch, was für einen prächtigen Kopf er hatte, ſo männlich und geſcheit, mit ſo feſt geſchnittenen Zügen.

Und es ſenkte ſich wie eine tiefe Traurigkeit auf ſie nieder. Es war aber keine rechte Traurigkeit, es war etwas anderes, — etwas Schwereres.

Traurig war ſie ſchon manchmal geweſen, aber ſo etwas Schreckliches ſchien noch nie über ſie gekommen zu ſein! Es war ihr, als wenn ihr Blut aufhörte zu fließen, als wenn eine Spange ſich ihr feſt um den Hals legte, als wenn das Herz es nicht mehr für der Mühe wert hielte, weiter zu ſchlagen.

Sie ſah ſich ſelbſt! Ja, ſie war ſo winzig, ſo langweilig, ſo arm. Wie hatte ſie nur denken können, — daß ...

Aber alle dieſe Gedanken waren gar keine eigentlichen Gedanken. Wie große, graue, ſchwere Steinplatten kamen ſie ihr vor, die langſam auf ſie drückten und ſie tief in den Boden hineinpreßten, ganz langſam und ſchmerzlos, — aber entſetzlich.

Während ſie ſo litt, wendete er kein Auge von ihrer Schweſter. Sie wartete, daß er ſie wieder anreden würde, und ſie ſchaute alles im voraus.

Sie ſah und hörte alles ſo genau, als wäre es ſchon geſchehen.

Sie wußte, daß ſeine Stimme kalt und gleichgültig klingen würde. Sie ſah und verſtand das alles ſo tief, ſo klar, ſo anders, als ſie ſonſt verſtand und begriff.

Ja, — und ſo kam es denn auch, ganz ſo! —

Sie war nicht überraſcht und nicht erſchreckt, — aber wie ausgelöſcht. Sie fühlte ſich ſelbſt nicht mehr. Alles ſo grau, ſo fahl, — alles ſo gleichgültig, — ſo erſtickend, — ſo weh! — Sie wollte gehen. Sie hatte genug geſehen; aber er redete ihr zu, zu bleiben.

Gerade ſprach der Großherzog Karl Auguſt mit ihren beiden Schweſtern. Er war außerordentlich gnädig und ſchien an den beiden ſchönen Mädchen großen Gefallen zu finden. Es waren ja ſeine guten Freundinnen, und ſie ſprachen jedenfalls miteinander von früheren Erlebniſſen, von ihrem gemeinſchaftlichen Frühſtück im römiſchen Hauſe; von der Schaukelei auf der ſchmiedeeiſernen Tür an der Sternbrücke, von den ungeſetzmäßigen Theaterbeſuchen, von der luſtigen Fahrt in Karl Auguſts Kaleſche auf dem Vogelſchießen, was ich alles ausführlich berichtet habe.

Karl Auguſt und die Ratsmädel hatten eben von jeher großes Wohlgefallen aneinander gehabt.

„Sereniſſimus zeichnet die Fräulein Schweſtern ja außerordentlich aus!“ ſagte der Anbeter der Waben ſehr befriedigt und ganz verſunken, nur Augen für das wunderſchöne Mädchen unten im Saale behaltend.

Das war ein trauriges Nachhauſegehen.

Waben langte ſtill und matt daheim an. Frau Rat war noch auf und ſagte: „Warte, mein armes Bärbelchen, du ſollſt mir nicht immer Zuſchauerin bleiben! Glaube das nicht.“

Die Waben hörte und fühlte nichts, ging zu Bett und ſchlief wie betäubt ein und wachte auf, als lägen noch immer die ſchweren Steine auf ihr.

Und ſo blieb es.

Tags darauf war große Nachfeier für die Teilnehmer und Teilnehmerinnen am Zug bei der Oberhofmeiſterin.

Da gingen die Ratsmädel hin in gelbroten Kleidern aus indiſcher Seide, die ſie von Röſes künftiger Schwiegermutter

bekommen hatten. Dazu trugen ſie goldene Gürtel und gelbroſa Roſenkränze auf dem geflochtenen Haar.

Die ſchmiegſame Seide floß an den ſchönen Geſtalten köſtlich herab. Die Waben half ihren beiden Schweſtern beim Anziehen.

Schweren Herzens ſagte ſie: „Nun ſeid ihr noch ſchöner als geſtern.“

Und das waren ſie auch.

Es war ein Ehrentag ihrer Schönheit. Sie ſchienen ſelbſt ganz feierlich geſtimmt, wie die eine die andre ſo anſah.

Budang, Franz Horny und Ernſt von Schiller, die den Zug nicht mitgemacht hatten, kamen, um ſich die Kameradinnen anzuſchauen. Die Lichter unter dem grünen Seidenſchirm waren angeſteckt, und die beiden Mädchen gingen im Zimmer umher in ihrer unſchuldigen Herrlichkeit.

Die Kameraden verhielten ſich einſilbig.

Da ſtand etwas ſo fremd Schönes vor ihnen, etwas ſo Bekanntes, Vertrauliches, ſüß Freundſchaftliches, — und doch ſo Entrücktes.

Die Schönheit ihrer Kameradinnen lag ihnen ſchwer beengend auf dem Herzen; es war ihnen dabei nicht wohl zumute.

Am andern Morgen, als die beiden ſchönen Geſchöpfe ſpät zum Frühſtück kamen, ſchenkte die Waben ihnen ihre Milch ein.

Die Pate Sperber hatte nach ihrer Gewohnheit, wenn bei Kirſtens irgend etwas Beſonderes los war, einen Kuchen geſchickt, und in dieſen Kuchen aßen Röſe und Marie ſich in ihrer Zufriedenheit und Glückſeligkeit tief ein, wie ein paar Mäuſe, und erzählten dabei der Mutter und der Waben ihre Erlebniſſe.

Die alten Erlebniſſe, die ſchöne Mädchen, ſolange die Welt ſteht, zu jeder Zeit erzählt haben: berauſchende Dinge, die das Geſchöpf triumphieren laſſen im glückſeligen Machtgefühle.

Und dabei aßen die beiden ungeheuer viel Kuchen und fiſchten nach den Roſinen darin.

Und während ſie im beſten Plaudern waren, brachte die Magd einen vollblühenden Roſenſtock herein, etwas ganz Unbegreifliches zu dieſer Winterszeit, und ſagte: „Eine ſchöne Empfehlung an Fräulein Marie.“

Und an dem Roſenſtock hing auch noch ein Briefchen.

Marie wurde dunkelrot und nahm mit zaghaften Händen das Wunder in Empfang.

„Ach Marie!“ jubelte Röſe auf.

Ein ſüßes Geſichtchen wurde bleich, — ein paar Lippen zitterten wie in namenloſem Weh, und eine zarte Geſtalt ging unhörbar zur Tür hinaus, ohne daß jemand darauf geachtet hätte.

Das war von ihm!

Daß er den Abend oft mit Marie getanzt habe, das hatten ſie ja ſchon erzählt. Wie war er denn nur hingekommen? Er hatte es eben möglich gemacht, dachte die Waben dumpf.

Aber der Anblick des blühenden Roſenſtocks, — das war es, — das erſt hatte ihr ſchneidend weh getan!

„Jede Imagination muß ihren Korpus haben“, ſagt der alte Paracelſus.

Oben in der Schlafkammer lag das gebrochene Mädchen bei verſchloſſener Tür auf den Knien und hielt den Roſenkranz zwiſchen den zitternden Fingern und hatte ſich das Bild der heiligen Jungfrau auf den Stuhl gelehnt und hielt Gottesdienſt, einen ſo ſchweren, herzbeklommenen Gottesdienſt.

Und ſie ſehnte ſich nach Weihrauch und dem tiefen Orgelbrauſen in ihrem Schmerzensrauſche, nach den Aufzügen der Geiſtlichen bei der großen Meſſe; ſie ſehnte ſich nach den prachtvollen Meßgewändern, klangvollen Worten nnd ſtarken Tönen, nach der großen Herrlichkeit und den gewaltigen Glocken, den hohen Säulen nnd den anſtrebenden Gewölben.

Hätte ſie dort jetzt auf den Knien liegen dürfen! Auf Orgelbrauſen und Weihrauchwolken wäre ihr Weh der Mutter Gottes zu Füßen geſtürmt. Aber ſo, in dieſer Kahlheit hier, da hob der Schmerz ſich nicht zum Himmelsflug, ſondern drückte und drückte und wurde wieder zur grauen, ſchweren Steinplatte, die ſie ganz begrub.

Wie nach einer Heimat ſehnte ſie ſich nach ihrer hohen, ſtillen, dämmerigen Kirche, und ſie breitete die Arme aus und ſchluchzte laut. —

Mittlerweile war dem Roſenſtocke der Mann auf Freiersfüßen ſelbſt gefolgt und hatte ſich nach dem Befinden der Schweſtern erkundigt. Das Befinden war vortrefflich. Sie waren luſtig und guter Dinge. Röſes Bräutigam erſchien auch, und die beiden ſchönen Paare ſtanden auf ihrer Lebenshöhe, denn auch Marie war ganz entzückt von dem begeiſterten, wohlerzogenen jungen Menſchen, der ſich ſo plötzlich in ſie verliebt hatte, wie in ein Wunder. So gab es in dem Kirſtenſchen Familienzimmer eine prächtige Harmonie. Schöne Menſchen in voller Jugend, die nur von den luſtigſten Dingen ſprachen und dachten und träumten, die Feſte beredeten und Ausflüge und allerhand Vergnügungen und Feierlichkeiten, um die herrliche Gegenwart zu genießen.

Als die Waben hereintrat, begrüßte ihr Schopenhauerſcher Freund ſie, leicht befangen, als alte Bekannte, — tat es aber mit gutem Gewiſſen, denn das große Liebesfeuer, das jetzt in ihm brannte, hatte das kleine, bedächtige Flämmchen, das für die zarte Waben geglommen hatte, vollſtändig verſchlungen.

Und was er im Schein dieſes bedächtigen Flämmchens geſagt, getan und geblickt hatte, davon wußte er wohl nichts mehr.

„Ihr kanntet euch ſchon?“ fragte Röſe ihre Schweſter.

„Ja, von Schopenhauers her“, antwortete ſie ruhig.

Und da ſtieg die Seligkeit im Kirſtenſchen Familienzimmer ſchon wieder hell empor. —

Und über der Waben ſchlug es grau und erſtickend zuſammen, wie dunkles Waſſer.

Sie wußte nicht, was ſie mit ſich ſelbſt anfangen ſollte.

Sie liebte ihn ſo ſehr!

Wie ein trauriger Schatten kam ſie ſich mitten unter den glücklichen Menſchen vor.

Das ging ſo ein paar Tage fort, — ſo hilflos, ſo über Bord geworfen fühlte ſie ſich! — Dann hatte ſie einen Entſchluß gefaßt, nahm ſich ein Herz und bat: „Vater, erlaubſt du mir, daß ich nach Jena zur Beichte fahre?"

Das war ein Ruf nach Rettung, den ſie getan hatte. Es faßte ſie wie die Sehnſucht nach einer alles verſtehenden Mutter, die durch und durch ſieht, alles weiß und voller Hilfe und Liebe iſt.

Und ſo fuhr die Waben nach Jena, in der alten, rumpeligen Poſtkutſche, und der Poſtillon blies ein Stückchen, das zu Herzen ging; ſo ein echtes, rechtes Poſtillonſtück, das die alte lederne Kutſche zu einem lebendigen Ding macht, das jubelnd oder klagend am frühen Morgen auszieht und nachts jubelnd oder klagend in langgezogenen Tönen durch die dunklen Straßen fährt — und die Schläfer weckt — und ihnen das Herz bewegt.

In Jena, in der grauen Stadt, die, von ſonnigen, heitern Bergen umgeben, im weiten Keſſel wie ein Pilzneſt hockt, mit ſpitzen grauen Giebeln und ſpitzen Dächern, da fand ſie in der kleinen, uralten, geheimnisvollen Kirche, die zwiſchen Gräbern in der Sonne liegt, das Orgelbrauſen, die Weihrauchwolken, die Säulen, die Prieſterworte, — das Heimiſche, wonach es ſie in ihrer Not verlangt hatte. Da durfte ſie auf ihren Knien liegen und ſchluchzend ihr Weh anvertrauen. Und die Weihrauchwolken und die Orgeltöne waren wie breite Flügel, auf die ſie ihren Jammer niederlegte, und die mit ihm höher flogen, und höher und höher, immer höher.

Und in der Beichte demütigte ſie ſich vor Gott und einem alten, ärmlichen Prieſter, ſchüttete ihr Herz aus und beſchuldigte ſich.

Und ihre Schuld war: daß ſie liebte und nicht zu Ende mit dieſer Liebe kommen konnte, daß ſie beneidete, verzagte und glücklich ſein wollte.

Aber der alte, ärmliche Geiſtliche tröſtete ſie und ermahnte ſie. Er ſprach von der heiligen Wonne der Selbſtverleugnung; er ſprach von der Seligkeit des großen Überwindens, von der reinen Freiheit der freien, ruhigen Seele, die nichts Irdiſches will, mitten im Leide nicht beunruhigt, mitten in der Freude unbegehrlich, ſelbſt arm alles anderen gönnend, — nichts wollend ſelig.

Er ſprach in ſeiner Einfalt die großen unirdiſchen, aſketiſchen Worte zu ihrer Jugend, die ſich aufgebäumt hatte gegen das „Über-Bord-Geworfenſein", die genießen und leben wollte.

Aber das gute Geſchöpf hatte ſich ganz und rückhaltslos gedemütigt. — Sie wollte nur Hilfe und ſtreckte die Hände aus und nahm, was man ihr gab: die große, ſchwere, ernſte Gabe.

Das zarte Geſicht leuchtete, die gebrochene Geſtalt richtete ſich auf, und ſie empfing die Abſolution ihrer Sünden.

Tief in der Nacht fuhr die rumpelige Poſtkutſche in Weimar wieder ein; der Poſtillion blies und weckte die Schläfer.

Im Poſthof ſchlüpfte aus dem dunklen Wagen ein zartes Weſen und ging durch enge Gaſſen und Straßen.

Und als ſie oben in der Schlafſtube, im alten Haus in der Wünſchengaſſe, vor den Betten der ſchönen, glückſeligen Schweſtern ſtand und die beiden Mädchen feſt ſchlafen ſah, kniete ſie nieder und faltete die Hände, und es war ihr, als wenn ſie mit geſchloſſenen Augen langſam in das tiefe, ſtille, ſanfte Meer der Entſagung verſänke. Wie weiche Wellen ſchlug ein großer Frieden ihr entgegen, etwas ſo unſagbar Beſänfti-

gendes, etwas ſo hinſterbend Süßes. Und es ward ihr weich und weit ums Herz, ſo frühlingshaft, ſo werdend, als wenn von einem großen, wunderbaren Geheimnis der Schleier gehoben würde. Man glaubt, das Beſte auf Erden ſei das Glück? Das glaubt man; aber es gibt noch etwas, etwas ſo geheimnisvoll Unergründliches, was größer als Glück und Unglück iſt, was über allem ſteht, — etwas Unantaſtbares. Und dies Große wohnt einzig und allein im Herzen entſagender Menſchen.

Die unbeachtetſte, die geringſte Seele kann es mit ſeiner Größe erfüllen, die mächtiger iſt als alle Welten, als alle Glückſeligkeiten.

So umſchloß die von der kleinen Öllampe dämmerig beleuchtete Stube drei Bräute: zwei glückſelige, ſchlafende, irdiſche Bräute, — und eine ſüße, kleine Himmelsbraut, mit lichtem, klarem Herzen; eine Himmelsbraut, auch wenn ſie nicht ins Kloſter ziehen wollte, ſondern hier zu bleiben gedachte, in dieſem glücklichen Hauſe.

Mitten im Leiden nicht mehr beunruhigt, mitten in der Freude unbegehrlich, ſelbſt arm, alles andern gönnend, — nichts wollend ſelig.

Das iſt das Große, das Lebendige! Das iſt das Unantaſtbare!

Kußwirkungen

Am Marktplatz, im Eckhaus, das dem jetzigen Rathaus gegenüber liegt, da lebte zur Zeit, als die Ratsmädel mit allerlei Schwänken in der Wünschengaſſe ihr Weſen trieben, und Apothekers von ihrem Erker, den ein buckliges ſteinernes Weibchen auf den Schultern trägt, nach den Herrſchaften ausblickten, um rechtzeitig knickſen zu können, und das kleine Fräulein Muskulus mit ihrer dicken Perücke und mit dem Veilchenhut über den Platz ſcheegte und die Fabianen und die Kummerfelden und die Kameraden der Ratsmädchen, Budang, Horny und Schillers Älteſter vorüberwanderten, und es überhaupt von all den alten Weimaranern, von denen keine Feder und keine Faſer mehr übrig iſt, noch wimmelte, da wohnte im Eckhaus ein gelehrter und weiſer Herr, Rat Tiburtſius. Er wohnte da mit ſeiner Gemahlin, einer kleinen ſtatiöſen Dame, und ſeiner Haushälterin.

Kinder gab es im Hauſe nicht, dafür war aber alles blitzblank, vom meſſingenen Türknauf und dem Namenſchildchen an der Flurtür, bis zu dem meſſingenen Vogelkäfig an dem Fenſter über Madame Tiburtſius' Arbeitstiſchchen, und bis auf den letzten Meſſingnagelknopf in der Küche, bis auf die meſſingene Kuppellaterne, mit der Madame Tiburtſius abends von den Whiſtpartien abgeholt wurde, die der Reihe nach umgingen bei Apothekers, bei Madame Kirſten, der Mutter der Ratsmädchen, bei Madame Kummerfelden und auch bei Fräulein von Knebel im Schloß, der Erzieherin der Prinzeß Karolina, bei Tiburtſius' und noch einigen andern und auch bei Madame Schopenhauer. Es glänzte und glitzerte alles im Haus, auch die alte meſſingene Kohlenpfanne, die der Mutter ſelig, mit Geſangbuch und Lederkiſſen, winters in die Stadtkirche nachgetragen wurde und die jetzt

im Flur hing. Die Kaffeekanne, aus der Herr und Frau Tiburtſius nachmittags ihr Schälchen tranken, blendete die Augen, und der Präſentierteller, auf dem ſie ſtand, warf ihren Glanz und den ſeinigen zur Zimmerdecke hinauf und ließ grelle Lichtringel tanzen.

Und all dieſes Feuer fachte ein einziges Frauenzimmer an, das, wenn man ihr nur Zeit gegeben hätte und einen gehörigen Putzlappen, die ganze liebe Erde reingefegt haben würde. Dieſes Frauenzimmer war eine trockene, hagere Perſon, ſauber und kerzengerade, und wenn ſie mit ihren beiden ſtrahlenden Eimern zum Brunnen ging, der unter Apothekers Erker ſein Waſſer in das große ſteinerne Becken laufen ließ, und hinwandelte, rein wie eben erſt aus Gottes Hand mit ſamt ihren Eimern hervorgegangen, da ſchauten die Hausfrauen, die mit ihren Strickſtrümpfen und in großen Hauben an den Fenſtern ſaßen, verlänglich nach ihr aus und ſeufzten und übertraten regelmäßig den Katechismus, der da ſagt: Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Magd.

Aber das war ihre Sache, ſie mochten es damit halten, wie ſie wollten, ſündigen oder nicht ſündigen, es half ihnen doch nichts.

Tiburtſiuſſens Kathrine war in dem blinkenden Hauſe feſtgewurzelt, eher hätte der Stadtkirchenturm ans Umziehen gedacht, als daß Kathrine von ihrem Dienſt in einen andern getreten wäre.

Sie gehörte zu Tiburtſiuſſens, ſchon zur Zeit der Mutter von Madame Tiburtſius. Sie war es geweſen, die der alten Dame die meſſingene Kohlenpfanne, die jetzt unbenutzt, aber immer noch blinkend, im Flur hing, mit dem Feuerſtörer, dem Geſangbuch, dem Lederkiſſen in die Stadtkirche nachgetragen hatte. Leid und Freud hatte ſie mit ihren Leuten durchgemacht, hatte gewiſſermaßen Herrn Rat Tiburtſius mitgeheiratet und hätte es nahezu für eben einen ſolchen

Treubruch gehalten, wenn ſie ihn verlaſſen hätte, als wäre ſie ſein angetrautes Weib geweſen und nicht die Köchin und Haushälterin der Madame.

„Unſer Herr", ſagte ſie, wenn ſie vom Rat ſprach.

„Unſer Herr", ſagte auch Madame Tiburtſius, wenn ſie in Eifer kam über irgend etwas, was ihrer Meinung nach der Herr Gemahl hätte unterlaſſen können.

Tiburtſiuſſens Kathrine war aber mit ihrem Herrn und mit der Madame, trotz aller Treue und trotz aller Unmöglichkeit, ſich von ihnen und ihren Meſſingkäfigen, Meſſingknäufen, Meſſinghandhaben, Meſſingkeſſeln, Meſſingofentüren, Gabeln und Zangen, Leuchtern, Klingeln und dem meſſingenen Namenſchild jemals trennen zu können, durchaus nicht ſo ohne weiteres einverſtanden. Sah man ſie im Hauſe hantieren und auf den Markt gehen, ſo hätte man glauben ſollen, ſolche unanfechtbare, bewährte Sauberkeit, die könnte nur in allertiefſtem Frieden gedeihen, in einer Harmonie, von der man ſich eigentlich keine rechte Vorſtellung machen kann, ſondern die man nur für möglich hält auf der Inſel der Seligen oder an ſolch einem Orte, wo es weder Kaminfeger noch Heizung gibt, noch Straßenſchmutz und Staub, noch etwas Verſalzenes, Angebranntes, Geſäuertes, noch Mißverſtändniſſe aller Art, Zank mit Handwerkern, Tauwetter, Rauch und üble Laune, Ärger über Freunde und Feinde, noch alte Damen, die mit ihrem Mops auf Nachmittagviſiten gehen, weder alte Herren mit Tabakspfeifen, noch Kinder mit ſchmutzigen Schuhen und Musbröten.

Ja, und es war auch bei Tiburtſius' wie überall auf Erden. Es ging nämlich ganz natürlich zu, und der ungetrübte Glanz, der über allen Dingen lag, war nichts weiter, als was ſich eben mit unermüdlichen Fäuſten erreichen ließ. Tiburtſiuſſens Kathrine hatte ſo viel Ärger zu ſchlucken, ſo viel Leid, als irgendeine andre Sterbliche auch.

Sie umhüllte den Rat mit einer wahren Wolke von Reinlich-

keit und Sauberkeit — aber im Kern dieſer Wolke, da ſaß der Rat und paffte und ſteckte in einem ſchmierigen Schlafrock und in ausgeſchlappten Filzſchuhen und häufte Schmutz und Staub nnd Gelehrſamkeit auf ſeinen Schreibtiſch nnd rührte all dieſes untereinander und ſtreute Schnupftabak darüber und ſpuckte auf die Dielen und wiſchte ſich die Feder an den Kniehoſen nnd warf ſein weißes Perückchen auf die Akten, daß der Puder ſtäubte und ſich mit dem Schnupftabak und Rauchtabak und der Aſche und den Dochten, die er immer aus der Lichtputzſchere fallen ließ, auf ſeinem Schreibtiſch (dem Miſthaufen, ſagte Kathrine in ihren Selbſtgeſprächen) zu einem ſehr bedenklichen Überzug vermengte.

Das war ein Kreuz und ein Elend — und dies vor den Augen der Welt zu verbergen, war Kathrineus erſte Sorge, da war kein Opfer und keine Mühe groß genug.

Nichts macht den Menſchen mehr Spaß, ſcheint es, als eine Lüge zu verteidigen, eine Lüge groß zu ziehen, an eine Lüge zu glauben und glauben zu machen, eine Lüge am Leben zu erhalten, für eine Lüge zu leben und zu ſterben.

Die Leute ſollten nun einmal glauben, der Rat wäre ein Wunder von Sauberkeit, Pünktlichkeit, Ordnungsliebe und dergleichen löblichen Eigenſchaften mehr. Das hatte ſich Kathrine in den Kopf geſetzt, und nicht nur Kathrine, ſondern das rechtmäßig angetraute Weib auch ebenſo. Armer Rat, wenn du die Treppe hinabwanderteſt, in aller Unſchuld, wie war's dir dann, wenn die Küchentür aufflog und hinter dir drein ein Weibsbild fuhr mit Bürſten bewaffnet, der Tuchbürſte und der Samtkragenbürſte und, ohne zu reden, über dich herfuhr wie ein Hagelwetter, vom Kragen auf den Rock mit der ſanften Bürſte und der harten Bürſte in blitzſchneller Abwechſlung — und wenn, von den Bürſten angelockt, ſich noch eine Türe öffnete und die Frau Rätin mit ſanften Jammertönen und der Puderbüchſe und der Quaſte eilig ankam, um dir das Perückchen friſch zu ſtäuben und dein Zöpfchen

zwiſchen den Fingern zu nudeln — und dann das Bürſten von neuem begann — wild und eifrig, damit um Gottes willen Herr Rat nicht aufgehalten würde; alles in aller größter Devotion und ehelicher Liebe und Fürſorge!

„Und die Finger, Guſtävchen — und die Finger und das Fazeterl?

Die Finger —, Guſtävchen, haſt ſe doch erſcht gewaſchen?“ —

Was hatte doch die Frau Rätin für eine behagliche Stimme — ſo ein bißchen eine fette Stimme und ein wenig ſchnarrend.

Und wenn du glücklich draußen warſt, Herr Rat, da war es dir ein wenig ſchwindlig — da wackelteſt du mit dem Kopfe ein ganz klein wenig über dieſe Weibsbilder; aber nicht etwa ſo ſtark, daß man es mit unbewaffneten Augen vom Fenſter aus hätte wahrnehmen können. Beileibe nicht! Denn oben ſchaute die Rätin am Fenſter dir nach und öffnete das Schiebfenſterchen und rief einmal wie allemal: „Aber Guſtävchen, pünktlich zum Eſſen — damit wir den Nachmittag vor uns haben — Guſtävchen!“

Und dann gingſt du in deine Sitzung — da warſt du ein freier — ein großer Menſch.

In dieſe Sitzung ſprangſt du allemal wie der Froſch in den Teich, wenn du nur das Bild nicht übelnehmen willſt! Da kam dir nichts nach — gar nichts, da mußte alles draußen bleiben, unwiderruflich — alles, alles. Über die Schwelle — ein Schritt, und du warſt ein gefeiter Mann. Das war eine vortreffliche Einrichtung!

Manchmal aber in der Sitzung, da packte es dich ganz eigenartig, da war es dir zumute wie dem Schneck, der ſein Haus irgendwo hat ſtehen laſſen aus Vergeßlichkeit, wenn einem Schneck ſo etwas paſſieren könnte, und der ſich nun abſorgt, was derweilen wohl in ſeinem Haus geſchehen iſt, was

ſie wohl damit machen, ob ſie's ihm zertreten haben — oder ob was hineingekrochen iſt.

Ganz ſo war es dir zumute, lieber Rat — das weiß ich, und du würdeſt mir recht geben. Ja, das wäre dir lieb geweſen, wenn du nicht gewiſſermaßen nackt und bloß in die Sitzung hätteſt gehen müſſen, ſondern wie der Schneck dein Haus, dein Eigentum hätteſt überall mitnehmen können; wenn du mit deinem Schreibtiſch zuſammen hätteſt in die Sitzung gehen können — das wäre ſchön geweſen!

Und du mußt ſelbſt geſtehen, daß ein ſolcher Miſthaufen, wie dein Schreibtiſch mitten in einem blinkenden Hauſe, wie das deine eins iſt, nicht hineinpaßt; daß ein Miſthaufen entfernt werden muß, und daß es Hände gibt, die das unwiderruflich tun werden, wenn der Haufen gen Himmel ſtinkt, wie Kathrine ſagt.

Und dann, wenn du nach Hauſe kamſt, guter Rat, und es empfing dich ſo eine angenehme wohlbekannte Luft, eine eigentümliche Öde — fremd ſtarrte dich dein Zimmer an, wie eine Wüſte dein Schreibtiſch, die Dielen naß, kalt, fleckenlos, der Tabaksduft mit Seife- und Sandgeruch vermiſcht, der ſeelenvolle Zuſtand ertötet, alles kalt zuſammengerafft ohne Sinn und Verſtand, die Verbindung von Gelehrſamkeit, Schnupftabak, Rauchtabak, Aſche und Staub zerſtört, das Behagen verſcheucht — das haſt du oft durchgemacht, Herr Rat; anfangs gebrummt, geſchimpft, gezankt, aber das nahmen deine Weiber ſo ſelbſtverſtändlich hin wie eine Rechnung, verzogen die Geſichter nicht und ſtrichen deine Aufregung, deine Verzweiflung, deinen Jammer, deine Wut einfach ein, quittierten darüber, und die Sache war abgemacht.

Du warſt machtlos, Herr Rat, denn was wollteſt du tun; du warſt machtlos wie ein Verrückter zwiſchen ſeinen beiden Wärtern, die ihn ſeelenruhig toben, ſchreien, zappeln laſſen, bis der Anfall vorüber iſt, und ſich ſogar verſtändnis-

innig in ihrer Roheit über das Getu des armen Narren zu-lächeln.

Trotz aller deiner Gelehrſamkeit, Herr Rat, warſt du ein armer Narr. — Glaub's nur.

Von deiner Gelehrſamkeit ſahen ſie nichts, hörten ſie nichts, und wie ſie zu dem Wirtſchaftsgeld kamen, das immerhin deine Gelehrſamkeit ihnen einbrachte, darüber zerbrachen ſie ſich auch den Kopf nicht.

Sie bemerkten nur die Aſche, den Ruß, die rauchige Feuer-ſtelle, die die Flamme deines Geiſtes erzeugte, und hielten das für einfache Schmutzerei.

Und Schmutzerei konnten ſie beide nicht brauchen, die Kathrine, nicht, weil ſie Blankheit für wichtiger als Luft, Atemholen, Eſſen und Trinken anſah, und die Frau Rätin nicht, weil ſie immer Beſuch und Viſiten erwartete — und die bekam ſie von früh bis in die Nacht hinein.

Beſuch mit Nachteſſen und Viſiten mit Kaffee, einem Gläs-chen Wein und Kringeln. So waren Beſuch und Viſiten voneinander zu unterſcheiden bei Frau Rätin und Kathrine. Und dieſes Beſuch- und Viſitenerwarten, das war der zweite ſchwere Stein, der auf Kathrinens Herzen lag, und nicht nur auf Kathrinens. Die Frau Rätin war eine lebensluſtige Frau, die bei ſich dachte: „Es iſt, weiß Gott, genug, wenn eines im Hauſe ſauertopft. Gott bewahre." Die rundliche Rätin mit den muntern blauen Augen, dem kleinen, von runden Wangen eingeengten Mund, der ſtrammen, kugelrunden Geſtalt, die Frau Rätin, die ſo lachen konnte, daß alles an ihr ſchwabberte und ſchwabbelte, die wollte das Leben ge-nießen und genoß es.

Sie hatte ſo viel gute Freunde und Freundinnen, alte und junge, und war überall dabei und machte alles mit. Vor-mittags hielt ſie ſich, wie es einer guten Hausfrau geziemt, leidlich daheim, flickte, ſchaute der Kathrine nach, machte mit ihr Streifzüge in Herrn Rats Studierzimmer, ſobald er

ſelbſt ihm den Rücken gewandt hatte; ſie ging Mittwochs und Sonnabends hinunter auf den Markt und brachte die Morgenſtunden herum, wie es ein kinderloſes Weibchen mit einem grilligen Mann am Schreibtiſch in Weimar und anderswo je hingebracht hat. — — Aber am Nachmittag!

„Damit wir die Nachmittage vor uns haben, Guſtävchen." Das rief ſie nicht umſonſt täglich Herrn Rat aus dem Schiebfenſterchen nach, wenn er ſich in die Sitzung aufmachte.

Bei Tiburtſiuſſens und bei Apothekers ging es am luſtigſten zu von allen, die rings um den Marktplatz wohnten.

Bei Apothekers nahm groß und klein an jeder Feſtlichkeit teil, da floß Familienſeligkeit, Familiengenügſamkeit wie ein luſtiges Bächlein. Bei Rat Tiburtſius' aber ging der Geſelligkeitstrieb, der Trieb nach Feſtlichkeit und Luſtbarkeit von einem einzigen fetten Weibchen aus, das ſich breit und wichtig machte.

Kathrine haßte das ganze Gäſtewerk aus Grund ihres Herzens. Sie kamen zu jeder Zeit und hatten kein Einſehen. Ehe die Stiegen noch trocken waren, tappten kleine und große Füße darauf herum und ſchleiften den Straßenſchmutz wieder herein.

Die Kummerfelden, die alte Schauſpielerin und jetzige Nähleherin, die am Entenfang in ihrem winzigen Häuschen wohnte, kam angehatſcht durch dick und dünn, bei jedem Wetter.

Bei Tiburtſius' fand ſich alles mögliche zuſammen: die Fabianen, die ſie in Weimar Rabenmutter nannten, weil ſie jeden Winter, den Gott ſchickte, zum Ettersberg hinauswanderte und die Raben fütterte mit allerlei, was ſie bei den guten Freunden eingeſammelt hatte, worauf ſie mit ihren großen Filzſchuhen und mit gutem Humor, wie ein Rieſeneiszapfen, zur Kaffeeſtunde zu Tiburtſiuſſens kam und ihren unzerreißbaren Chriſtophorusmantel übers Treppengelän-

der hing, so daß beim Auftauen die Bäche davon herabrannen. Und ihre Freundin, die winzige Mamsell Muskulussen mit der dicken Perücke, und die wunderschöne Rätin Kirsten mit ihren beiden Ratsmädchen, und alle Apothekers, und der Kupferstecher Müller mit den Müllerschkindern, und nicht zu vergessen der Ratsmädchen Freunde, Budang, Ernst von Schiller und Horny, und Herr und Frau Egidi, ein junges Ehepärchen, und zu feierlicheren Gelegenheiten Madame Schopenhauer und Fräulein Adele, die Pogwischs, die ganze schöngeistige heilige Klerisei aus Frau Johannas Salon, August von Goethe und junge Leute seiner Bekanntschaft. — Wer sie alle aufzählen könnte, die Leute aus dem immer lustigen Weimar, die fleißig bei der dicken kleinen Frau Tiburtius aus und ein gingen und Kathrinens guten Kaffee tranken und die guten Kuchen aßen, die sie buk, und die Pufferts und die Wickelklöße und die appetitlichen Brotschnittchen — und bei besonderen Gelegenheiten ein Gläschen von Herrn Tiburtius' gutem alten Malaga zu schlucken bekamen, so lange, bis er aufgeschleckt war und der Herr Rat das Nachsehen hatte.

Und wie sie alle mit einem schlechten Gewissen an der Tür von Herrn Rats Arbeitsstube vorbeischlüpften und auch an der blinkenden Küche von Kathrine. Sie wußten gar wohl die Sachlage zu beurteilen; aber das störte sie nicht, durchaus nicht. Im Gegenteil, es hatte etwas Anregendes. Und wenn der Herr Rat ein bißchen maulwurfsmäßig in die schon stundenlang versammelte Gesellschaft seiner Frau trat, da wurde er gescholten und liebenswürdig gehänselt und zwischen zwei schöne Damen gesetzt, und mußte den Sakramenter spielen. Und brauchte man sein Arbeitszimmer zu lebenden Bildern oder als Garderobe oder sonst zu irgendeinem edlen Zweck: „Ausgeräuchert, alter Hamster", sagte dann irgendein Pfiffikus zu ihm, sein alter Freund, der Apotheker, oder Kupferstecher Müller oder sonst einer; irgend so eine Art Witz machten sie stets, gewöhnlich denselben.

Das ging ſo fort jahraus, jahrein.

Was half es dem armen Rat, daß er ein großes Licht der Wiſſenſchaft war, daß man in Weimar allerlei Anekdoten von ihm erzählte, daß die Marktweiber ihn nicht nur in eine Reihe mit Schiller und Goethe ſtellten, ſondern noch weit über dieſe hinaus, daß der Nachtwächter ihn ganz beſonders ehrfurchtsvoll grüßte, daß er ein ſehr geachteter Bürger war? Gar nichts. Er blieb eine armſelige, waffenloſe Kreatur, die nicht imſtande war, ihr Neſt zu verteidigen. Er wurde gebürſtet, überſtäubt und wieder gebürſtet, ſein Schreibtiſch wie ein Stall gereinigt, ſein Behagen durchkreuzt, verſcheucht, ſeine Atmoſphäre gelüftet, ſeine Gewohnheiten wurden mißachtet, ſeine Ruhe wurde geſtört, ſeine Stube genäßt, verſandet, ſein Wein verſchenkt — der Boden ihm unter den Füßen weggenommen. Er wußte es ſelbſt nicht, wie ſchlimm es war.

Kathrine aber ging hin und wieder ein trübes Licht über den Zuſtand ihres armen Herrn auf, einzig deshalb, weil auch ſie dem Trieb nach Geſelligkeit, der ihre Frau beherrſchte, feindlich im Grunde ihrer Seele gegenüberſtand. Sie kannte eine Geſchichte, die hatte der Wirt vom Stadthaus ihr erzählt, eine Geſchichte, auf die ſie ſtolz war, die ſich zugetragen hatte, als ſie ſchon längſt im Hauſe diente, von der ſie aber nichts erfahren, bis eben der Wirt vom Stadthauſe ſie ihr mitteilte, und die Geſchichte hatte ſich folgendermaßen zugetragen.

„Dein Rat iſt doch ein verteufelt Geſcheiter", hatte der Wirt ihr geſagt, während ſie ſich das Seidel Braunbier von ihm einfüllen ließ. „Da ſchaut er einmal zum Fenſter 'raus und gafft, und bei mir ſteht ein Bauersmann, ſo 'n Stoffel, der nicht dreie zählen kann — der ſollte in der Stadt einen Doktor holen, aber welchen — das hatte er dir vergeſſen. Und nun ſteht er da in ſeinen Lederhoſen, wie die Kuh vor dem neuen Tor, und weiß nicht, was hinten und vorn is — und kratzt

ſich hinter den Ohren. Da ſag' ich zu ihm: ‚Guck, da ſieht der Rat Tiburtſius zum Fenſter 'naus — der weiß alles. Wenn einer, ſo kann der dir's ſagen, den mußt du fragen.' Un richtig, der Schiebel geht auch und ſteht dir unterm Fenſter und glotzt 'nauf — und tut's Maul nich auf.

Da mach' ich mich auf die Strümpfe und mach' dem Herrn Rat mein Kompliment und ſag': ‚Herr Rat, der Mann da ſoll ſchnell einen Doktor aufs Land holen un weiß nich mehr, welchen.'

Der Herr Rat, der hört's dir nur — und ſagt gleich: ‚Das iſt ja wunderlich — das iſt ja wunderlich.'

Un Doktor Wunderlich, der war dir'ſch werklich, das hatte er gleich weg. — Der Doktor Wunderlich, der ſollte geholt werden. Es muß ſchonn à recht Gelehrter ſein, dei Rat." —

Und Kathrine erwog dieſe Geſchichte in ihrem Herzen und vergaß ſie nicht, und wenn es die Gäſte der Madame gar zu bunt trieben und den Frieden des Herrn Rat gar zu unverſchämt ſtörten und auch in ihrer Küche herumwirtſchafteten, das Mehl ſelbſt aus dem Faſſe holten, um Mehlhäufchen zu ſpielen, oder die blanken Kaſſerollen herunterlangten, weil ſie dieſelben zu Helmen in irgendeinem lebenden Bilde gebrauchten — da dachte Tiburtſiuſſens Kathrine, daß man ſo einen gelehrten Mann doch mehr äſtimieren ſollte. Das dachte ſie hin und wieder eine ganze Reihe von Jahren lang. Nun war einmal um Faſtnacht ein ſehr milder Februar, der ſeine zehn Frühlingstage, die er füglich geben ſollte, ſo verlangte man es damals in Weimar von ihm, auch wirklich gab; — es waren ſchon bald ihrer zehn beiſammen, und der Herr Apotheker und der Herr Kupferſtecher Müller und der Herr Rat Kirſten und der Herr Rat Tiburtſius und noch ſo und ſoviele ſagten, wenn ſie einander begegneten oder ein Geſpräch anfingen: „Heuer iſt's aber in ſchönſter Ordnung" — oder „Ein kapitaler Februar" — oder „Ein Staatsfebruar"

— oder „Heite ham mer enen Februar, der ſich gewaſchen hat" — oder ſonſt dergleichen etwas, wie es die alten Herren von damals zu ſagen liebten.

Die Jenenſer Botenweiber brachten ſchon Schneeglöckchen und Weidenkätzchen mit und erzählten Wunderdinge, wie weit ſie in Jena ſchon Weimar voraus wären.

Um dieſe Zeit war in den Rat Tiburtſius eine ſonderbare Luſtigkeit gefahren. Er trieb ſich außer dem Haus umher. Die einen ſahen ihn da, die anderen begegneten ihm dort. Er machte weite Spaziergänge, man hatte ihn mit Leuten auf der Straße reden ſehen, von denen man wußte, daß ſie mit Tiburtſluſſens nicht bekannt waren. Er war zerſtreuter denn je, ließ ſich von Kathrine auf der Treppe bürſten und von der Rätin beſtäuben und dann wieder bürſten, ohne etwas davon zu bemerken. Er ſuchte die Dinge, die er in der Hand trug, in allen Ecken, jammerte nach der Brille, die ihm auf der Naſe ſaß, bemerkte es ſcheinbar nicht, wenn ſie ſeinen Schreibtiſch abgekehrt nnd umgekehrt hatten, wurde von Kathrine ertappt, wie er ohne Hut ausgehen wollte, ſtatt des Hutes aber ſeinen alten Filzſchuh unterm Arm trug. So toll dies auch klingen mag, iſt es doch wirklich und wahrhaftig wahr und in Weimar auch bei alt und jung gar wohl bekannt. Es hat ſich ſo manche Geſchichte von dem Herrn Rat fortgepflanzt, und ich kann eine feierliche Beteuerung abgeben, daß überhaupt alles, was ich von dem Herrn Rat erzähle, vollſtändig auf Wahrheit beruht, wie überhaupt alles, was ich in dieſer Geſchichte zum beſten geben will.

Und wollte ich die Quelle verraten, aus der ich ſo manches Altweimariſche ſchöpfen darf, ſo bin ich verſichert, es würden ſich ſo vielerlei Forſcher und Wühler mit Eimern, Gelten und Schaffen aufmachen, um auch aus meiner Quelle zu ſchöpfen, daß ich wohlweislich ſchweigen werde. Sie würden mich fortdrängen. Sie würden behaupten, bei weitem wichtiger als meine Wenigkeit zu ſein. — Sie würden ſich mit

wiſſenſchaftlichem Eifer breit machen, würden mich anſchnauzen oder höflich erſuchen, Platz zu machen, weil ſie die Goethezeit mit allem Drum und Dran gepachtet zu haben vorgeben.

Übrigens, um gleich eine Ungenauigkeit, deren ich mich ſchuldig gemacht habe, ſelbſt zu berichtigen, ehe es andre tun, geſtehe ich, daß Herr Rat Tiburtſius keinen alten Filzſchuh unterm Arm ſtatt ſeines Hutes getragen hat, ſondern etwas andres, was ich mir aber erlaubt habe, des guten Tons halber in einen alten Filzſchuh umzuwandeln. Der Rat war eben mit ſeinen Gedanken ganz wo anders, als wo Kathrine und die Rätin meinten, daß er ſein müßte.

So ging es eine ganze Weile fort.

Die Leute trugen der Frau Rätin zu, daß der Herr Rat einen Kauf müſſe abgeſchloſſen haben; aber was er gekauft habe, das konnten ſie ihr nicht ſagen. Auf dem Stadtgericht war er auch geſehen worden. — Gott weiß, wo alles man ihn geſehen hatte! Auch hinter den Scheuern wollte man ihn geſehen haben.

Die Frau Rätin grübelte hin und her, ihre Gäſte grübelten, Kathrine grübelte. Man fragte, man ſprach allerlei Vermutungen aus. Die einen meinten, er habe ſich ein Reitpferd gekauft — darüber mußte aber die Frau Rätin lachen. Die andern meinten Pferd und Kütſchchen — da lachte die Frau Rätin ſchon weniger, das wäre ihr gerade recht geweſen. Einen Oxhoft Wein aus Frankfurt, glaubte der Apotheker. Andere wieder kamen darauf, er wolle der Stadt eine Schenkung machen. Man konnte nicht darüber einig werden, und der Rat ſchwieg beharrlich.

„Das iſt meine Sache — meine Sache — meine Sache!" fuhr er ſeine Frau an; zum erſtenmal ſeit Jahren fuhr er ſie wahr und wahrhaftig an, als ſie hinterliſtig und energiſch hinterliſtig in ihn dringen wollte.

Das erſchien ihr ſo ſonderbar, daß ihr gut gewöhnter alter

Gatte mit einemmal rebelliſch wurde, daß ſie etwas Unbeſtimmtes fühlte, was ſie veranlaßte, nicht weiter in ihn zu dringen.

Und ſo blieb er ſo weit unbehelligt.

Eines ſchönen Abends, als die Rätin zu der Schopenhauerin zur Whiſtpartie gebeten war, wanderte Herr Rat in ſeinem Zimmer auf und nieder und pfiff. — Er pfiff wirklich. — Wie ſonderbar es klang, und wie ſonderbar er es fühlte, dies Pfeifen! Seine Lippen waren ihm ordentlich ſteif geworden und juckten ihn. — Er hatte ſeit Jahrzehnten nicht gepfiffen, ſolang er Rat war, kein einziges Mal.

Aber heute! — Und er rieb ſich die Hände ganz vergnügt und ſchlürfte in ſeinen Pantoffeln ſehr ſchnell und ſehr eifrig auf und nieder.

Jetzt klappte er den Kleiderſchrank auf, ſuchte und kramte unten und oben auf dem Brett, wo ſein Schuhwerk ſtand, und auf dem, wo Hüte und Kappen lagen und wo eine Staatsperücke auf ihrem Stengelchen ſaß. Der nickte er zu und ſagte: „Du wirſt was erleben!“

Dann wirtſchaftete er zwiſchen Röcken und Kniehoſen und den geſtickten Weſten herum, und ein paar weiße, mächtige Halsbinden fielen oben vom Brett, wo ſie neben dem Perückchen gelegen hatten, und er trat darauf. Es knackte. Zuerſt merkte er's nicht, denn er wühlte ganz zu hinterſt im Schrank, aber jetzt ſteckte er mit dem einen Fuß in einer, und die hatte eine Mechanik und ſchnappte.

Da fuhr er mit dem Kopfe aus ſeinen Röcken, Hoſen und den geſtickten Weſten — und ſah nach, was angebiſſen hatte.

„Ei — ei — ei — ei!“ ſagte er betroffen und gedachte ſeiner Weibsleute. Dann legte er die Halsbinden vorſichtig, trotzdem er ſie bös zugerichtet hatte, wieder neben das Staatsperückchen — und kramte weiter.

Endlich hatte er, was er ſuchte, und zog ein Ungetüm von einem alten Flausrock hervor, einen hellen Flausrock, der

ihm von oben bis unten ging. Er ſchien, nach dem Zuſtand zu urteilen, in dem er ſich befand, der Vater von dem jetzigen alten Flausrock zu ſein, den der Rat gerade anhatte — oder auch der Großvater davon. Er war ſo eine Art Schlafrockheiligtum.

„Da ham mern", murmelte der Rat, hielt ihn ausgebreitet vor ſich hin und ſchaute den ſchäbigen Geſellen pfiffig an und ſchaute auf die Rutſchpartien von altbekannten Tintenflecken, auf ganze Wüſteneien, wo er die Feder jahrelang ausgewiſcht hatte, ſo daß glänzende Kruſten entſtanden waren, und ſchaute auf Tabak- und Bierflecken und unbeſtimmbare Flecken, als blickte er auf lauter Gemälde ſeines vergangenen Lebens.

Der Rock gefiel ihm. Der Rat ſchmunzelte und wickelte ihn ſorgfältig und feſt in eine Rolle, und mit einem Bindfaden band er ein paar große Latſchen darauf, ſchob dann das Paket in eine Ecke und ſtellte einen Lehnſtuhl davor und ging wieder im Zimmer auf und nieder eine ganze Weile, ſchaute hin und wieder zum Fenſter, und jetzt lugte er vorſichtig zur Tür hinaus. Es war ſtill, ganz ſtill — Kathrine mußte auch fort ſein.

Ein Zug tiefen Friedens lagerte ſich auf dem Geſicht des Rats. Er legte die Hände über ſein ſpitzes Bäuchlein, das ſich unvermittelt wie ein Schwalbenneſt an der hagern Figur angehängt hatte, und wandelte ſo weiter. Diesmal aber pfiff er nicht.

Er ſang mit einer knarrenden, ungeſchmierten Stimme, wie in der Kirche, wenn er ſeinen Choral abſang — aber ein gutes, herzerfreuendes Lied war es, kein Choral. Und nur die erſte Strophe davon — weiter nicht. Er ſang ſo ſchüchtern, als wollte er einer ſchönen Dame eine Liebeserklärung ſingend vortragen, und es lag ein ſonderbarer Ausdruck über ſeinem Geſicht, eine Erregung, etwas wie Reiſeluſt; die aber kannte und verehrte der Herr Rat nicht. Es war etwas anderes.

Die Sonne ging jetzt unter und warf ihre Frühlingsſtrahlen auf die gelbgetünchten Mauern des Stadthauſes, daß es golden glänzte, und die Strahlen, die in das große Becken des Marktbrunnens plätſcherten, ließ ſie wie lebendiges Silber glänzen.

„Wenn einer einen Garten hat."

Das ſang der Herr Rat mit zitternder, gerührter Stimme. Das mochte vielleicht eine Erinnerung ſein, eine Jugenderinnerung, eine Frühlingserinnerung, die ſich ins Herz ſchleicht, die das ganze Leben vergeſſen läßt und uns in die liebe, gute Jugend verſetzt, denn der Herr Rat hatte alles, nur keinen Garten, und er ſang genau ſo, als hätte er einen, nicht ſehnſüchtig und eigentlich auch nicht erinnerungsſelig, ſondern triumphierend — wirklich triumphierend. Und er ſchritt auf und nieder, ſtolz und unternehmend wie ein Hahn auf ſeinem Hof. Es war ihm wohl zumute, und damit wir's kurz ſagen: er hatte wirklich einen Garten. Er hatte einen Garten gekauft — für ſich ſelbſt einen Garten, kein Pferd mit einem Kütſchchen, und hatte auch der Stadt nichts vermacht. Gott bewahre!

Und jetzt war er dabei, ſowie die Dämmerung ein wenig dichter wurde, mit ſeinem Flausrock unterm Arme in ſein neu erworbenes Eigentum zu wandern.

Er hatte die ſonderbare, eines weltfremden Gelehrten würdige Idee gefaßt, ſeinen Garten geheim zu halten. Es ſollte ſo lang als möglich niemand etwas davon erfahren, und deshalb wartete er auf die Dämmerung und ſang das Gartenlied erſt, als er ſich überzeugt hatte, daß auch die Kathrine ausgegangen war.

Und endlich — endlich war es ſo weit. Der Rat ſchlüpfte in ſeinen Rock, nahm Stock und Hut, legte über den Flausrock und über die alten Latſchen ein zerknittertes Fetzchen blaues Papier, das er aus einem Fache ſeines Schreibtiſches

bedächtig hervorgesucht hatte, denn zu jener Zeit wurde eine solche Papierverschwendung wie jetzt, wo man einen ganzen Flausrock mitsamt alten Latschen bequem in ein einziges Zeitungsblatt wickeln könnte, nicht getrieben. Man dachte an eine solche papierne Flut, wie sie uns heute überschwemmt hat, damals noch nicht im Traume.

Dem Herrn Rat wäre aber so ein tüchtiger Fetzen Zeitung, wie die „Kölnische" etwa, gerade recht gekommen, denn er zupfte und reckte und strich an seinem blauen festen alten Papierchen, das gar nichts decken wollte, sondern nur wie ein Pflaster auf dem Flausrock lag. Schließlich nahm er ihn aber unter den Arm, wie es gehen mochte, schlich die Treppe vorsichtig, vorsichtig hinab, trotzdem er, als er zaghaft in die Küche geschaut hatte, überzeugt sein konnte, daß das Frauenzimmer mit den Bürsten ebensowenig daheim war als die Gattin mit der Puderquaste und der Puderschachtel.

Er war jetzt ein freier Mann; aber das Schleichen hatte er sich nun einmal angewöhnt.

Auf der Straße lief er so hastig mit seinem Bündel, als es sich irgend mit seiner Würde als Rat vertrug, durch die Wünschengasse unter dem Wittumspalais hin, die alte ausgetretene Treppe, die zur Esplanade führt, hinauf; da, unter den alten Linden war es schon recht dämmrig. Für den Flausrock war das gut, weniger für den Garten; aber diesmal kam es dem Rat mehr darauf an, sein Bündel in dem Garten glücklich unterzubringen. Er stellte sich vor, wie er den Flausrock dort aufhängen würde, damit er künftig alle Herrlichkeit in seinem Garten auch ganz kommod genießen könnte, denn im Staatsrock und in Lederstiefeln, das hätte ihm nicht gepaßt.

Bei den Schopenhauern mußte er vorüber, aber das schien ihm ungefährlich. Wie angepicht saßen sie bei ihrem Partiechen, hörten und sahen nichts, das kannte er. So ging er weiter und hinter dem Theater noch ein Stückchen Erfurter-

ſtraße, bis ans Erfurter Chauſſeehäuschen, dann ging die Herrlichkeit an. Ja, man war mitten ſchon darin — Garten an Garten, von dem alten Brauhaus an bis hinunter zur Wallendorfer Mühle.

Und nicht etwa ſo Staatsgärten, wie man ſie jetzt liebt, mit zementierten, runden, glatten Baſſins für ein einziges langweiliges Strählchen Waſſer, mit langweiligen runden und dreieckigen Beeten, auf denen wohlgeordnete Blumen von gleicher Höhe und gleicher Farbe wachſen, mit dünnem Gebüſch und breiten ſandigen Wegen, kurzgeſchorenen winzigen Grasfleckchen — keine ſo blechernen Gärten, in denen die Beete, Büſche und Raſenplätze wie ein Meublement ausſehen, Gärten, wie vom Tapezier arrangiert. Gar nicht! Das waren urwüchſige Gärten, geſegnete Gärten.

Und ſolch einen alten, guten Garten, nicht allzu weit von der Stadt entfernt, den zweiten von der Lottenmühle aus, den hatte der Rat Tiburtſius erworben. Wie zu einem Liebchen ſchlich er an den Gartenzäunen hin. Die Hand hielt er in der Taſche und faßte den Schlüſſel darin feſt, mit dem er ſich ſein Paradies aufſchließen wollte.

Jetzt waren die Leute ſchon meiſt daheim. Er begegnete zwiſchen den Zäunen keiner Menſchenſeele, die ihn irgend etwas anging — und jetzt ſtand er vor ſeiner Tür — ſeiner Tür, einer Tür aus zart ſilberglänzenden verwitterten Latten, und durch den Bretterzaun ſteckten Himbeerbüſche ihre grünen Finger. Es war Mai geworden, bis der Garten wirklich Herrn Rat Tiburtſius gehörte. Und über den Zaun quoll der Duft aus dem vollen grünen Garten — und der Duft gehörte dem Herrn Rat. Ehe er wirklich aufſchloß, ſchnaufte er ein paarmal tief.

So ein Duft aus dem eigenen Garten!

Den geraden Weg entlang, der auf ein Gartenhäuschen zuführte, ſtanden die Sommerblumen ſchon in dicken Knoſpen, und die Pfingſtroſen blühten in ganzen Ballen, und Iris-

blumen, blaue und gelbe. Die Äpfel- und Birnen- und Kirſchbäume trugen ſchon dickes, friſches Laub.

Die alten Eſchen und Birken, die das grünbemooſte Dach der Lottenmühle beſchatteten, ſchützten den Garten von Norden und hüllten ihn in einen dichten grünen Mantel. Wie geborgen lag er ſo in dem Dämmerlicht und quoll und blühte und knoſpte und duftete.

Ein Fledermäuschen ſchwirrte vom Mühlbach her, und die großen Bündel des geſtreiften Bandgraſes raſchelten und wiſperten ganz fein im Winde wie Schilf — nur weicher.

Und alles war ſo weich, ſo voll, ſo lebendig — Farben lugten aus der Dämmerung. Die Laubmaſſen wurden immer dicker, floſſen immer mehr zuſammen, und es war feierlich im Garten des Herrn Tiburtſius.

Der ſtand immer noch mit dem zuſammengerollten Flausrock mitten auf dem Weg, ohne ſich zu regen.

Ihm war ſo wohl! Wahrhaftig, er traute ſich nicht, ſich zu rühren. Kein Menſch wußte von ihm, ahnte, wo er ſich befand und wie er ſich befand, und er kam ſich vor wie ein Vogel in einem grünen verſteckten Neſt, den keines Menſchen Auge treffen kann. Und wieder ſummte und brummte er das Gartenlied, aber jetzt zwiſchen den Zähnen:

„Wenn einer einen Garten hat."

Er hätte ſich vor einer lauten Stimme, auch vor der eigenen, in dem weichen, vollen Garten erſchreckt.

Der Flausrock wurde jetzt auseinandergerollt und im dumpfen dunklen Gartenhäuschen, in dem es nach Sämereien, trockenem Laub, alten Weidenkörben und etwas moderig roch, aufgehängt. Der Rat mußte mit den Händen nach einem Nagel ſuchen. Eine wilde Weinranke tippte währenddem ein paarmal an das Fenſterchen. Es war ſo heimlich.

Jetzt ging er hinaus und tappte vorſichtig zwiſchen den Gemüſebeeten hin und her, bückte ſich und befühlte die Salat-

pflanzen, die ſich ſchon zu Köpfen ballten. So zart und elaſtiſch waren ſie und fühlten ſich etwas fettig an. Dem Rat lief der Tau, der ſich in den tauſend Schlupfwinkeln ſo eines Salatkopfes eingeniſtet hatte, kühl über die Finger.

Ein Nachtfalter flog auf. Von den Feldern her hörte man die Grillen zirpen, und die Luft war voll Laubduft. Und manchmal trug ein Windchen den unausſprechlich zarten Duft der vielen blauen und gelben Irisblumen durch die Luft, und auch die Pfingſtroſen, die eigentlich faſt duftlos blühen, empfand man deutlich. Und von der Lottenmühle her kamen ganze Wolken von Geißblattblütenduft, ſo gewürzig, ſo vielgeſtaltet; bald empfand der Rat dieſen wundervollen Duft wie Vanille, bald wie alle ſchönen bekannten und unbekannten Düfte zuſammengebraut.

Das Rauſchen des Mühlbachs drang auch herüber und das Klappern und Dröhnen des Mahlwerkes, ganz dumpf, und die Birken und Eſchen rauſchten dazu. — Die Dunkelheit ſank immer tiefer herab, und der Herr Rat taſtete ſich aus den Gemüſebeeten heraus, um nichts zu zertreten, und machte ſich auf den Heimweg. Ehe er aber die Tür öffnete, blieb er noch lange ganz verſunken ſtehen und atmete den ſchönen Gartenfrieden ein, und die Dunkelheit verbarg ihn mit allen ſeinen Schätzen vor aller Welt, mit ſeinen Pfingſtroſen, ſeinen Iris- und Bandgrasbüſchen, ſeinen knoſpenden Sommerblumen, ſeinen Salatköpfen, Zwiebeln, Kohlrabiknollen und Krautköpfen, ſeinem Dill und ſeinem Gurkenkraut, ſeinen Stachelbeerbüſchen, Himbeerbüſchen, Bertramſtauden und den hundertfach knoſpenden Zentifolienbüſchen.

Und als er endlich zwiſchen den Zäunen wieder der Stadt zuging, da kam er wirklich wie von ſeiner Liebſten — und zu Hauſe ließ er kein Wörtchen verlauten.

Die Rätin fragte auch nicht, als ſie ſpäter von der Schopenhauern zurückkam. Sie nahm an, er wäre im „Elefanten“ bei ſeinen alten Herrn geweſen. — Und unter denen ging es

das eine Mal ſo zu wie das andere Mal, da war nicht viel zu fragen und zu antworten zwiſchen einem alten Ehepaar.

Am andern Abend, aber bei weitem früher, machte er ſich wieder auf. Bei ihm war das Haus voller Leute. Es ſchnatterte bis in ſein Studierzimmer, und in der Küche wurde gebacken und geklappert. Es war großer Damentee.

Wieder konnte er völlig unbemerkt davon kommen und arbeitete im Flausrock ſtundenlang und goß ſein Gemüſe und ſaß vor dem Gartenhäuschen und paffte aus ſeiner Pfeife, ſchaute in den blauen Himmel, hörte auf eine Lerche, die draußen in den Feldern aufſtieg, ſchnaufte tief den Duft ſeines vollen Gartens ein, und der Duft miſchte ſich mit den Tabakswölkchen aus ſeiner Pfeife.

Die Vorübergehenden konnten ihn nicht ſehen, denn der alte Bretterzaun war hoch, und von den Nachbargärten war er auch nicht ohne weiteres zu belauſchen. Dieſer Umſtand hatte viel dazu beigetragen, den Herrn Rat zum Ankauf dieſes Grundſtückes zu beſtimmen.

Aus dem einen Garten hörte er Kinderſtimmen. Sie ſangen:

„Es fuhr ein Bauer ins Holz,
Es fuhr ein Bauer ins Kirmſenholz,
Ki — ka — Kirmſenholz,
Es fuhr ein Bauer ins Holz.“

Es machte ihm Spaß, zuzuhören. Es machte ihm überhaupt alles Spaß.

Und er hatte ſo ein verſchmitztes Lächeln, der Rat, ein Lächeln, wie es, ſolange er Rat und Gatte der Frau Rätin war, ſeine Muskeln niemals inkommodiert hatte.

Zum erſtenmal fühlte er, was es heißt, Herr im Hauſe zu ſein. Darüber mußte er nun wieder lächeln, denn ſo ganz geheuer kam es ihm doch nicht vor.

Daß ſie es aber in Weimar mit dem Garten noch nicht heraus hatten, war doch ſonderbar, ging es dem Rat wieder

durch den Kopf. Wirklich, das war ein ſeltener Glücksfall. Eigentlich nicht zu glauben. Der Zinngießer Lange, mit dem er den Handel abgeſchloſſen hatte, der mußte wirklich ſo weit reinen Mund gehalten haben.

Und es dauerte auch noch eine ganze Weile. Vier Wochen lang ſchlüpfte er nun ſchon wie der Fuchs in ſeinen Bau, und es war ihm, als ſtände er unter ganz beſonderer göttlicher Fürſorge. Der Herr Rat wurde dadurch frech und unvorſichtig, war nicht zu blöde, ſeiner Gattin die erſten Salathäupter in die Küche mit heimzubringen und ein paar Porreeſtauden und Dill und Gurkenkraut, was zu einem ordentlichen Salat gehört.

Darüber ſchüttelten die Rätin und Kathrine die Köpfe, denn es war durchaus nicht ſeine Art, etwas heimzubringen. Der Salat aber war vortrefflich.

Es ſchien aber auch eine beſonders günſtige Zeit für die Heimlichkeiten des Herrn Rats zu ſein, denn ſeine Gattin genoß mit ihren Bekanntinnen und Bekannten den Sommer mit einer erſtaunlichen Energie.

Nach dem Eſſen, kaum daß ſie ihr Schläfchen abgehalten, lief Kathrine mit dem Strickbeutel der Rätin zum Konditor Ortelli und brachte ihr den Beutel ganz appetitlich gefüllt wieder mit heim. Und die Frau Rätin nahm ihn dann, ſetzte ſich den großen Hut auf und band den Longſchal um und trug den Beutel wieder aus. Der Herr Rat konnte darauf von ſeinem Fenſter aus ſehen, wie ſeine Gattin ſich in der Nähe des „Elefanten", der dem Hauſe des Herrn Rat gerade gegenüberlag, poſtierte und wie eine Schildwache auf und nieder ging. Zuerſt mutterſeelenallein, denn ſie war eine pünktliche Frau — dann geſellten ſich allerlei Perſonen zu ihr und gingen mit ihr auf und nieder. Aus der Wünſchengaſſe kamen verſchiedene, die allermeiſten. Die Schopenhauer mit der Adele und den Pogwiſchs, die Kirſtens, die Mutter und die Ratsmädchen; gewöhnlich auch die Begleiter der beiden

Mädchen, die guten Freunde, und auch Bekannte von den Pogwiſchs. Es ſchwoll wie eine Lawine an. Aus der Apotheke kam's dann auch und aus Müllerſch ihrem Haus, und die kleine Muskuluſſen kam angerannt und manchmal auch die Kummerfelden mit einigen Schülerinnen, manchmal auch mit allen, wie es ſich gerade traf.

Und dieſe Lawine aus lauter lebensluſtigen jungen und alten Weimaranern und Weimaranerinnen lachte und ſchnatterte und ſetzte ſich endlich in Bewegung. Entweder nach Tiefurt zu oder nach Belvedere oder Ettersburg oder Tröbsdorf, nach Buchfahrt, was ſie aber „Buffert" nannten, nach Ehringsdorf oder Oberweimar, nach allen möglichen Dörfern und Neſtern, die jetzt in Weimar aus der Mode gekommen ſind, nach Süßenborn und Taubach, nach dem Röbchen und nach Nora.

So genoß man damals den Sommer, wo noch keine Menſchenſeele daran dachte, eine Badereiſe zu machen oder in die Sommerfriſche zu gehen.

Oftmals ging es auch in einen Garten zu einem Bratwurſtfeſt. Jeder alte Weimarſche Garten hatte ſeinen kleinen Herd im Freien, einen gemauerten Herd, auf dem ein Roſt ſtehen konnte zum Wurſtbraten. Das waren Altäre der Geſelligkeit.

Davon weiß jetzt keine Menſchenſeele mehr etwas, wie herrlich das geweſen, wenn aus dem Garten die blauen Wölkchen aufſtiegen, die Würſte ſich auf dem heißen Roſte wanden, dann platzten und rauchig dufteten, und die Leute im Garten beieinander ſaßen mit Weißbroten und Bier, hauseingelegtem Bier, „Hausmuff" nannten ſie's, und mit Gitarre und Geſang.

Da eben wurden die alten ſchönen Lieder geſungen:

„Wenn einer einen Garten hat."

und ähnliche Lieder.

In dem Garten des Herrn Rat Tiburtius ſtand auch ſo ein Bratwurſtherd, und es war ihm mehrmals ſchon das Waſſer im Munde zuſammengelaufen, wenn er davor geſtanden hatte. Aber lieber das Waſſer im Munde haben als eine Wurſt, wenn man den ganzen Lärm, der ſo eine Wurſt begleitete, mit in den Kauf nehmen mußte.

Nein — nein — lieber keine Wurſt!

Es war ihm auch ſchon einmal im Garten in einer müßigen Stunde das Gelüſte gekommen, ſich ganz allein ein Paar Würſte zu braten — das wäre gegangen, aber der Rauch! Den hätten ſie in allen Gärten geſchnuppert. — Und ſo allein Würſte braten wäre auch nicht recht geweſen; aber verlockt hatte es ihn — ſehr verlockt.

Als eines ſchönen Nachmittags die ganze Lawine, deren Kern die Frau Rätin bildete, ſich, wie es hieß, nach Tröbsdorf bewegt hatte, ging er wieder in den Garten. Es wurde ihm jetzt ſchon gar nicht leicht, ſich mit Amtsgeſchäften auszureden, wenn die Rätin ihn fragte: „Aber Guſtävchen, heute kommſt du doch nach — kommſt uns wenigſtens entgegen?“ Das war doch ſonſt nicht ſo, dachte die Frau Rätin und ſchaute ihren Gatten immer verwundert an. Und wie er diesmal im Garten war, fiel es ihm auf die Seele, daß es eigentlich ſo nicht fortgehen könne, und das ſtimmte ihn ſchwer und ſchmerzlich. Es ſchien ihm, als wäre der ſchöne Friede ſeines Beſitztums nicht mehr ſo rein. Er dachte aber wie ein Schleicher: „Iſt's bisher gegangen, wird's auch weiter gehen. Hat es bisher niemand verraten, verrät's auch vielleicht noch lange niemand“, und beruhigte ſich damit und goß ſeinen Salat und die Radieschen und alles, was der Zinngießer Lange geſäet hatte und der Herr Rat ernten ſollte.

Es fuhr ihm durch den Kopf, wo er einmal mit all dem Gemüſe hin ſollte — und wenn das Obſt reifte — die Kirſchen glühten ſchon zwiſchen den grünen Zweigen: ja, was

ſollte er mit all den Dingen machen? — hm — das wußte er nicht recht.

Er war heute eben nicht ſo harmoniſch geſtimmt. Allerlei wollte ſich eindrängen, was ihm nicht paßte. Es lag ſo in der Luft, war ſchwül und trüb heute. Der Garten war ſo dicht und grün und voll, ſo ſommerlich und ſtill, und der Bach rauſchte, und das Mühlwerk klapperte dumpf und dröhnend.

Er machte ſich heute früher als ſonſt auf den Heimweg, vor Dunkelwerden. Vorſichtig ſchloß er ſein Türchen auf und trat behutſam hinaus, ſchaute nach links: da war die Luft ſauber, keine Menſchenſeele zu bemerken — ſchaute nach rechts — und ſtand wie vom Blitz gerührt. — Ja, wo hatte er denn ſeine Ohren gehabt? — Drei Gartentüren vor ihm da flimmerte es ihm vor den Augen, da kam es angerückt. — Ihm ſchien es wie Tauſende von Menſchen, Tauſende von Hüten, ſchlenkernden Armen, Tauſende von Strickbeuteln und Sonnenknickern, mit denen auch geſchwenkt wurde. — Das war die Lawine, die doch heute in Tröbsdorf hätte ſein ſollen. Und mit welchem Lärm kam dieſe Lawine an! Dem armen Rat ſchwindelte.

„Ja — ja — ja — was iſt denn das?“ riefen aus dem Gewirre verſchiedene Stimmen zugleich.

„Aber Guſtävchen — Guſtävchen!“ — Das war die Stimme der Rätin. — Und jetzt kam es ihm zum Bewußtſein, daß er die Hand noch am Schlüſſel hatte, um ihn abzuziehen — das hatte die ganze Lawine geſehen, da war nichts zu machen. Er ließ die Hand, wo ſie lag, und blieb regungslos — und da waren ſie ſchon alle um ihn.

„Na, Alter, was iſt denn das?“ ſchmunzelte der Apotheker.

Die alte Kummerfelden drängte ſich vor und blickte den Herrn Rat mit ihren großen, runden Augen an.

„Aber Guſtävchen! — Aber Guſtävchen!“ Das war wieder die knarrende Stimme der kleinen Rätin. „Was iſt denn

das? Aber Guſtävchen! Wo kommſt du denn her? Haſt du denn hier Amtsgeſchäfte?" Das klang ſehr ernſt und als ſollte noch viel danach kommen. Sie drängten ſich alle um ihn wie bei dem Spiele Wickelkloß, das bei den Kindern auf Weimars Gaſſen ſehr beliebt war und noch iſt, und wobei derjenige, welcher im Kern des Wickelkloßes ſteckt, Gefahr läuft, von den andern erdrückt zu werden. Der Rat faßte ſich aber, nahm alle Kraft zuſammen und ſagte: „Das iſt mein Garten. — Ich komme — ich habe — ich komme aus meinem Garten — ich habe mir nämlich einen Garten gekauft."

„Aber Guſtävchen!" rief die Frau Rätin.

Das war gewiß das wenigſte, was ſie rufen konnte. Aber die Frau Rätin, die kleine, fette Frau, war Meiſterin darin, in das einzige „Aber Guſtävchen!" ganz unglaublich viel zu verpacken.

Sie hatte ſich das ſehr bequem eingerichtet, wie überhaupt ihren ganzen Haushalt. „Aber Guſtävchen!" in hundert Variationen. Sie konnte auf dieſer einen Violinſaite ganze Lieder und Muſikſtücke ſpielen.

Und der Herr Rat hatte ein gutes Gehör für dieſe verſchiedenen Tonarten. Er ging im Takt danach wie ein alter Regimentsgaul.

„Aber Guſtävchen!" rief die Rätin noch einmal, wie ein kleines vollgeladenes Gewitter.

Die Kummerfelden ſagte, als ſtände ſie noch auf der Bühne und ſpräche zum Publikum gewendet: „Einen Garten hat er alſo gekauft, und kein Pferd und kein Kütſchchen."

Und Mamſell Muskulus zwitſcherte: „Ach du meine Gite! — Du meine Gite!"

„Sapperlot!" rief der Apotheker, und das junge Volk lachte. — Und ſie riefen alle durcheinander alles mögliche in Weimarſcher Urſprache.

„Ne aber!" — „Herr Jemine!" — „Herr Jes!" und machten ein arges Geſchrei damit.

Die Kummerfelden aber ſagte: „Na, Kinders, da woll'n mer uns doch aber auch einmal den Garten anſehen." — Und geſagt getan. Die Tür ging auf.

Alle machten der Rätin Platz, denn ſie war die nächſte dazu, und nun ſtrömte es hinein und riß den armen Rat mit ſich.

Im Garten war das erſte, daß Frau Rätin den Herrn Rat ein wenig beiſeite nahm. Sie hatte eine tiefgekränkte Miene aufgeſetzt mit ſo viel Grandezza, als womit ſie ihre Hüte und Hauben aufzuſetzen pflegte. Und diejenigen, welche dem Paar am nächſten ſtanden, hörten verſchiedene ſcharf betonte „Aber Guſtävchen!"

So zornig die kleine ſtatiöſe Rätin aber auch ſein mochte und ſo viel Recht ſie dazu hatte, ſo tat es ihr der Garten mit den vielen luſtigen Leuten und dem vielen Gemüſe, dem Obſt und den Sommerblumen und den pflückreifen Kirſchen und dem Sommerhäuschen und dem Bratwurſtherde und dem Beerenobſt doch auch an.

Und alle waren in der beſten Stimmung; der arme Rat mußte wahrhaft Spießruten laufen; ſie kühlten alle ihr Mütchen an ihm und hänſelten ihn und zeckten und neckten ohne Aufhören.

Was half es dem Rat, daß er ein ſo gelehrter Mann war und mehr wußte als die ganze Geſellſchaft zuſammengenommen, daß zu verſchiedenen Malen ſein Name in den Jenaer Horen rühmlichſt erwähnt war? Gar nichts half es ihm, gar nichts!

Als ſie im Sommerhäuschen ſeinen Flausrock und die alten Latſchen und die große Pfeife entdeckten, brach ein Hallo aus. Sie drängten mit ſolcher Wucht in das Häuschen, alle auf einmal, um den Flausrock zu betrachten, daß es den Anſchein hatte, als wollten ſie die ſtille, winzige Bretterbude, in der es ſo heimlich nach Moder, Sämereien, Erde und alten Weidenkörben roch, auseinanderſprengen.

Und mitten in dieſem Gedränge, mitten im Häuschen, mitten unter lauter Stimmen, die nicht müde wurden, den Rat zu bearbeiten und zu ärgern, erhob ſich plötzlich eine, die rief und alle andern wie mit einem Schlag verſtummen ließ: „Kinder, wie wär's mit Bratwürſten?"

Das hatte eingeſchlagen — und es zeigte ſich, daß die alten Weimaraner wahren Feldherrnblick hatten, wenn es galt, ein Vergnügen beim Zipfel zu faſſen; denn wer weiß, was alles dazu gehört, ein wirkliches und wahrhaftiges Bratwurſtfeſt zu feiern, der würde geſpannt ſein, wie das ſo plötzlich und völlig unvorbereitet zuſtande kommen ſollte.

Aber es kam zuſtande. Das junge Volk wurde in aller Eile nach allen Seiten hin ausgeſchickt, um zu holen, was zu holen war. Die einen mußten in die „Armbruſt" laufen und die Würſte herbeiſchaffen. Der Apotheker wußte ganz genau, daß die „Armbruſt" heute Würſte hatte, und Holzkohlen, die würde der Armbruſtwirt, wenn er ein ſchönes Kompliment vom Apotheker überbracht bekam, gewiß hergeben.

Hausmuff, den ließ Frau Rat Kirſten von ihren Ratsmädchen und Budang bei ſich aus dem Keller holen, um ihn zum Feſte zu ſtiften. Der Apotheker lieferte die Brote. Meſſer, Gabeln und Gläſer, die mußten von dem gebracht werden, der am nächſten wohnte; aber es wohnte niemand am nächſten.

Sie wohnten zumeiſt alle in der Wünſchengaſſe, auf dem Frauenplan oder am Markt, nur die Kummerfelden, die aber hatte nicht ſo viel Teller.

Da blieb die Schopenhauern, die war aber nicht mit zugegen. Zu der ſchickte die Frau Rätin und ließ ſagen: „Eine ſchöne Empfehlung und ob die Frau Schopenhauern und die Fräulein Adele ihr die Ehre geben wollten, in der Frau Rätin ihren Garten zum Bratwurſtfeſt zu kommen, und ob ſie die Güte hätten, ein paar Teller, aber viele Gläſer und viele Gabeln und ein paar Meſſer dem Überbringer mitzugeben."

Es war alſo von jetzt an der Garten der Frau Rätin — und das fiel niemand auf — nur dem Rat fiel es auf.

Und es gab an dieſem Abend wirklich Bratwürſte im Garten, dem Rat brauchte das Waſſer nun nicht mehr im Munde zuſammenzulaufen.

Über die Verwendung des Gemüſes und des Obſtes konnte er ſich nun auch beruhigen. Darüber ſaßen ſie an dieſem ſelben Abend ſchon zu Gerichte; die Frau Rätin trieb einen wahren Handel. Zu einer gewiſſen Zeit ſollten Apothekers beginnen, ſich den Salat zu holen und die Mohrrüben, und zum Einmachen konnte die Schopenhauern bekommen, was es für ſie gab; die Müllerſch und die Kirſtens und die Kummerfelden ſollten alles, was die Rats nicht brauchten, ſeiner Zeit ſich für ein Billiges erſtehen.

Und nun ſangen ſie an dieſem Abend alle:

„Wenn einer einen Garten hat."

Nur der Herr Rat ſang nicht mit.

Ein wunderſchönes Feſt, das ſo wie vom Himmel herabgefallen war.

Die Frau Rätin ſagte: „Wahrhaftig, ſo ein Garten iſt mir doch immer abgegangen."

Der Apotheker und der Kupferſtecher ſprachen dem Hausmuff zu, als die Würſte noch in der „Armbruſt" nicht fertig geſtopft waren — und der Apotheker brachte verfrühte Trinkſprüche aus, die alle den geheimnisvollen Kauf des Herrn Rat in der Mache hatten.

Er hob ſein Glas mehrmals mit immer neuen Variationen:

„Der Rat, das iſt ein ſchlauer Mann,
Der wollte einen Garten han,
Der kauft ſich einen Garten
Und ließ die andern warten."

Solch dummes Zeug ſang er, und ſie fanden es herrlich.

Der Apotheker war ganz außer dem Häuschen und konnte es nicht satt bekommen, seinen alten Rat zu ärgern.

„Siehst du," sagte er, „nun mach' dir's aber auch bequem, mein Schatz, und zieh deinen schönen Flausrock an und die Latschen und stecke die Pfeife an, damit wir doch auch sehen, wie du schändlicher Kerl hier so kommod umeinander geschoben bist."

Und es half dem armen Rat nichts, der Apotheker hatte so etwas an sich, daß er immer das aussprach, was in den andern noch unbewußt schlummerte.

Jetzt stürzten sie wieder in das gebrechliche Sommerhäuschen, so, als wollten sie's zum Platzen bringen, und holten den Flausrock, brachten ihn angeschleift und rissen sich um die Latschen und brachten die Pfeife, und der arme Rat mußte beim Schein eines Windlichtes wirklich in seinen Flausrock kriechen und in die Latschen, und der Apotheker hielt sich den Bauch vor Lachen. Und so saß der Rat und mußte den Behaglichen spielen wie auf einer Maskerade.

In dem armen Rat kochte und braute etwas. Es war ihm sein Lebtag noch nicht so miserabel zumute gewesen. Wenn er sich auch die Entdeckung seines Gartens manchmal vorgestellt hatte, so, in solcher Gestalt, hatte er sie sich nicht vorgestellt. Das sind ja lauter Teufel! Die Menschen sind ja Teufel! dachte er in aller Heimlichkeit, ohne einen Mucks zu tun.

Er war wirklich noch nie innerlich zornig gewesen. Äußerlich zornig zu sein hatte er ganz verlernt, und das war das Schlimme und Ungesunde.

Er ließ sich den Apotheker ungestraft in aller Frechheit vor den Augen herumzappeln, ließ sich von ihm höhnen und besingen und rührte sich nicht. Er ließ sich alles gefallen und machte den liebenswürdigen Wirt und ließ sich eben gar nichts davon merken, daß unter dem Flausrock nachgerade ein Hexenkessel braute.

Wie ein Verzweifelter dachte und dachte er: Wie werde ich ſie nur wieder los, die Beſtien? Und war ganz bereit, dazu Pläne zu ſchmieden — aber — aber —

Es war nun einmal geſchehen, und die vielen Frauenzimmer, denen er zu Hauſe davongelaufen war, deretwegen einzig und allein, um ihnen entwiſchen zu können, er ſich dieſen Garten gekauft hatte, die würden nun tagtäglich, wenn es ihnen paßte, hereingequollen kommen. — Und dieſe unaufhaltſamen Tees und Damenkaffees, die Spielchen ohne Ende — denn was war natürlicher, als daß ſie hier ihre Whiſtpartien abhalten würden?

Was ſah er nicht alles kommen!

Aber das ſollte denn doch nicht alles ohne weiteres geſchehen! Der Rat verlegte ſich aufs Grübeln. Das Grübeln, das war ja ſein eigenſtes Element. Was hatte er an langen Winterabenden bei ſeinem Leuchter mit dem grünen Schirm nicht alles ſchon ertüftelt und ergrübelt!

Und jetzt! Das waren denn doch andre Dinge, dieſe wiſſenſchaftlichen. Wer das kann, der wird doch auch ein paar Frauenzimmer loswerden können.

Während die Bratwürſte brieten, ſpazierte er in ſeinem Garten im Dunkeln umher und ſah im Geiſte Dinge, die ihm die Galle überlaufen ließen.

Seine Frau würde ſich einen Schlüſſel machen laſſen, das wußte er im voraus, und der Kathrine auch einen; die Kathrine würde dann im Garten zu putzen und zu wirtſchaften anfangen wie in ihrer Küche, unter den Büſchen raſcheln und kehren, das Sommerhäuschen ſcheuern und putzen und auf alle Weiſe Ordnung ſchaffen. Das erboſte ihn. Und er erlebte im Geiſte gallig weiter, wie ſein alter Garten Feſte auf Feſte feierte, ein Kirſchenfeſt, ein Beerenfeſt, Bratwurſtfeſte in ſchwerer Menge, auch ein Perlzwiebelfeſt — natürlich. Da ſah er ſchon die ganze Geſellſchaft um das lange, ſchmale Perlzwiebelbeet herumliegen und die Zwiebelchen aus dem

Erdreich herausklauben; damit wollten ſie ihm jedenfalls einen Gefallen tun, die Unſinnigen — wie ihn das ſchon im voraus zur Wut reizte! Und ſeine Phantaſie malte ihm weiter aus, wie Kathrine während der Arbeit allen Kuchen präſentierte, und wie dem mit einem vorſündflutlichen Appetit zugeſprochen wurde.

Sein arg erboſter Geiſt ſah in wilden Vorſtellungen alle Frauenzimmer auf den Knien liegen, in der Erde wühlen und in große Flocken Mohnkuchen beißen, die Kummerfelden in ihrem geblümten Kleid und die Muskulus mit der großen Perücke, welche die Fabianen einen Fußſack nannte; über der Perücke hatte ſie zum Überfluß noch den ewigen Veilchenhut auf. Das ſah der Herr Rat in ſeiner Wut alles unheimlich genau vor ſich.

Da lag auch noch die lange Adele Schopenhauer und Madame Schopenhauer und die Rätin Kirſten und die Ratsmädchen mit ihren Freundinnen und Freunden und die Apothekerin mit ihrer Schwägerin und die Müllerſch Frauenzimmer und noch viele mehr — eben alle, die jetzt auch leibhaftig im Garten bei den Windlichtern, die ſchon hergebracht worden waren, herumwirtſchafteten.

Und auf die Frauenzimmer hatte der Herr Rat einen Hauptärger, die waren damals und ſind jetzt noch in Weimar ſtark vertreten.

Jetzt war das Maß voll, über und über voll — das Blut des geduldigen Mannes war endlich in Wallung geraten — in eine ganz wütende Wallung. Wie er ſo hellſehend und außer ſich umherlief, kamen ihm die Ratsmädchen gerade in den Weg gelaufen. Dieſe Rackersmädchen hatten ein Leben wie zehn Katzen, das war ſeine Meinung. Sie würden an allen Enden des Gartens, wie ſchon jetzt, zu gleicher Zeit ſein und unter allen Beerenſträuchern hocken und immer mit einem Gefolge von ſo und ſo vielen. Sie waren damals ſo Mädchen von vierzehn, fünfzehn Jahren. „Die reinen Räu-

berhauptleute!" brummte der Rat in seine große weiße Halsbinde mit der Mechanik hinein.

„Wie sind alle diese Frauenzimmer zu vertreiben — diese Bestien?" Das war und blieb es, worüber der Herr Rat rachsüchtig und leidenschaftlich grübelte. — Und mit einem Male, ganz plötzlich, wie so die guten Ideen kommen, da hatte er's — da rieb er sich die Hände in seiner Wut und flatterte im Flausrock wie ein großer, unheimlicher Nachtfalter die dunkelsten Wege auf und nieder.

Inzwischen war alles nun in Gang gekommen. Die Rätin hatte heute ihr karmesinrotes Kleid an, das ihre dicke kleine Gestalt wie eine Haut umspannte. Um den Nacken trug sie die goldene Hochzeitskette. Sie saßen jetzt vor dem Gartenhäuschen in einem Kreis und tranken Tee und stippten Kuchen, den hatte die Schopenhauern für das allgemeine Wohl geliefert und war selbst gekommen.

Die Herren standen hinter den Stühlen der Damen und sprachen aufs ehrerbietigste. Sie machten andre Gesichter als kurz vorher, und es hatte den Anschein, als wäre die lustige plappernde Lawine im Handumdrehen zu einer Gesellschaft allerersten Ranges geworden, die sich nicht so ohne weiteres gehen lassen kann, wie es bei einem Bratwurstfest sich eigentlich gehört. Alle legten jetzt der Wirtin eine ganz gewaltige Portion Steifheit und Wohlanständigkeit zu Füßen.

Die Schopenhauern hatte nicht nur Adelen mitgebracht, auch den Arthur und mit ihnen die ganze erhabene Stimmung.

Arthur räkelte sich auf einem Stuhl vor der Gartenhaustür und verbreitete Schweigen um sich her. Wenn ein Stein ins Wasser fällt, zieht er Kreise, und Kreise zog auch Arthur Schopenhauer in den Gesellschaften, in die er fiel oder fallen mußte, Kreise des Schweigens und des Verstummens.

Und tat er je einmal seinen großen Mund auf, dann schaute seine Frau Mama mit angstvollen Augen auf ihn.

Heute ſprach er wieder einmal gar nicht. „Ein rechtes Kreuz für ſo eine geſcheite, liebenswürdige Dame wie die Schopenhauern", dachten die Frauen.

Und nicht genug, daß er ſchwieg. Er lag auch noch wie ein Alp auf allen andern. Er „glubſchte", wie die Weimaraner ſagen, ſo von unten auf mit ſeinen großen blauen Augen, und um ſeinen Mund ſpielte der blanke Hohn, wenn eins etwa neben ihm ſprach, wie ihm der Schnabel gewachſen war.

Ein ungemütlicher Burſche!

Der Herr Rat machte jetzt wieder den liebenswürdigen Wirt, dienerte nach allen Seiten, präſentierte ſeinen Nachbarinnen die Zuckerdoſe und die Tabaksdoſe. Es war ihm in den langen Jahren ſeiner Ehe ſo allerlei andreſſiert worden. Wenn einer von der Geſellſchaft aber den Herrn Rat beobachtet hätte, würde er etwas Sonderbares an ihm wahrgenommen haben.

Er ſchaute ſich ganz verſunken bald das eine, bald das andre Frauenzimmer an, ſinnend und prüfend, als wollte er eins davon kaufen, oder als hätte er irgendwie ſonſt eine Wahl zu treffen, oder als hätte er ſich aufs Malen verlegt und wollte eins beſonders ſtudieren. Er war manchmal ganz verſunken, ſo daß Frau Rätin ſich einmal genötigt ſah, ihn ein wenig anzuſtoßen und ganz leiſe: „Aber Guſtävchen", zu ſagen.

Während die Herrſchaften vor dem Gartenhäuschen ſich ſtandesgemäß benahmen, brieten Kathrine und die Waſchfrau unter den Kirſchbäumen die Würſte, ſetzten die Windlichter hin und trugen die dampfenden Herrlichkeiten haufenweiſe auf.

Das war für die am Gartenhäuschen verlockend genug, um mit der Grandezza jetzt einzupacken. Sie wußten es zwar alle, daß die Rätin es liebte, wenn man ſich hin und wieder etwas bei ihr betat, wie ſie in Weimar ſagen; damit war es nun aber aus, denn die Schopenhauers hatten ſie jetzt überwunden.

Höchſt zierlich führten ſich die Herrſchaften noch zu guter Letzt zu den Wurſtſchüſſeln, als wollten ſie zu einem Menuett antreten, und ſetzten ſich wieder mit viel Komplimenten, um nun endlich mit einem Wolfshunger über die Herrlichkeiten herzufallen.

Der Herr Rat war der einzige, der den Würſten nicht ſtark zuſprach, aber dafür ganz gehörig, gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, dem Hausmuff, ſo daß ein leiſes, wohlmeinendes „Aber Guſtävchen" zu ihm angeſchwirrt kam, mitten durch das Stimmengemurmel.

Nach dem Eſſen ſpazierten einige im Garten umher, andre ſpielten Rats- und Antwortſpiele und benahmen ſich, wie es ſich für geſättigte Menſchen geziemt. Den Rat ſah man mit der Kummerfelden umherwandern. Das war ſonſt nicht ſeine Art, ſich mit den Frauenzimmern ſo intim einzulaſſen.

Sie gingen den tiefen Garten entlang, der Lottenmühle zu, und die Kummerfelden wunderte ſich über den galanten Rat.

Jetzt waren ſie in der Nähe des Mühlbaches angelangt, der rauſchte nächtlich, und über das Mühlrad ſtürzte das Waſſer. Da, mit einem Male, war es der Kummerfelden ganz ſonderbar zumute, ganz beängſtigend und traumhaft. Es war ihr, als packte ſie der Herr Rat um die Hüften — und dann — als führe er ihr mit dem Kopf in das Geſicht.

Ja, er fuhr ihr mit dem Kopf ins Geſicht und ſtieß ſie an die Naſe, und um die Hüfte hielt er ſie wirklich gepackt. Und der Kummerfelden war es, als ſchöbe er ſie dem Mühlbache zu.

„Herr, du meine Güte," ging es ihr durch den Kopf, „was hat denn der Mann? — Sollte er tobſüchtig geworden ſein?"

„Teure, verehrte, geliebte Kummerfelden!" ſagte der Rat wütend in ſeine große Halsbinde mit Mechanik hinein und

würgte die erschreckte Kummerfelden wieder. Der wurde es angst und bang, sie hätte schreien mögen, verließ sich aber fürs erste auf die eigenen Kräfte, denn „Schreien", das kam ihr doch zu unreputierlich vor. Wie ein Blitz fuhr ihr ihre ganze Nähschule durch den Kopf und der Skandal, wenn man sie schreien hören und sie und den Herrn Rat so miteinander finden würde, denn er war immer noch ganz ungebärdig und fuhr ihr beständig mit dem Kopf ins Gesicht.

Alle Szenen, in denen sie früher aufgetreten war in Leipzig, Hamburg und Weimar, gingen mit unbegreiflicher Geschwindigkeit durch ihre Seele, aber da war keine, die mit dieser einige Ähnlichkeit gehabt hätte, es müßte denn eine Liebesszene gewesen sein — ach du barmherziger Gott — so ein sträflicher Gedanke! Der alte, wohlverehelichte Rat und sie, die Kummerfelden? Die Bezeichnung „alt" ließ sie in diesem Falle der Geschwindigkeit wegen wohl aus, denn alles, was die Kummerfelden jetzt dachte und im Geiste durchlebte, das war in ein paar Sekunden hineingezwängt.

Jetzt aber alle Achtung und allen Respekt beiseite, den sie für Herrn Rat hegte! Jetzt, als er immer noch nicht aufhörte, sondern fortfuhr, sie mit seiner Person zu bedrängen, gab sie ihm einen ganz gehörigen Puff vor die Brust mit ihren kleinen festen Armen. Der Herr Rat stöhnte etwas auf, und die Kummerfelden nahm ihr geblümtes Kleid zusammen und sprang aus dem Gestrüpp am Mühlbach durch dick und dünn, durch Gemüsebeete und Blumenbeete mit schiefer Haube der Gesellschaft und den Windlichtern zu.

Und der Rat dachte: „Die kommt mir nicht wieder!"

„Ja, Kummerfelden," rief der Apotheker lachend, „was ist mir denn das? Wie sitzt denn Ihre Haube und weshalb sind Sie denn so umhergesprungen? — Ich habe Sie ja springen sehen."

Die Kummerfelden fuhr mit beiden Armen nach ihrer Haube, die saß ganz miserabel; aber sie konnte nicht ant-

worten, die arme Kummerfelden, denn ſie war völlig außer Atem und wollte das nicht merken laſſen. Ihr gutes, menſchenfreundliches Herz ſchlug nach dem Dauerlauf zum Zerſpringen.

„Na, Kummerfelden," ſagte der Apotheker wieder, „was iſt mir denn das? Iſt Ihnen denn ein Spuk begegnet — oder — oder wie wär's denn mit noch einem Gläschen?"

Da traf ihn aber ein entrüſteter und würdevoller Blick der alten, guten Dame.

„Ich verbitte mir das, ich verbitte mir das!" Das rang ſich ihr mühſelig aus der Bruſt. „Mich hat eine Katze erſchreckt!"

„Aber ſo zu ſpringen! — Ich habe Sie ja geſehen." Der Apotheker bekräftigte ganz gewaltig, daß er ſie geſehen, und ſtützte die beiden fetten Händchen auf die runden Beine.

„Nun, dann hat Er mich eben geſehen!" antwortete ſie ärgerlich und nach Luft ſchnappend.

Jetzt kam die Rätin dazu, und die Kummerfelden legte die Hände ihr auf die Schulter und ſchaute ſie an mit einem Paar ſo großer, mitleidsvoller Augen, wie man die Frau möglicherweiſe in der Sterbeſtunde ihres Mannes anſehen würde.

Die Kummerfelden tat es ſo ausdrucksvoll, denn ihr Mienenſpiel war durch ihre ſchauſpieleriſche Laufbahn gelenkiger geworden als das anderer Leute.

„Na, Kummerfelden, was haben Sie denn?" ſagte die Rätin ganz betroffen.

Mittlerweile aber wanderte der Herr Rat wieder mit einem weiblichen Weſen im Garten auf und nieder, und wieder kamen ſie in die Nähe des Mühlbaches, in die tiefſte Dunkelheit hinein, und wieder packte der Rat ſein Opfer. Aber diesmal hatte er ſich ſchon mehr gefaßt als bei der Kummerfelden, da war er nicht Herr ſeiner Bewegungen geweſen, hatte

eine unſinnige Angſt ausgeſtanden, ſo daß die doch gewiß erfahrene Kummerfelden über das, was ſich zwiſchen ihr und dem Rat abgeſpielt hatte, im unklaren geblieben war. Diesmal war kein Zweifel. Er hatte die kleine Mamſell Muskulus regelrecht auf den Mund geküßt, war aber ſtatt auf den Mund in den Mund geraten, denn ſie hatte ihn vor Schreck weit aufgeſperrt.

Er aber korrigierte eifrig dieſen Zwiſchenfall und küßte ſie ein paarmal tüchtig auf die Wangen, ſo daß ein Zweifel gar nicht mehr aufkommen konnte.

„Ach, Herr Rat — ach, Herr Rat —“ liſpelte die kleine Mamſell verſchämt, und der Herr Rat fühlte einen Augenblick ihren Kopf und die große weiche Perücke an ſeiner Bruſt ruhen. Die kleine Mamſell war ganz überwältigt, fühlte vorderhand gar nichts weiter, als daß ſie geküßt worden war, und dies Gefühl durchſtrömte ſie wie eine neue Lebensquelle.

Der Herr Rat hatte gemeint, ſie würde nun auch die Kleider zuſammennehmen und davonſtürzen wie die Kummerfelden, und es wurde ihm ſonderbar, als dies nicht geſchah. Die Muskuluſſen wandelte mit ihm auf und nieder in der tiefen Dunkelheit, und er fühlte, wie ſie nach ſeiner Hand taſtete, ſie erfaßte und liſpelte, daß man ſtark ſein müſſe, daß ſie ihm von jeher ſehr ergeben ſei — aber ebenſo ſeiner Gemahlin, und daß ſie wiſſe, was ſie dieſer vortrefflichen Frau ſchuldig ſei. Mamſell Muskulus ſprach wohlgeſetzt und tiefbewegt und wurde dem Herrn Rat ſehr unbequem, ſo daß er ſich beeilte, ſie wieder in die Nähe der Leute zu führen.

Sie ließ ſich auch von ihm führen, wohin er wollte. Und als ſie in dem Schein der Windlichter traten, bemerkte der Rat, daß Mamſell Muskuluſſen einen ganz verklärten Ausdruck hatte.

Aber ohne zu denken, ſtürzte er ſich wieder auf eine andre; diesmal jedoch war er an die Adele Schopenhauer geraten,

da war's ihm angſt und bange dabei; er beſchränkte ſich darauf, ihr am Mühlbach die Hand zu küſſen und die Wange zu ſtreicheln, und es war ihm zumute, als hätte er ſich dieſe Freiheiten gegen Pallas Athene ſelbſt herausgenommen. Die junge Adele donnerte ihn nieder mit einer Hoheit und ſchriftſtelleriſchen Gewandtheit, die ihn verblüffte und erſchreckte, und in wahrer ſittlicher Empörung verließ ſie den verblüfften Rat am Mühlbach und wandelte ruhig gemeſſen ihres Weges.

„Der Teufel auch", dachte der Rat; aber er war nun einmal ein ganzer Mann, und wenn er eine gute Idee ausgeheckt hatte, ſo mußte ſie auch durchgeführt werden, und ſo ſtürzte er ſich wie ein Tiger wieder auf ein Frauenzimmer — und wieder auf eins — und wieder auf eins — und wieder auf eins, wie raſend, und wurde ganz gelenkig dabei, ſpitzte die Lippen mit einer wahren Virtuoſität und wütender Zärtlichkeit, denn ſeine Wut hatte ſich gewiſſermaßen in Zärtlichkeit verwandelt.

Jetzt kam ihm eine junge, beſcheidene Frau in die Arme gelaufen, die kleine Frau Egidi. Die ſtieß aber ſolche Jammertöne aus, daß es dem Rat erſt recht angſt wurde.

„Ach mei' Mann — mei Mann! — Was wird mei' Mann ſagen!" rief ſie laut und ängſtlich, ſo daß der Rat fürchtete, ſie würden alle zuſammenlaufen, und daß er von ihr fortſtürzte und ſie verblüfft ſtehen ließ.

Da liefen aber dem Mord- und Kußluſtigen gerade noch die Ratsmädchen in die Quere. „Dieſe Krabaten!" dachte er, denen kann's nicht ſchaden, wenn ich ſie ein bißchen erſchrecke, die brächte ich mir gern vom Hals. Sie waren wie immer beide zuſammen, und als ſie dem Rat begegneten, gingen ſie mit ihm, und er machte kurzen Prozeß und gab jeder einen gehörigen Schmatz, der die Ratsmädchen aber durchaus nicht erſchreckte; ſondern ſie hakten ſich in ſeine Arme ein, äußerſt vertrauensvoll, und Röſe bog ſich hinter dem Rücken

des Rats zu ihrer Schweſter Marie hinüber und flüſterte: „Du, der ſcheint uns ja doch gewogen, da können wir uns ja ganz gehörig über die Stachelbeeren hermachen. Ich habe doch immer gemeint, er kann uns nicht leiden.“

Inzwiſchen hatte ſich aber in der Geſellſchaft vor dem Gartenhäuschen etwas Sonderbares abgeſpielt: es war, als hätten die vortrefflichen Würſte und der gute Hausmuff ihre Kraft verloren, als wäre nur alles eine Art Luftſpiegelung geweſen und als hätten die Gäſte der Frau Rat noch gar nichts im Magen. Es mußte mit den Leuten etwas geſchehen ſein. Der Frau Rätin war ſo etwas noch nie vorgekommen, die erſchien ſich wie verraten und verkauft unter ihren guten Freundinnen.

Mit der Kummerfelden hatte es angefangen, die hatte mit einem Male ſo ein paar närriſche Augen gemacht, als wäre der Geiſt der Verwirrung in ſie gefahren, dann war mit einem Male die Muskuluſſen aufgetaucht wie eine Trauerweide. Die Schopenhauers hielten mitten in der Geſellſchaft über irgend etwas geheimnisvoll Familienrat, und überhaupt tuſchelte man überall miteinander.

„Was iſt denn nur, was haben denn die?“ ſagte der Apotheker ganz verblüfft zur Rätin.

Die junge, beſcheidene Frau Egidi ſaß da, als hätten ihr die Hühner das Brot gefreſſen. Wie ſchon geſagt, mit allen war es mit einem Male nicht richtig. Es lag eine drückende, ſchwüle Stimmung über der ganzen, ſonſt nach vollbrachter Mahlzeit ſo überaus heiteren Lawine, und auf die Rätin fielen manchmal unerklärliche Blicke, ſo etwa, als hätten in einem Kaufmannshaus die Gäſte früher von dem Bankerott des Mannes erfahren als die Hausfrau und betrachteten ſie ſich daraufhin.

Der armen Rätin wurde es wirklich ganz bänglich zumute — und wo ſteckte denn nur ihr Mann —?

„Aber Guſtävchen!“ rief ſie in die Dunkelheit hinein, als es ihr immer unheimlicher wurde unter ihren Gäſten. Und als der Rat endlich kam, da war der Höhepunkt der unerklärlichen peinlichen Stimmung erreicht, da erhoben ſich die Schopenhauers, Mutter und Tochter, und verabſchiedeten ſich eiſig und gingen, von dem Sohn begleitet, als wendeten ſie gefallenen und verkommenen Menſchen den Rücken, und mit Schopenhauers brachen alle plötzlich auf — und fort waren ſie. Apothekers gingen auch mit, denn eins zieht nun einmal das andere nach ſich.

Und im dunklen Garten befanden ſich alsbald nur noch der Rat, die ganz verblüffte Rätin, Kathrine und die Waſchfrau.

So aber blieb es nicht nur an dieſem Abend und nicht nur im Garten. Der Rat, die Rätin und Kathrine lebten mit einem Male im Haus am Markt wie auf einer einſamen Inſel; keine Katze kam zu ihnen, denn die Weimaraner Damen waren, wie der Rat richtig berechnet hatte, ſehr tugendhaft. Die Rätin und Kathrine wurden ganz tiefſinnig vor Grübeln. Der Rat aber ging jetzt unbehelligt in ſeinen Garten und wirtſchaftete dort wieder im Flausrock. Den erſten und zweiten Tag kümmerte es ihn ein wenig, daß er bemerkte, wie ein paar Bekannte ihm ganz augenſcheinlich aus dem Weg gingen.

Er wurde vom Hochgefühl getragen, wie es eine gelungene wiſſenſchaftliche Arbeit ihm ſonſt einflößte. Diesmal aber hatte er auch auf einer Seite, wo er ſonſt immer Niederlagen erlitt, Triumphe gefeiert, und außerdem ſah und hörte er nichts weiter.

Im Garten harkte er über die tiefen Fußſpuren, die die Kummerfelden in ſeine Beete gedrückt hatte, warf die zertretenen Salatköpfe auf den Kompoſthaufen und ordnete alles, was ſeine gute Idee angerichtet hatte.

Aber nach und nach wurde es ihm ſelbſt ungemütlich. Das Haus am Markt wurde ſo ſtille wie ein Grab; ſeine Frau ſaß in ſich gekehrt, war ſtumm und bedrückt zu jeder Tageszeit, und ihre großen, runden Augen ſchauten immer fragend die Wände an.

Eines ſchönen Abends begegnete er Mamſell Muskulus, die ihn ganz eigentümlich anblickte, gerade ſo, als wenn ſie wieder Appetit hätte. Der Rat aber machte lange Schritte und ſchüttelte ſich in der Erinnerung an die Strapazen, die er durchgemacht hatte.

Zu Hauſe wurde die Stimmung immer ſchwüler, immer bänger. Er fand jetzt ſeine Frau mit rotgeweinten Augen. Sie war ganz hilflos, ganz verwirrt. Im Herrn Rat regte ſich etwas — er wußte ſelbſt nicht recht was, etwas Unbequemes, Fatales. Das Eſſen ſchmeckte ihm nicht mehr. Er ertappte ſich darauf, daß er die Einſamkeit ſeines ſchönen Gartens gar nicht ſo oft aufſuchte, als es das Opfer, mit dem er dieſe Einſamkeit erkauft hatte, verdient hätte; er ſaß mit etwas Ähnlichem, wie einem ſchlechten Gewiſſen, oben in der Studierſtube, und wie ihn früher der Lärm geſtört hatte, ſo ſtörte ihn jetzt die Stille.

Auch von Apothekers ließ ſich niemand blicken. Das Vertreibungsmittel hatte ganz niederträchtig gewirkt.

Eines ſchönen Nachmittags zur Kaffeeſtunde ſchellte es, und Madame Kummerfelden kam. Die Rätin ging ihr ganz betreten entgegen. Und Madame Kummerfelden kam feierlich, ſetzte ſich aufs Kanapee und fragte nach dem Ergehen und ſprach auch vom Wetter, was ſie ſonſt nicht zu tun pflegte, und ſchließlich legte ſie wieder die beiden Hände auf Frau Rats Schultern und ſchaute ſie wieder ſo verdächtig mitleidig an, wie damals im Garten, daß es der Rätin eiskalt den Rücken hinunterlief — und dann kam die ganze Paſtete von Anfang bis zu Ende — alles, was geſchehen und nicht geſchehen war, was geſagt und nicht geſagt war, mitſamt dem

ganzen Klatsch von Beteiligten und Nichtbeteiligten — und daß die Schopenhanern keinen Schritt mehr ins Haus setze, und daß die junge Frau Egidi gesagt habe, ihr Mann werde den Herrn Rat fordern, und daß er selbst die harmlosen Ratsmädchen geküßt habe, was sie in aller Unschuld erzählt hätten — und daß er sie, die Kummerfelden, auch geküßt habe auf eine ganz wütende Weise, so daß sie es gar nicht für Küssen gehalten, sondern gemeint habe, daß er sie in den Mühlbach habe werfen wollen, und daß er tollwütig geworden sei — und daß die Rätin es sich nicht allzusehr zu Herzen nehmen solle, da es nun einmal geschehen und man im allgemeinen alles und jedes von jedem Mannsbild zu gewärtigen habe, daß ein Mannsbild immer eine Bestie sei, es möge sich stellen, wie es wolle — und daß sie, die Kummerfelden, von den Mannsbildern überhaupt nichts halte, was sie auch trieben.

Jedenfalls stehe der Scheidung wohl kaum mehr etwas im Wege, Zeugen habe sie die Hülle und Fülle, und das sei in solchem Fall von größtem Wert.

Von der Muskulus sagte die Kummerfelden kein Sterbenswörtchen, denn die Muskulussen hatte die ganze Zeit über niemand gesprochen, die hatte sich mit ihren Liebesgefühlen in ihre Dachkammer zurückgezogen und wußte davon noch gar nichts, daß sie ihre Küsse mit einem Dutzend Schwestern zu teilen hatte.

„Aber", sagte die Kummerfelden, „der Herr Rat. — Mein Gott, für die Ehrbarkeit selbst hätte man ihn halten sollen, so ein gescheiter, gelehrter Mann! — Es ist wie ein böser Traum."

Die Kummerfelden hatte immer allein gesprochen, und die arme Rätin saß ganz bewegungslos da, starr und steif, und ihre großen runden Augen fragten die Wände um Aufklärung. Sie verstand nichts recht, sie war ganz auseinander — ganz wie zertreten. Ihre Gestalt fiel zusammen, als würden

ihr die Knochen weich und könnten das langgewohnte Fleisch- und Fettpolster nicht mehr aufrecht tragen, — und in diese Situation trat völlig unvermutet, leidlich harmlos der Herr Rat — und wurde von der Kummerfelden wie ein Begrabener und Auferstandener angeblickt — und von seinem Weibe wurde er gar nicht angeblickt — und zum erstenmal in ihrem Leben kam jetzt kein „Aber Gustävchen!" über ihre Lippen. Sie war verstummt. Und so saßen und standen sich die drei gegenüber.

Dem Rat fiel es wie eine Zentnerlast auf die Seele, als er in die richtenden Augen der Kummerfelden gesehen hatte. — Das waren Augen, wie sie nur auf einem ganz Gesunkenen ruhen konnten — und da die Kummerfelden eine mutige Frau war, so prasselte von neuem alles Gesagte und Nichtgesagte, alles Geschehene und Nichtgeschehene, alles Beschworene und Beschlossene auf das unglückliche Paar los.

„Ja, aber Madame Kummerfelden, so ist ja denn das aber doch gar nicht!" rang es sich protestierend aus der Kehle des Herrn Rats — und nun fing der Rat an zu erklären — und predigte erst tauben Ohren — aber so nach und nach tante bei der Kummerfelden die sittliche Entrüstung auf, und sie schaute den Rat an — und in ihren alten lustigen Augen blitzte es. Das waren wieder die Augen der Kummerfelden, die Kirchenfenster, mit denen sie den verworfenen Rat angeschaut hatte, mochten nur so eine Art Kraftleistung gewesen sein.

„Also erschrecken haben Sie die Frauenzimmer wollen — haben gemeint, mit Küssen lassen sich Frauenzimmer vertreiben — na ja — gewissermaßen in gewissen Fällen schon. Freilich, wenn Sie sie alle so geküßt haben wie mich — dann glaub' ich's schon eher — dann schon. Aber wer küßt denn auch so! Großer Gott, nicht einmal küssen kann so ein gelehrtes Mannsbild! Wundert mich nur, daß es die andern schließ-

lich für das genommen haben, was es hat ſein ſollen — wundert mich."

Die Kummerfelden kam in allerbeſte Laune.

„Aber daß ich auf ſo etwas nicht gekommen bin, ich alte Gans!" rief ſie ein Mal über das andre Mal, „daß ich mit den andern Weibsbildern Ach und Weh geſchrien habe! Ei, ei ei, ei, das ärgert mich aber!"

Und jetzt tat ſich die Tür auf, und Kathrine brachte die blinkende Kaffeekanne auf dem ſtrahlenden Präſentierteller und Kuchen und Taſſen und das Zuckerdöschen.

Und mit einem Schlage war es wieder, wie es immer geweſen, urgemütlich, und auch die Erſtarrung der armen niedergedrückten Rätin löſte ſich — und das erſte Zeichen eines normalen Zuſtandes war das, daß ein ganz unglaublich betontes „Aber Guſtävchen!" ihr über die Lippen kam. — Und darüber lachte die Kummerfelden wieder ſo herzlich, wie nur ſie lachen konnte.

Und wie es die Kummerfelden geſagt, die Geſchichte, auf welche Weiſe der Herr Rat ſeine Gäſte aus dem heimlich gekauften Garten hatte vertreiben wollen, kam ganz gehörig in Weimar herum und wurde bei Hof erzählt und bei Exzellenz Goethe und bei den Bürgersleuten, überall. — Die Weimaraner von damals verſtanden einen Spaß zu würdigen, der Herr Rat ſtieg in aller Achtung, die kleinen Leute hatten überhaupt Vertrauen zu ihm und ließen ſich nun bei jeder Gelegenheit von ihm beraten, brachten ihm ihr Erſpartes und fragten ihn, was ſie ihre Söhne werden laſſen ſollten.

Und wer in den Tagen, als die Geſchichte, wie und weshalb der Herr Rat die Frauenzimmer geküßt hatte, herumgekommen war, ſeinen Spaziergang machte, der ging hinaus, um ſich den Garten des Herrn Rat Tiburtſius wenigſtens durch die Bretter genau anzuſehen. Und die guten Freunde und Bekannten, die ſtrömten nur ſo ins Haus und in den

Garten, um zu zeigen, daß ſie in keiner Weiſe etwas gegen den Herrn Rat hätten, und in dem alten Garten, ganz wie es der Herr Rat an jenem Abend vorausgeſehen hatte, fanden nun wirklich Feſte über Feſte ohne Ende ſtatt — Verſöhnungsfeſte.

Und der Herr Rat dachte, daß man ein ſehr gelehrter Mann ſein und doch dem Leben gegenüber ein rechter Eſel bleiben könne — und daß ſelbſt dem geſcheiteſten Manne die Frauenzimmer immer über ſind und über ſein werden, denn es änderte ſich trotz aller ſeiner Schlauheit gar nichts — nicht das geringſte im Leben des Herrn Rat Tiburtſius.

Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten

Im alten Rödchen zu Weimar

Im Rödchen bei Weimar, da hat vor Zeiten ein Dorf gestanden; jetzt ist es ein einsames niedriges Gehölz, von etlichen hohen Eichen und Buchen, Ahorn und Erlen überragt; das zieht sich, sanft ansteigend, bis an den weiten, schönen Buchenwald hin auf dem langgestreckten Rücken des Ettersberges, dem Wahrzeichen der guten Stadt Weimar.

Das Dorf ist längs vergessen und versunken, ein Bruderkrieg hat es vom Heimatboden weggefegt, wie so manches andre Dorf und Städtchen, von dessen Dasein kein Mensch mehr weiß.

Aber einst hat es gestanden und geblüht, das Dörflein Roda bei Weimar, und Doktor Faust, der Wundermann, soll, so erzählt man sich, in Roda geboren sein, also so nahe dem Orte, wo er in großer Verklärung für ewige Dauer auferstehen sollte.

Im Rödchen bei Weimar gehen mancherlei Sagen um, die aus versunkenen, vermoderten Mauerresten aufsteigen, wie es auf verlassenen Stätten vergessener Menschen zu geschehen pflegt. Über dem Ganzen liegt ein eigener Zauber, eine wehmütige Stille. Der Duft von frischem und gefallenem feuchten Laub steigt eigentümlich scharf aus dem Waldboden auf. Das macht das Erlen- und Eichenlaub, das auf nassem Grunde zu dichter Decke sich verbunden hat.

Im Rödchen steht ein Wirtshaus und davor, unter jungen Bäumen, einige grau verwitterte Bänke.

Auch dieses Wirtshaus hat jetzt etwas Melancholisches, Vereinsamtes und Verwahrlostes.

Noch zu Anfang unsres Jahrhunderts zogen die Weimaraner gern hinaus zum Rödchen, da gab es Feste über Feste dort.

Wo jetzt am Sonntag der eine oder der andere kleine

Bürgersmann mit Weib und Kind gelangweilt sein Seidel saures Bier trinkt und vorsichtig sich dazu auf eine der alten morschen Bänke setzt, da war früher ein reges, warmes, heiteres Leben.

Und gerade diese heimlichen Nester sind es, über denen so eine weiche Stimmung liegt — ein Mollton, wie er über alten vergessenen Schloßgärten zu klingen scheint, die von der jetzigen Generation nicht mehr heimgesucht werden.

Das waren die Nester der Empiremenschen und deren Vorfahren, da haben sie sich harmlos wohlgefühlt, dahin sind sie gezogen, um glücklich und lustig zu sein.

Und wenn jetzt unter den Weimaranern noch so ein verspäteter Kumpan stecken sollte, der die Blutwellen der Leute des neunzehnten Jahrhunderts unvermischt ererbt hat, so ein Abkömmling, der sich in seiner Zeit nicht heimisch fühlt, so ein Träumer, der sich nach etwas sehnt, was er nie kannte, der wird einsam alte, vergessene Wege gehen, die einst seine lustigen Vorfahren so gern wanderten, nach Tröbsdorf, nach Süßenborn zum Apfelwein, nach Nora, Taubach und auch zum Röbchen.

Unter dem Hausrat der vergessenen Wirtschaften werden hie und da noch steife uralte Täßchen sein, die die Empireleute zurückließen. Und er wird aus so einem Täßchen mit Wehmut trinken und sich nach Menschen, die er nie kannte, wie nach guten Kameraden sehnen. Er wird hie und da in diesen Nestern noch auf ein altes Gartenhaus stoßen, auf einen morschen, gemütsgrün gestrichenen Fensterladen, und alles wird ihm zu Herzen sprechen. Aber es ist wenig, was zurückgeblieben ist — und wir verstehen es nicht mehr.

Und wohl uns, daß wir es nicht verstehen — denn verstünden wir's, würde es uns fehlen auf Schritt und Tritt, das heimliche, seelenruhige Behagen der Alten, ihr harmloser Lebensgenuß.

Eine andre Zeit geht über die Erde hin — eine ganz andre Zeit; allmählich zerfallen und verschwinden die Nester mit den gemütsgrün gestrichenen Fensterläden, den rosa Mauern, den alten Gärten, wo sich unsere Vorfahren einst des Lebens gefreut.

Oben im Rödchen war in früheren Zeiten das Haus schmuck und sauber gewesen, ganz wie es sein mußte, und ein bemoostes Dach deckte die rosa Mauern, und wo jetzt rings ums Haus klitschiger feuchter Rasen ist und Huflattich wächst und ein paar Hühner trübselig gackern, war ein ganz wunderschöner Garten; Reseda und Phlox und Zentifolien und Pfingstrosen, Ritterſporn und Nachtviolen, Verbenen und Kapuzinerkresse, Obstbäume, von denen noch ein paar wenige uralte Krüppel vor etlichen Jahren standen, Beerensträucher und Himbeerhecken und alles lustig durcheinander und lauschige ländliche Lauben.

Auf dem einsamen Hause lag von alters her ein Schankrecht, das der damalige Förster zu seinem und der Weimaraner Nutzen vortrefflich auszuüben verstand.

Eigentlich war es die Frau Försterin, der diese Ehre gebührte, Haus und Hof so wohl instand zu halten und es den Gästen behaglich zu machen, vorzüglich zu braten und zu backen, der Försterin und den Töchtern; der Alte kümmerte sich nicht viel darum, der hatte im Ettersberg sein Revier, das ihm Arbeit genug brachte, so daß er den ganzen Tag auf den Beinen war.

Wenn er spät von draußen heimkehrte, sah er es gern, wenn er noch ein paar Leute in dem Gastzimmer vorfand, zu denen er sich dann setzte, um noch ein Partiechen zu machen und zu paffen. Es war ein großer riesenstarker Mann, ein wahrer Wetterbär, der nichts im Kopfe hatte, als seine Pflicht zu tun und von jedem, der mit ihm in Verbindung stand, zu verlangen, daß er die seine täte. Zu Hause hielt er strenges Regiment. Es war ihm nicht ganz recht, daß die Frau ganz

Wirtsfrau geworden war. Da es aber einmal so gekommen, sollte auch das in Ordnung vor sich gehen.

„Daß du mir nicht knappst und geizt, wie das die Frauenzimmer an der Art haben", sagte er. „Einem jeden sein voll gerüttelt Maß, wie's ihm gebührt, nicht mehr und nicht weniger."

Er wollte nicht, daß es drunten in Weimar hieße, der alte Walter machte sich mit seiner Wirtschaft Geld.

„Wie sich's gehört, nicht mehr und nicht weniger!"

Was aber mehr als die Redlichkeit des Alten zog, und ebenso wie die guten Werke der Försterin, wie der Kaffee und die Kräpfel und das selbst eingelegte und zu Zeiten auch selbst gebraute Bier und die saftigen Schinkenbrote und was es sonst noch gab, das waren die Kinder des Försters, die drei Mädchen.

Der Förster, der an seinen Mädchen mit einer Liebe hing, wie nur große, bärenhafte Menschen etwas Junges, Hübsches, Zierliches zu lieben verstehen, hatte seine Jüngste, die Ludovikchen hieß, mit dem Kosenamen Schlimpimperlein umgetauft und die zweite, ein dunkeläugiges hübsches Mädchen, das nach der Mutter geartet war und tapfer mitwirtschaftete, rief er Ludschevadel, und die Älteste, die schon verheiratet war, hatte er ihr Lebtag nicht anders als Schmirankel genannt.

Und niemals rief er seine Töchter anders, als mit den Namen, die er ihnen selbst gegeben. Von ihrer Kindheit an hatte er nicht leiden können, wenn irgend etwas an ihnen nicht sauber war. Sie hätten sich dem Vater nicht in einem befleckten Kleide, einer schmutzigen Schürze oder mit wirrem Haar zeigen dürfen, da konnte er ganz außer sich geraten, wenn er dergleichen an ihnen bemerkte.

Die allerliebste war ihm, wie das fast immer der Fall ist, die Jüngste, das Schlimpimperlein.

Das war ein dunkelblondes Mädchen, mit weißer Haut, einem weichen Geſicht, hellbraunen Augen und wie aus dem Ei geſchält.

Sie war ein ſtilles feines Kind und wie mit einemmal ein blütenjunges vollkommenes Weibchen geworden, mit aller Klugheit und dem Selbſtbewußtſein ſolch eines ſchönen Geſchöpfchens. Der große bärenhafte Vater hing an dieſem Mädchen mit einer faſt demütigen Zärtlichkeit.

„Die hat mir keine trübe Stunde gemacht und ihrer Mutter auch nicht. Die iſt ſo ruhig und wohlgeſittet ſchon auf die Welt gekommen, nicht wahr, Alte?“ ſagte er wohl zu ſeiner Frau — „die war da, man wußte nicht wie.“

Die Förſterin mochte es wohl ſchon wiſſen, aber ſie nickte immer dazu, wenn ihr Mann das Schlimpimperlein ſo lobte.

Es war zur Welt gekommen, als der Förſter im Ettersberge beim Holzſchlag war und als er abends heimkam, lagen Mutter und Kind und ſchliefen ganz wohlgemut. Das hat er dem Schlimpimperlein nie vergeſſen können.

Als ſeine beiden Älteſten geboren wurden, das war ihm jedesmal „verflucht nahe gegangen“, wie er ſagte.

Schlimpimperlein aber hatte ihm dieſe, wie er ſie nannte, „gottverdammten Stunden“ erſpart.

Aber eine „gottverdammte Stunde“ hatte ihm die Älteſte auch noch eingebracht, das war, als die Mutter zu ihrem Alten eintrat, der gerade ſein Nachmittagsſchläfchen gehalten hatte, und ſagte: „Du, bei uns drüben iſt der junge Adjunkt; mit mir hat er ſchon geſprochen — er will nun zu dir.“

„Was will er denn?“ brummte der Förſter verſchlafen in den Bart.

„Na, Alter, was wird er denn wollen, du?“ Die Förſterin legte ihm die Hand auf die Schulter und verſuchte ihn

ein bißchen, halb in Verlegenheit, halb ſcherzend zu rütteln. Er ſtand aber wie ein Eichbaum.

„Du weißt's ja, Alter — der Adjunkt — tu doch nicht ſo!“

Aber der Alte rührte ſich nicht.

„Ich weiß gar nichts“, brummte er.

„Du mein Gott, das mußt du ja doch längſt wiſſen — das weißt du ja — die Schmirankel will er und hat eben ſehr, ſehr artig bei mir angefragt und möchte nun zu dir herein.“

„Laß mich“, kam es hart zwiſchen den Zähnen, die die Pfeife hielten, heraus.

„Na, Alter, geh — tu doch nich ſo. — Er ſteht ſchon draußen. Soll ich ihn denn nicht rufen — Alter?“ fragte die Förſterin ängſtlich.

„Nein“, ſagte er und hielt ſich ſteif und ſteifer.

„Na, du wirſt doch nich der Schmirankel ihrem im Glück Weg ſtehen wollen, da haſt du ja gar keine Veranlaſſung, denk' doch, ſo eine Partie!“

„Geh mir weg!“ brummte er. „Macht, was ihr wollt, das iſt den Weibsleuten ihre Angelegenheit — Mich laßt's aus!“

Der Förſterin war's damals, als wäre er dabei bleich geworden; das mußte aber wohl eine Täuſchung geweſen ſein, bei ſo einer Gelegenheit. Aber er hatte den Hut genommen und war, ohne rechts oder links zu ſehen, aus dem Hauſe gegangen, ſo daß die Förſterin ihn noch aufhalten mußte, um zu fragen: „Na, was ſoll ich ihm denn aber ſagen — du?“

„Was du willſt! Mich ſollſt du in Frieden laſſen!“

Und fort war er und kam abends, als alle längſt zur Ruhe gegangen waren, erſt wieder heim, hat ſich aber ſpäter mit dem Adjunkten ganz gut befreundet, trotzdem in der erſten Zeit eine ſtehende Redensart bei ihm war:

„Für fremde Leute seine Kinder erziehen, das fehlte mir."

Schmirankels Hochzeit war noch ein böser Tag für den Riesen, ein Tag, den er in allen Ausdrücken, die ihm zu Gebote standen, verfluchte. Dann ging es aber besser, als er dachte.

Schmirankel kam oft von Weimar herauf, allein und mit dem Manne, und das waren allemal Festtage. Schmirankel, die manchmal übellaunig gewesen war, benahm sich, wenn sie zu Besuch war, wie die gute Stunde selbst, und der Adjunkt war wie ein Sohn. „So ein großer fix und fertiger Sohn ist mir mit einemmal ins Haus gekommen", sagte der Vater einmal schlau zur Mutter, als hätte er etwas ganz besonders Überraschendes ausfindig gemacht.

Försters waren glückliche Leute und galten auch dafür.

Möchte wissen, wenn da oben im Rödchen ruppiges Volk gesteckt hätte, oder eine einsame alte Wirtsfrau mit einer schmutzigen Kellnerin, ob da das Rödchen so einen Zulauf gehabt hätte, wie zur Zeit, als das Glück und das Behagen selbst dort wohnte; als da oben nicht geknappst und gespart wurde, als sie da oben noch Blumen zogen und der Garten in einem Flor stand, daß man seinesgleichen hätte suchen können. In dem Garten, in den stillen ländlichen Lauben, da saßen des Nachmittags die alten Damen beim Kaffee, und die unverbesserlichsten unter ihnen machten ihr Partiechen miteinander. Wie der Phlox im Rödchen duftete und die zarten Verbenen und die Büschel Reseda, die am Wege hin wuchsen, das findet man nirgends mehr so, und die alten Damen wurden von Anna, die im Hause Ludschevadel hieß, so verständig und brav bedient, daß sie alles Lobes voll waren. Frau von Goethe, als Frau Geheimrätin von Goethe und auch als Mamselle Vulpius ging gar zu gern hinauf ins Rödchen, und die Schopenhauern und Adele. Auch dem Arthur Schopenhauer hatte es das Rödchen angetan, der spazierte mit Vorliebe, wie mir das Ratsmädchen,

die Röſe, in ihren alten Tagen erzählt hat, auf der großen aufſteigenden Wieſe umher, die ſich neben dem Rödchen, von Tannen umſäumt, bis zu den vollzweigigen Buchen des Ettersberges hinaufzieht und von der aus man einen wunderhübſchen Blick auf Weimar hat; aber der Arthur Schopenhauer kehrte auch mit Vorliebe bei Förſters ein, und man neckte ihn ein wenig mit Walters Ludſchevadel, von der er geſagt haben ſoll, daß ſie das einzige vernünftige Frauenzimmer in ganz Weimar ſei.

Für das junge Volk und die lebhafteren Gemüter ſtanden Bänke und Tiſche außerhalb des Blumengartens unter einer hohen Linde, die mächtig aufgewachſen und die uralte Dorflinde des vergeſſenen Dörfleins Roda war, wie man erzählte.

Wenn dieſe Linde im Rödchen blühte, dann gab's ein Feſt für Jung und Alt.

Unter der Linde war ſeit undenklichen Zeiten ſchon der Boden gedielt und manches Tänzchen hatte der alte Baum, der nun längſt gefallen iſt, mit angeſehen. Zur Lindenblütenzeit tanzten unter den Blüten die Menſchen und oben zwiſchen den Blüten die Bienen, und die Vögel flogen ein und aus, und die Fiedeln klangen, daß es eine Luſt war.

Die Lauben, zu denen die ſchmalen Wege durch die Blumen und die überhängenden Beerenſträucher führten, waren eben nur für die alten, vorſichtigen Damen, wenn die aber abends nach Hauſe gegangen waren, da niſteten ſich allerlei loſe Vögel dort ein, die die Abendkühle nicht ſcheuten.

Manchmal hatten die Förſterin und die Töchter wirklich alle Hände voll zu tun, da war kein Fleckchen unbeſetzt.

Und wenn abends der Förſter heimkam, rief es ihm von allen Bänken entgegen: „Proſt, Herr Förſter!" und hie und da machte man ihm Platz, und er ſetzte ſich mit dem vergnügteſten Geſicht von der Welt.

Das hatte er gern, ſo einen Empfang, und die Gäſte hatten alle den Rieſenmenſchen gern. Niemand hatte etwas gegen ihn, und das wußte er, das war ſein Stolz.

Er war ein prächtiger Rieſe, der Förſter, und ſah, wie er ſchon ein gut Stück über die Fünfzig hinaus war, ſo friſch und mächtig aus wie ein Stück Hochwald; er war ſo ein rechter Forſteufel und unangekränkelt.

Wenn er etwas ſagen wollte, riß er zuvor den Mund hoch auf, daß ſeine großen Zähne glänzten, und ſchaute ſich die Leute vergnügt an und, dann ſchnappte er erſt wieder zu und fing zu ſprechen an.

Wer ihn ſah, der wurde guter Laune.

Nur nachmittags, nach dem Schläfchen, war ihm eine Weile nicht zu trauen.

Die alte Madame Kummerfelden, die oft, wenn ſie Ferien in ihrer Nähſchule gegeben hatte, bei Förſters oben tagelang ſteckte, ſagte, wenn ſie ihrem großen Freund, dem Förſter, nach ſeinem Schläfchen in den Weg lief: „Da geht er umher wie ein brüllender Löwe und ſuchet, welchen er verſchlinge.“

So war es auch, er band dann gern mit aller Welt an und ſuchte Streit, und wer im Hauſe irgend konnte, der ging ihm dann aus dem Wege.

In dem Manne ſteckte eine Rieſenhaftigkeit, die er ſonſt ganz gut zu beherrſchen wußte, aber in der ſchwachen Stunde nach dem Schläfchen, in der er noch nicht alles wieder recht beiſammen hatte, brach ſie ihm wie unter den Händen hervor.

Und bei noch einer Gelegenheit war er ganz armſelig. Er litt etwas an der Gicht, oder am Podagra, am „Bock“ ſagte er.

Wenn er den Bock hatte, war er hilflos wie ein Kind und kroch mit ſeinem Bock ins Bett und machte einen

Spektakel, ſo daß alle im Haus Reſpekt vor des Vaters Bock hatten.

„Vatter," ſagte Ludſchevadel, wenn er nicht ſo ganz bei Laune war, „Vatter, was iſt Ihnen denn?"

„Der Bock noch lange nicht!" brummte er dann.

Da war dieſer aber gewöhnlich ſchon im Anmarſch, denn ſonſt hatte der Förſter keine ſchlechte Laune, nnd dann begann ein großes Treiben im Haus, dann mußten Betten gewärmt werden nnd Haberſäcke ließ er ſich heiß machen, alle zehn Minuten einen, nnd allerhand Tee wollte er trinken, um nur um Gottes willen ſeinen Bock los zu werden.

Da mußte jeder Gaſt zurückſtehen und alles zurückſtehen. Das wußten die Leute auch; wenn ſie an dem Tag kamen, an dem der Förſter den Bock hatte, durften keinerlei Anſprüche gemacht werden.

Der Bock gehörte nun einmal mit in die Familie, nnd man mußte ſeit Jahren ſchon mit ihm rechnen.

Dem Förſter war es gar nicht recht, daß ſie ſeinen Bock als ſo etwas ganz Gewöhnliches anſahen.

Der Förſter hätte gewünſcht, daß die Leute jedesmal in neues Entſetzen darüber mit ihm zuſammen ausgebrochen wären. — Und wehe dem, der des Vaters Bock für einen Augenblick vergaß nnd im Übermaß ſeiner Geſundheit einmal auflachte, dem machte der Förſter die Hölle heiß.

Das war ſo eine eigene Sache mit dem Bock.

Eine ordentliche Verwnndung hatte er als Ehrenſache ohne Augenzwinkern ertragen. Das war etwas für Männer, dagegen hatte er nichts einzuwenden und hatte es auch durchgemacht.

Er hatte einſt einen Hieb über ſeinen Dickkopf bekommen, daß die Schwarte eine Handbreit auseinandergeklafft hatte; das war in der Ordnung geweſen, — aber der Bock war

keineswegs in der Ordnung, da war nichts Ehrenhaftes dabei.

„Eine Schweinerei", wie der Förſter ſich ausdrückte.

Und noch heute hätte er ſich das Fleiſch von den Knochen hauen laſſen, wenn es darauf angekommen wäre, wenn es wahrhaft heiliger Ernſt einmal werden ſollte: „Alte," ſagte er, wenn ſie miteinander am ſpäten Abend noch allein in der Wohnſtube ſaßen, „wenn einmal der deutſche Teufel wachgeblaſen wird, da bin ich auch dabei — ſo lang bleib' ich ein junger Mann. — He — umſonſt bin ich kein ſolcher Bär. Ich fahr' einmal nicht in die Grube, ohne ein paar Dutzend Lumpenhunde vorausgeſchickt zu haben."

Und wenn die Förſterin über ſolche Rede zu jammern begann, ſchlug er mit der Fauſt auf den Tiſch: „So ein Weib hat kein Herz im Leib!"

Und wenn die Förſterin dann das Ihre darauf ſagte, meinte er: „Geh, du biſt eine Memme." Und dann ſaß er und brütete vor ſich hin und ſchlug wieder mit der Fauſt auf den Tiſch.

Das harte Los des Vaterlandes ging dem Wackeren nah — und bei jeder neuen Schmach, die ihm zu Ohren kam, war er ein ſchwer getroffner Mann.

Der Kanonendonner der Schlacht am 14. Oktober 1806 dröhnte und rollte bis über Weimar hin, bis hinauf ins Rödchen, der Himmel war bleiern, der Oktobernebel lag ſchwer auf der Erde. Und in dieſem Nebel wüteten die Völker gegeneinander, brüllte der Tod und waltete das Schickſal. In Weimar zitterten alle Herzen.

Der Förſter war in tiefer Erregung. Er war gerade unten in Weimar geweſen, als die Truppen vom Erfurter Tor her in die Stadt gezogen kamen, und er war einer der erſten geweſen, die von der Affäre bei Saalfeld zu hören bekommen.

Digitized by Google

Kurfürſtlich ſächſiſche Soldaten hatten zu ihm von Saalfeld geſprochen, vom 10. Oktober, und der Förſter hatte geflucht und gewettert und hatte ſo mehr und mehr Leute um ſich und die Kurfürſtlich-Sächſiſchen angezogen.

Ein preußiſcher Offizier war ſpottend hinzugetreten, und den Förſter hatte ſein böſer Jähzorn überkommen: „Maulheld, verdammter!" hatte er geſchrien — und wäre dem Preußen an die Kehle geſprungen, hätten ihn die Umſtehenden nicht ebenſo erregt zurückgehalten.

Es war vom Förſter eine böſe Stimmung ausgegangen.

Und als der Rieſe ſeine äußere Ruhe wiedergewonnen hatte, da ſtand er und ſah Regiment auf Regiment an ſich vorüberziehen, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, und auch die fünftauſend Silbermänner, die auserleſene Mannſchaft.

Aber ſie hatten ihm alle nicht gefallen.

„Das ſind die Rechten nicht", hatte er immer wieder, wenn neue Scharen an ihm vorüberkamen, in ſeinen blonden langen Bart gemurmelt und den Kopf dazu geſchüttelt.

In das Lager auf dem Horn war er gar nicht gegangen, ſondern wieder hinauf in das Rödchen und war oben im Ettersberg ſeiner Pflicht nachgekommen.

Als am 14. Oktober die erſten dumpfen Kanonenſchüſſe dröhnten und die Frauensleute oben im Rödchen ſich nicht zu laſſen wußten vor Aufregung und Angſt, ging der Förſter über die Felder unter die drei großen einſamen Kiefern, die zwiſchen der Ettersburger Chauſſee und dem Rödchen noch ſtehen, drei düſtere Bäume, und ſchaute auf Weimar herab und auf die Höhenzüge hin, hinter denen eine große Schlacht geſchlagen wurde.

Er hatte den ganzen Tag nichts gegeſſen und nichts getrunken und kaum mit jemand geſprochen, wie ein Verzweifelter.

Einmal ſagte er und ſtrich Schlimpimperlein über das Haar: „Das wird ein böſer Tag für alle Deutſchen", und dann

zur Frau: „Geh, Alte, und nehmt mit, was ihr meint, das ihr nehmen müßt. Geht bis zur vierten Wildraufe, da richtet euch in der Hütte ein, du und die Mädchens und die Magd. Und daß ſich keines hier ſehen läßt, bis ich euch hole.“

Die Förſterin wollte nicht, redete drein, da reckte er ſich auf und ſtand wie aus Erz gegoſſen vor ihr.

Und als das Haus leer war, ſchloß er's ab und ging hinunter nach Weimar.

Das war um die dritte Stunde am Nachmittag geweſen. Er kam mitten hinein in den Durchzug der geſchlagenen Truppen, die in grenzenloſer Unordnung durch die Straßen ſich wieder zurück zum Erfurter Tor wälzten, und die Franzoſen mit ihren Geſchützen ſchoſſen von der Altenburg aus ihnen nach.

Da zog das Elend hin, und das Pflaſter dröhnte davon. Sie waren alle vom Schickſal Gezeichnete, die ſchwer Bleſſierten, von denen, welche quer über den Pferden hingen, und die abgequälten, todesmatten, blutbefleckten Davongekommenen und die Kanoniere mit den ſchwarzen Geſichtern, die ihnen der Atem der Schlacht gefärbt hatte, als wäre ihnen Trauerflor darüber gebunden, und die zertrümmerten Geſchütze ohne Räder und die Gäule mit dem wilden, blutdürſtigen Blick, die die wütenden Schrecken, die entfeſſelte Rieſenwut der menſchlichen Beſtie mitgeſehen und mitgeraſt hatten. — All das quoll gehetzt und verfolgt grauſenerregend durch die engen Gaſſen, als ſollten die auseinandergeſprengt werden.

Die Luft dröhnte von den Kanonenſchlägen, die Häuſer zitterten, die Fenſter klirrten, und jedes Herz lebte in Angſt und Grauen. Dann auf eine Weile Stille, ſchwüle Stille, ein ſanfter Abendhimmel, todesruhige Straßen, das herbſtliche Abendzwitſchern der Spatzen, die ganze Gleichgültigkeit der Natur über dem Städtchen ausgebreitet. In den Häuſern herzensbange Geſchäftigkeit. — Dämmerung.

Und mit der Dunkelheit das Hereinbrechen des Schickſals, das alles Ahnen der bebenden Herzen überſtieg.

Der Feind in der Stadt! Der Feind mit allen Rechten des Siegers — des Stärkeren.

Furchtbar klar muß es zutage treten, wenn die dicken Köpfe etwas begreifen ſollen.

Und es trat zutage, das unantaſtbare Recht des Stärkeren, ſo klar zutage, daß auf den dicken, dumpfen Köpfen die Haare zu Berge ſtanden, die Flammen aus den friedlichen Häuſern ſchlugen, wilde Schreie aus den ſtillen Bürgerſtuben hinaus in die Nacht gellten — Schreie, die ausgeſtoßen wurden, weil alles bedroht war, das Leben, das Gut, Ehre, das Obdach — alles.

Angſtſchreie vor dem Recht des Stärkeren heulten von Haus zu Haus, drangen durch alle Ritzen und Fenſter, durch Rauch und Qualm, durch die düſtere wilde Nacht.

So erfuhren ſie das Recht des Stärkeren!

Jetzt zweifelten ſie nicht mehr. Daß ſie ſo etwas erleben mußten — die dumpfen braven Leute im Schloß und im Städtchen! — Die Zähne klapperten ihnen vor dieſer großen Lehre, die von Zeit zu Zeit über die verſchlafene Menſchheit hindonnert, die große Lehre, daß unter dem bürgerlichen Ehrenrock, dem Zopf, dem Bauſch, dem Schleppkleid, der Halsbinde, den engen Stiefeln, der ehrbaren Zimperlichkeit, der würdevollen Vortrefflichkeit, dem ganzen gedrehten, geſchwänzelten Behaben die Beſtie wohnt — die wilde, blutdürſtige Beſtie, an die niemand recht glauben will — und die, wenn ihre Zeit wieder einmal gekommen iſt, hohnlachend die Maske abwirft und ſie in Schmutz und Blut ſtampft und nackt und unverſtellt hervorſpringt zu Mord und Wut und Raſerei, zu jeder Scheußlichkeit und Schändlichkeit bereit, die Beſtie aller Beſtien, der es keine nachtut. — Da iſt's ihr wohl, dem ſonſt geſchnürten, eingeengten Vieh.

Die Schreie der Mißhandelten das iſt Muſik, die hat es

lange nicht gehört! Heut' iſt's ſein Recht! Offen und unverſteckt! Alles iſt erlaubt! Es iſt Wonne, es iſt Raſerei, der Schaum ſteht vor wilder Luſt, das ſein zu dürfen, was ſie iſt, der Beſtie vor dem Maul, und es heißt ehrlicher Krieg und Mannesmut, und alles iſt in ſchönſter Ordnung.

Solches haben die Leute in Weimar bei finſterer Nacht und bei hellem freundlichen Sonnenſchein kennen gelernt. Bei hellem freundlichen Sonnenſchein, der der Menſchen Elend naiv und göttlich gleichgültig beleuchtete. Die helle Sonne, die hat den Weimaranern damals weh getan; wie war das häßlich, dieſe helle Sonne über all dem Greuel — taktlos!

Und ſie hatten doch gemeint, daß der Himmel mit ihnen weinen müßte. Das hätten ſie ſich nicht vorgeſtellt, das machte ſie betroffen. Er lachte und das war auch in der Ordnung ſo — vielleicht hielt er's mit den Franzoſen.

In dunkler Nacht, die von brennenden Häuſern zuckend erhellt wurde, und im hellen bösartigen Sonnenſchein, da war ein alter blonder großer Burſch auf ſeinen ſtarken Beinen Tag und Nacht unterwegs. Er hatte keine Sorge für das eigene Haus und hielt es mit allen, die bedrängt waren. Wie ein Teufel fuhr er durch die Straßen, durch das wilde, ſchleppende, brüllende Pack, ſtürzte da in ein Haus und dort in eins, und wo er eintrat, war eine ruhige, geſunde Kraft eingetreten, die geängſtigten Leute ſahen auf. „Da iſt der Förſter", ſagten ſie — und da gab es immer zu tun für ihn. Er trat den Plünderern, die ſich, von der unſinnigen Todesangſt der Bürgersleute angeſtachelt, aufgeregt fühlten und ſich ihrer Gewalt freuten, ruhig, gut gelaunt entgegen, riß den Mund auf und lachte das eindringende Diebsgeſindel an und packte den erſten beſten am Kragen und hielt ihn in die Höhe und ließ ihn zappeln und zeigte ihn gutmütig lachend wie einen Haſen den geängſtigten Leuten und dem Geſindel, das nicht wußte, was es davon halten ſollte — der alte Rieſen-

burſche mit der Rieſenkraft und dem guten Humor verblüffte ſie, und ſie zogen ab für einmal wenigſtens.

„Da iſt eine Kraft von Zwanzig drin!“ ſagte der Förſter und ſchlug ſich auf die Bruſt und nickte den Leuten zu: „Ruhig Blut — ruhig Blut! Verblüfft ſie doch, die Hunde!“ rief er den Zitternden, Hohläugigen, Bangwangigen zu.

„Wenn in jedem Haus ſo ein blonder Kerl ſäß, da würden ſie ſo artig kommen und ſo vorſichtig nehmen, aus Angſt, daß ſie was auf die Tatzen bekämen.“ Das ſagte er immer wieder und immer wieder und begriff nicht, daß die Leute es nicht verſtanden und nicht taten, was er wollte, daß er keinen einzigen ſolchen blonden Kerl irgendwo fand, ſondern lauter Leute, die drei Tage lang in der Gänſehaut ſteckten mit blauen Lippen, blauen Nägeln und klappernden Zähnen.

Der Förſter vom Röbchen und Goethes kleines Weib, ſeine kleine, tapfere Freundin, von der ihr ſpäter einmal hören ſollt, wie ihr die wilden Tage hingegangen ſind, das waren die einzigen friſchen Leute in Weimar, die nicht nur an ſich und ihr Hab und Gut dachten, ſondern für andre zu ſorgen Zeit und Kraft fanden.

Mit den berühmten und bekannten Leuten befaſſen meine Geſchichten ſich nun einmal nicht, wie ich ſchon oft geſagt habe, ſonſt könnte ich an dieſer Stelle auch von der edlen Herzogin ſprechen. — Für einen Fürſten iſt es eine dankbare Aufgabe, die Kräfte einmal ein wenig zuſammenzunehmen und zu handeln, wie es ſich für einen geſunden Menſchen, dem das Herz auf dem rechten Flecke ſitzt, ſchickt, denn es wird als Rieſentat, als Ausnahmetat in alle Winde und alle künftigen Jahrhunderte geblaſen, als Ruhmeszeugnis und menſchliches Armutszeugnis zugleich. Ich bleibe bei den Unbekannten, den Vergeſſenen und erzähle, wie der Förſter vom Röbchen durch die Straßen läuft und ſchaut, wo etwas zu

retten, zu helfen iſt, wie er mit den Hausvätern in der Vorwerksgaſſe, denen ſie die Häuſer angezündet haben, das Feuer löſcht. Sie haben eine Spritze herbeigezogen und arbeiten im Schweiße ihres Angeſichts. Niemand denkt daran, ihnen beizuſpringen. — Es brennt und brennt rettungslos. Sie müſſen ihre Spritze und ihre ſaure Arbeit gegen die Plünderer verteidigen.

„Saukerl!“ ruft der Förſter, als ihm ein Franzoſe mit der flachen Klinge eine überhaut; — aber er läßt den Schlauch nicht los, der den Waſſerſtrahl in die wilde Glut ſchickt.

Um die Spritze drängt und tollt und ſchwadroniert es jetzt. Sie ſchimpfen und wüten. Sie wollen nicht, daß geſpritzt wird. Es ſoll brennen. Aber am Förſter vom Rödchen zerſchellt alles Schwadronieren und Wüten wie Wellen an einem Felſen.

Er reißt den Mund weit auf und lacht und lenkt ſeinen Schlauch und lenkt ihn auf die Franzoſen, da ziſcht es unter ſie hinein — Teufel auch! — Das hätte der Förſter mit dem Leben büßen können! Aber er lacht dazu — und es hätten nicht Franzoſen ſein müſſen.

„Bravo!“ rufen ſie. So leicht beweglich ſind ſie wie bei uns nur die Gaſſenbuben.

Der Förſter ſpritzt weiter, jetzt wieder in die Glut hinein, und zwei armſelige Hausväter pumpen zähneklappernd; da reißen die Franzoſen dem Förſter aus dem Rödchen den Schlauch aus den Händen. Zu Zwanzig fielen ſie über ihn her; an der Schulter trägt er eine hübſche Wunde davon. Dann zertreten und zerſchlagen ſie den Schlauch. „Da kann ich nichts machen“, ſagte der Förſter. „Hunde, verdammte!“

Er ließ ſich ſeine Wunde von einem alten Weib verbinden, das den Kopf noch ſo weit beieinander hatte, um zwiſchen den Trümmern ihrer Habſeligkeiten dem Förſter einigermaßen zu helfen. — Darauf verſucht er ſein Glück weiter.

An dem Morgen, als die Weimaraner auf Befehl vor dem Schloſſe, in welchem der Franzoſenkaiſer zurzeit reſidiert, ein Hoch ausbringen ſollen, weil er die Stadt ſo gnädig verſchont habe, da iſt's ihm, dem Fröſter, als hätten hundert Teufel ihn in der Mache.

„Sie werden's tun, die Memmen! die Kriecher, die Schlangenbäuche!" ſagte er ſich. Und wieder fährt er wie ein Teufel in der Stadt herum und geht ein und aus ungehindert in den Häuſern ohne Türen, denn die Türen waren alle zerſchlagen, und er tritt in die wüſten Stuben, in denen kein Stück mehr an ſeinem Platz ſteht, nichts als Trümmer und Lumpen und elende verängſtigte und verhungerte Geſtalten.

„Na", ruft er, ſo mitten im Elende ſtehend: „Heut' früh ſollt ihr für die Schweinerei hier, und daß er euch die Haut auf den Knochen ließ, ‚Vivat' rufen vor dem Schloß. Das laßt euch geſagt ſein, wer wirklich ſo eine gottverdammte Nachteule iſt und ihm vorm Fenſter krächzt, den zieh' ich bei Gelegenheit übers Leder, daß es dampft, daß ihr's wißt — ich bin am Platz."

So läuft er von Hausvater zu Hausvater und macht überall ein Donnerwetter.

In einem Hauſe hatte er eine Alte durch das Gewühl in Sicherheit gebracht, dort die Kinder, in einem andern hatte er einen Kranken vor den Diebsgeſichtern beſchützt, überall hatte er irgend etwas ausgerichtet und ſich Dank verdient, da konnte er ſchon etwas wagen. Wenn auch wenige von den braven Bürgersleuten begriffen, weshalb er ſich ſo darüber ereiferte, daß ſie dem Kaiſer Napoleon ein Hoch bringen ſollten, dafür war er ja Kaiſer. Mein Gott, und wenn es ſich um einen Kaiſer handelt, muß einmal Hoch gerufen werden unter allen Umſtänden, ſei es wie es ſei, und Napoleon war den Weimaranern auch ganz recht. Es gab viele, die hätten es gar nicht ungern geſehen,

wenn — — na, es iſt eins wie's andre ſchließlich, meinten ſie. Jetzt waren es Kriegszeiten, aber in Friedenszeiten da mochte der Napoleon ſo übel auch nicht ſein. Es iſt alles „Wurſcht", — das waren ſo die Gedanken der braven Weimaraner nnd des guten deutſchen Volkes damals.

Solche blonde alte Burſchen wie der Förſter vom Röddchen, ſo blinde tolle Teufel voller Haß und Schmerz, die waren ſelten, ſelten, wenn jetzt auch die Geſchichte der damaligen Tage davon zu wimmeln ſcheint, — ſo ſelten wie die Verrückten, die Tobſüchtigen oder ſeltener.

Und an jenem Morgen, da war der Förſter an ſeinem Platz, da ſah er jeden, der gehorſam angeſchlichen kam, um nnter Napoleons Fenſtern mitjubeln zu helfen. Wie waren ſie alle verhungert, wie ſahen ſie alle aus; elende Jammerlappen!

Der Förſter ſtand wie ein General und muſterte ſeine Rekruten. Es waren ihrer nicht gar zu viele gekommen, nnd die Verſammelten waren greulich in der Klemme. — So nnter Napoleons Fenſtern ſtehen zu müſſen znm Hochrufen, nach glücklich überſtandener Plünderung nnd ausgehungert, erfroren, klappernd, übernächtig, nüchtern, das war ihnen ſchließlich auch zu dumm, und der ſtramme Förſter vom Röddchen, dem alle Teufel nichts anhaben konnten nnd der die armen Bürger ſich ſo liſtig betrachtete, als dächte er: „Wer's Maul zuerſt aufſperrt, der kriegt auch die Plätzerte zuerſt!" der bedrückte ſie ſtärker als Napoleon, der hinter niedergelaſſenen Gardinen für die Weimaraner gewiſſermaßen nur ein Begriff war — nnd von einem bloßen Begriff haben ſich die Weimaraner ihr Lebtag keinen Begriff machen können. Es muß etwas Tatſächliches, Sichtbares, Hörbares, Fühlbares ſein nnd darf hinter keiner Gardine ſtecken — dann —!

Der Förſter riß das Maul hoch auf und lachte ſie an und ſchlng in die Hände nnd gab ſo mit einemmal ſelbſt das

Zeichen zum Hochrufen — und das hätte eigentlich der Bäckermeister Schilling tun sollen. Jetzt waren sie ganz außer Fassung. Ein paar fingen wirklich ganz heiser und erbärmlich an zu rufen; aber das klang, als wenn ihnen der Magen knurrte, und sie machten auch solche Gesichter dazu, als wären sie's gar nicht gewesen, und dann riefen noch ein paar wehleidig und jammervoll, als hätten sie Leibschmerzen, und so heulten sie da unten in ihrer seelischen und leiblichen Not — und kein Mensch hätte es mit dem besten Willen für Hochrufen halten können, was man auch in einer solchen Stunde und in so erbärmlichem Zustand keinem Hund und selbst einem verschüchterten Deutschen nicht zumuten konnte.

„Herr, mein Gott, daß der Kerl da oben von dem Gewinsel nichts gehört hat! Das verdienen die Lumpen wahrhaftig nicht", denkt der Förster. „Solch ein Volk! wenn ich Er wäre, mit der Hundspeitsche wollt' ich sie zusammenhauen!"

Und als der Förster der geplünderten Stadt den Rücken kehrt, fährt er in einem Karren einen armen Blessierten, der auf den bloßen kalten Fliesen der Stadtkirche mit hundert andern gelegen hatte, hinauf ins Röbchen. Und er hat ihn wohl ins Stroh gebettet und ist so vorsichtig mit ihm wie mit einem Wiegenkinde, weicht jedem Stein aus und zieht den Karren sorgsam und ängstlich, achtet auf die Wunde in der Schulter nicht, die ihm das Ziehen beschwerlich genug macht.

Und zu Hause angelangt, bettet er den armen Burschen, es ist ein Sachse, in sein eigenes Bett und holt die Frauensleute aus dem Versteck herbei und treibt sie an, zu tun, was sie tun können.

Er ist ungeplündert geblieben, der Förster; zu dem versteckten einsamen Haus ist niemand hingekommen.

Aber leer will er nicht ausgehen — es sollen noch Blessierte

herauf. In jedes Bett einen. Die Geſunden mögen ſchlafen, wo ſie wollen. Die Förſterin jammert darüber.

„Wenn Gott uns ſo augenſcheinlich vor dem Kriegselend behütet hat, weshalb ſchleppſt du's herauf?"

„Daß die Weiber keine Ehre im Leibe haben — auch mein's nicht!" ſagt der Förſter düſter und geht ſeiner Wege und fährt mit dem Karren wieder zur Stadt hinab. —

„Und deine Wunde!" jammert die Förſterin ihm nach.

„Die iſt der Bock noch lange nicht!" ruft er ihr gut gelaunt zu.

Und es geſchah, wie der Förſter geſagt hatte, in jedes Bett im Hauſe kam ein Bleſſierter, und die Weiber mußten die armen Burſchen pflegen wie ihre Brüder, und das Förſterhaus im Rödchen iſt den armen Geſellen nach aller Not und allem Elend in der Erinnerung geblieben wie ein Paradies.

Das ungefähr waren zu jener Zeit die Leute im Rödchen.

Und wieder einmal müſſen wir uns mit einem harten Winter abgeben, mit ſolch einem großen Schneewinter, der die Liebſchaften weich einhüllt, ſo zart, ſo friſch, ſo glückſelig, ſo weltverloren, der die Träume mit offenen Augen ſo ungeſtört, das Wandeln zwiſchen den hohen Schneewällen ſo köſtlich macht.

Gott weiß, was alles da geſchah. Es war im Winter 1808, zwei Jahre nach der großen Plünderung. Oben im Rödchen ſteckten ſie in der Schneewildnis, Weg und Steg verſchneit. Die Poſt, die auf der Ettersburger Straße ſeit lange ſchon auf Schlittenkufen ging, war alle Naſenlang feſtgefahren und konnte nicht eher weiterkommen, bis der Schneepflug aus Ettersburg oder aus Weimar, oder wenn das Malheur hinter dem Ettersberg geſchah, aus Buttelſtädt ihr zu Hilfe kam.

Im Rödchen hörte man ganz entfernt und leiſe über die Schneefelder hin das Poſthorn klingen.

Der Postillion blies allemal, wenn er in der Nähe des Rödchens vorüberfuhr, denn die Försterstmagd war sein Schatz.

Das Posthorn aber war der einzige Ton, der die große Schneestille rings umher belebte, und wenn es erklang, da steckte nicht nur die Magd den Kopf zum Fenster hinaus, auch Schlimpimperlein und Ludschevadel machten das Winterguckloch im Wohnstubenfenster auf und lauschten ganz andächtig, bis der letzte Ton verklungen war, dann gingen sie wieder an ihre Arbeit.

Draußen der Wald sah sonderbar aus. Die jungen Bäume hatte der Schnee zur Erde niedergedrückt und sich über sie gelegt, dicht und dichter, daß es die wunderlichsten Gestaltungen gab. Wie gebückte verschneite Männlein sahen die jungen Fichten aus, „getauchte Männer", wie der Förster sagte, und die jungen Erlen hatten sich wie Bogen über die Erde gelegt und trugen ihre gewaltige Last, und die alten, kahlen Bäume hielten mit ihren geduldigen Armen ganze Schneedächer fest. Die großen Tannen hatten schneeweiße Kuppeln auf den breiten grünen Zweigen, die sie eng an sich gedrückt hielten, und die Spitze hing ihnen von der Schneelast tief herab, und jeder Graben und jede Unebenheit war verschneit.

Im Garten lag eine Schneewehe gerade am Hause an, daß oben aus dem ersten Stock des Försters Dackel ganz bequem zum Fenster hinausspazieren konnte.

Beim Rauhfrost war eine unbeschreibliche Herrlichkeit, da hingen an jedem schneefreien Zweiglein dicke Eiskristalle wie Schuppen und Zapfen, und feine Kristallschleier waren darüber gewebt, und der ferne Wald lag wie in einer weißen, glitzernden, blitzenden Wolke. Wenn der Förster heimkam in seinen riesenhaften Schneestiefeln, hatte er über seinem alten Schafspelz einen köstlichen Spitzenüberzug, und sein Bart glitzerte, und an den Augenbrauen waren zarte Kristalle

aufgeſchoſſen und die Pelzkappe flimmerte und tropfte. Der Dackel war ebenſo weiß bereift.

Aber die Mädchen hatten ein gehörig einſames Leben oben im Rödchen, ſahen nichts als Rabenzüge und vor dem Fenſter auf dem Futterbrettchen die dicken, aufgeplusterten Amſeln, die blauen, flinken Meiſen und vor dem Kuhſtall die Spatzen und die haubigen Goldammern.

Gegen Abend, wenn die Sonne eiſig niedergegangen und an manchem Tag die Wölkchen über der verſchneiten Erde roſig färbte, kamen die Rehe zum Futterplatz.

Vom Fenſter aus konnte man ſie durch die jungen Stämme ſehen. Vorſichtig, in langer Reihe, eins nach dem andern, wie eine Prozeſſion, und verſchwanden hinter der großen Futterraufe, eins nach dem andern, immer ſpähend — immer in Sorge.

Wenn die Schneebahn auf der Ettersburger Straße inſtand war, kamen wohl ein paar verwegene Spaziergänger bis hinauf ins Rödchen geſtiegen und ließen ſich einen Glühwein brauen und hingen die Pelzröcke an dem Ofen im Wohnzimmer auf. Der Glühwein, den ſie bekamen, das war zwar nur ein echter Jenenſer Roter, aber der Förſter hatte ſo ſeine Kniffe damit, die er niemand recht verriet — aber man wußte ſchon; er hatte eine ſolide Quelle in Jena, er bekam ſeinen Wein gut ausgeleſen, und in Erfurt hatte er wieder einen guten Freund, der ſchickte ihm jedes Jahr mit dem Boten ein leeres Madeirafaß, und in das Madeirafaß wurde der brave Jenenſer einlogiert — und ſuchte dann ſeinesgleichen. Die Schneeläufer wußten deshalb ſehr wohl, weshalb es ſie zum Glühwein bis in das Rödchen hinaufzog.

Unter dieſen Bürgersleuten, die hin und wieder das Wagnis ausführten, Förſters in ihrer winterlichen Einſamkeit aufzuſuchen, war oft ein junger Maler zu finden, der in Geſellſchaft oder einſam zum Rödchen hinaufkam, doch wie es ſchien, nicht nur des Glühweins halber. Die Ludſchevadel

hatte es ihm angetan. Daraus machte er kein Hehl, Wohn- und Gaſtſtube war im Winter eins geworden, und ſo ſaß denn die Familie mit ihren Gäſten traulich zuſammen.

Ludſchevadel brachte hausfraulich und beſcheiden ihrem Anbeter den Glühwein und ſetzte ſich dann neben ihn nieder, in aller Gemütsruh, der junge Heinrich Strobel gefiel auch ihr.

Der Förſter aber ſah wieder mit Ärger vor ſeinen Augen, ganz offen und unverhohlen, eine neue Liebesgeſchichte entſtehen, die ihm wieder eine Tochter koſten ſollte — und er konnte nichts dagegen tun, die Sache nahm ihren Lauf.

Aber von Ludſchevadel hatte der Förſter es ſich doch nicht gedacht, deren war er ſo ſicher geweſen. Sie hatte ſchon einige zu ſeinem größten Wohlbehagen und Triumph ohne weiteres ablaufen laſſen, war mit Leib und Seele der elterlichen Wirtſchaft ergeben und war ein rechtes Hauskind. Wie oft hatte ſie geſagt, daß ſie nun und nimmermehr aus dem Nödchen gehen würde, — aber trau' einer den Frauenzimmern.

Da ließ ſich nichts machen, das wußte er aus Erfahrung, und ſo ſaßen ſie alle miteinander beiſammen, Schlimpimperlein kühl und gleichgültig über ihre Näherei gebückt; die Sache ging ſie nichts an.

Niemand gab ſich mit ihr ab und daß Ludſchevadels Anbeter hin und wieder auf ſeine trockene Art ein paar Worte an ſie richtete, das war für ſie nicht der Rede wert. Sie war an ſolche Broſamen, die von einer andern Tiſch fielen, nicht gewöhnt; das paßte ihr nicht.

Unten in Weimar hatten ſie eine Tante, die Schlimpimperlein gerne auf ein paar Wochen im Winter bei ſich gehabt hätte, um ihr etwas zugute zu tun. Aber der Förſter wollte das nicht, beſonders nicht ſeit Schmirankel mit ihrem Mann nicht mehr in Weimar lebte, ſondern nach Eiſenach verſetzt war. So ſaß Schlimpimperlein oben und langweilte ſich.

Der junge Heinrich Strobel fühlte ſich wohl im Haus, er war ſo ein Biedermann, der die geordneten ruhigen Verhältniſſe liebte, ein langer hagerer Burſche mit unglaublich emporſtehendem Haar, das keiner Mode der Welt ſich bequemt hätte, mit einem grauen unregelmäßigen Geſicht und guten geſcheiten grauen Augen. Er hatte auch ſchon des Vaters Bock oben mit erlebt und ſich dabei wie ein guter Sohn bewährt.

Der Förſter war heimgekommen mit einem Geſicht, einem ſo ſtarren entſetzten Geſicht, hatte kein Wort geſprochen, ſeinen Pelz ächzend abgeworfen und ſich ſtarr und ſteif an den Ofen geſetzt.

Die Förſterin, die bedenklich auf ihn geſchaut hatte, ſagte ganz erſchreckt: „Ach Herr Jes, der Bock, — da bringt dem Vatter nur alles, die Betten wärmt und die Haberſäcke.“ Die Mädchen ſprangen und taten, was ihnen geheißen war. Der Förſter aber regte ſich nicht, hielt ſeine, mit einem wollenen Lappen eingewickelte Hand wie ein Wickelkind vorſichtig auf dem Knie und ſtöhnte.

„Diesmal iſt der Bock im Daumen“, ſagte er troſtlos.

Heinrich Strobel, der vom Bock ſchon alles Nähere wußte, ſagte: „Förſter, alles was recht iſt; — aber den Bock haben Sie nicht im Daumen, wenn nämlich der Bock wirklich Podagra bedeutet, dann kann der Bock nur im Fuß ſtecken.“

„Wieſo?“ ſagte der Förſter.

„Im Daumen hat eben kein Menſch noch das Podagra gehabt“, antwortete der Maler trocken.

„Woll — woll ſel woll“, ſagte der Förſter mißtrauiſch. Das war eine tiroliſche Erinnerung das „Woll — woll — ſel woll“. Er hatte in Tirol bei einem Herrn Grafen als Förſter in Dienſt geſtanden, und auch daß er ſeine Schmerzen „der Bock“ titulierte, ſtammte aus jener Zeit.

Jetzt fingen die beiden an über den Bock zu ſtreiten, und der Förſter vergaß ganz die Schmerzen und ſtritt aus Leibeskräften, zum Erſtaunen der Förſterin.

„Jetzt geben Sie mal den Daumen her, Förſter, daß ich ſeh', was eigentlich los iſt. Geben Sie nnr", ſagte der Maler, als der Förſter zögerte, und ſchälte den kranken Daumen ans dem alten wollenen Tuch, das der Förſter im Umfang von einer alten Elle ſich um die Hand gewickelt hatte, ſchaute und befühlte ihn, während der Rieſenmenſch mit geſchloſſenen Angen und zuſammengebiſſenen Zähnen wie bei einer ſchweren Operation im Stuhl ſaß.

„Förſter," ſagte der Maler, „da iſt ein Splitterchen im Gelenk. Gott weiß, — ich ſeh's — 's is ein biſſel tief drin, 's wird ransſchwären."

„O — woh'", meinte der Förſter ſtöhnend und verächtlich, ſtand auf und ging ohne rechts und links zu ſehen in ſein Schlafzimmer und kroch in die gewärmten Betten und ließ ſich auf den Daumen nnd znr Fürſorge auch gleich auf die Füße die heißen Haberſäcke legen. Und in der Wohnſtube hörte man ihn bald gewaltig ſchnarchen. Der Bock war alſo wirklich nicht gekommen. Und ſie hielten ſich im Wohnzimmer alle mäuschenſtille, damit der „Vatter" ſeinen Schreck ungeſtört verſchlafen könnte.

Als der junge Strobel nach einigen Tagen wieder dnrch den Schnee heraufgeſtapft kam, hatte der Förſter ſeinen Daumen immer noch, trotzdem das Splitterchen richtig herausgeſchwärt war, der Vorſicht halber mit einem großen weißen Schnupftnch umwickelt und darüber lachte der Maler und meinte, daß ſie mit dem dekorativen Daumen einen Tarock miteinander ſpielen wollten.

„Er hat recht gehabt," ſagte der Förſter, „der Bock war's nicht."

„Na alſo", meinte der Maler nnd ſchob ſeine langen Beine unter den Tiſch und ſteckte dem Förſter die Karten zwiſchen den umwickelten Daumen und die Finger und hatte bei allem, was er tat und ſagte, ſo einen trockenen Humor, der bei ihm nicht in den Worten lag. Ludſchevadel ſaß, während ihr guter Freund mit dem Vater ſpielte, neben ihm mit ihrer Arbeit

und man ſah ihr an, wie glücklich und ruhig ſie ſein mochte und wie lieb ihr der lange Menſch war.

In einer Pauſe, die ſie im Spiel machten, ſagte der Maler: „Bei euch, wenn man von der Chauſſee abbiegt, wiſſen Sie, Förſter, gerade wo der Ettersburger Forſt den Zwickel macht, — da ſtehen drei ungeheuer traurige Bäume, kennen Sie die?“

Schlimpimperlein lachte, der kam das komiſch vor.

„Ja, ja, mag ſein,“ meinte der Förſter, „Bäume haben oft ſo etwas — — ſo etwas — —.“ Der Förſter kam nicht weiter und ſchaute nachdenklich vor ſich hin.

„Traurig“, wiederholte der Maler. „Ich weiß nicht, ich bin doch ſonſt ſo weit haſenrein in der Beziehung, aber mir legt ſich's immer ſonderbar auf den Buckel, ordentlich naß, wenn ich an den Bäumen vorüberkomme. Sie ſtehen da, als wenn ſie über etwas Entſetzliches nachgrübelten.“

Schlimpimperlein hatte ihre Arbeit ſinken laſſen, und auf ihr ſüßes Geſicht trat ein ganz weiches, verächtliches Lächeln, und ſie ſagte: „Ja, und da hängt an jedem von den traurigen Bäumen ein Schnupftuch herab, Herr Strobel, zum Tränen abwiſchen.“

„Sehr gut“, meinte Heinrich Strobel und lachte, Ludſchevadel aber blickte ärgerlich auf ihre Schweſter. Sie kannte die drei traurigen Bäume auch und erinnerte ſich, wie damals bei der Schlacht von Jena, als der Kanonendonner herüberdröhnte, der Vater unter den Bäumen geſtanden hatte, und ſie wollte nicht, daß jemand ihren guten Freund lächerlich fand. Er war es ihr ganz und gar nicht. Sie liebte ihn mit einem Gefühl der Hochachtung. Es war ſo eine ernſte Liebe, ſo eine Liebe wie zwiſchen Ehegatten, denn Ludſchevadel war nicht ſpieleriſch, ſie war ein pflichtgetreues ruhiges Mädchen mit einem Herzen wie Gold, und Heinrich Strobel war ein Biedermann vom Scheitel bis zur Sohle. Er hatte ſich bitterſauer bisher durchs Leben ſchlagen müſſen.

Sein Vater war ein kleiner Beamter in Kapellendorf bei Weimar gewesen und hatte seinem Sohn während der Lehrzeit nichts mehr als zwei bis drei Korb Kartoffeln jährlich in die Stadt zukommen lassen können, und was über die Kartoffeln ging, das hatte er sich dazu verdienen müssen. Und wie weit er mit Kartoffeln reichte, das läßt sich nachrechnen, wenn man bedenkt, daß der Korb zu damaliger Zeit vierzig bis fünfzig Pfennig im Preise stand. Aber er war über die böse lange Zeit mit Hangen und Bangen und durch die Hilfe gutmütiger Leute und durch Fleiß und Anstelligkeit für alle möglichen Dinge gekommen, durch Nachhilfestunden und Bilderkolorieren im Landes- und Industriekontor bei Bertuch und durch Handlangerdienste aller Art, und war ein ganz reputierlicher Porträtmaler und Kupferstecher geworden, der seinen eigentlichen Wohnsitz in Leipzig hatte, aber nach Weimar, Jena und Eisenach seine Porträtreisen machte. Es hatte sich da bei jedesmaliger Wiederkehr etwas für ihn zusammengefunden. Diesmal hatte er sich für längere Zeit in Weimar niedergelassen, weil es auch in Rudolstadt und Schwarzburg und Umgegend mancherlei zu tun gab, und besonders durch Bertuch hatte er einen großen Auftrag bekommen. Ludschevadel hatte also allen Grund, ihren guten Freund hochzuachten. — Sie war stolz auf ihn, und das ärgerte Schlimpimperlein. Sie gönnte der Schwester den Heinrich Strobel. Er war nicht der Mann, den sie sich gewünscht hätte. Er war ihr langweilig. Aber weil sie im Winter so gar nichts hatte, was sie freute, ärgerte sie sich über die beiden, die miteinander sich betaten, als gäbe es nichts Besseres und Schöneres und Vortrefflicheres als Ludschevadel und Heinrich Strobel — und darüber war Schlimpimperlein vollständig anderer Meinung, sehr ungerechterweise, denn es ist zu bezweifeln, ob sie ein besseres und vernünftigeres Mädchen wie ihre ältere Schwester und einen größeren Biedermann wie ihren künftigen Schwager jemals gesehen hatte.

Aber was fragt ſo ein ſchönes Ding wie Schlimpimperlein danach, wenn es Langeweile hat.

Wenn Heinrich Strobel aber von den Weimarſchen unten erzählte, da ſpitzte Schlimpimperlein die Ohren. Herr Gott, was hätte ſie darum gegeben, unten in Weimar bei der Tante ſein zu dürfen, die ſie ſo gern bei ſich gehabt hätte.

Es war in Weimar immerhin noch etwas los; wenn es auch nicht mehr ſo zuging, wie ums Jahr 1777 etwa, von welcher Zeit die Förſterin zu erzählen wußte, ſo war doch auch um 1808 noch für ein junges lebensluſtiges Mamſellchen mancherlei zu hören und zu ſehen. Da war gerade jetzt die Zeit der Redouten im Stadthaus und Komödie aller naſenlang und Schlittenfahren und abends auch in den Bürgerhäuſern Tees und Geſellſchaftsſpiele.

Und das ſchöne Geſchöpf, das ſeine Schönheit in der Einſamkeit und Langenweile wie eine bange Laſt umhertrug, litt und quälte ſich. Sie waren alle verſorgt im Haus, nur ſie nicht. Ludſchevadel und Heinrich Strobel und die ganze Zufriedenheit in den vier Wänden erregten das heißblütige Ding. Es war die große Herzenseinſamkeit, in der ſie lebte, von der die Zufriedenen und Befriedigten nichts wiſſen, und die ſie nicht verſtehen und verlachen und nicht beachten.

Um dieſe Zeit gerade war es dem alten blonden Rieſen, dem Förſter, wohl in ſeiner Haut und in ſeinem Haus.

Der umgangene Bock, der hohe Schnee und der weiße Schneehimmel, der Flockenfall, die Einſamkeit und Weltabgelegenheit beſänftigten die heftigen Gefühle und machten dem Behagen und der Zufriedenheit Platz.

Es wahr ihm ſo wohl unter ſeinen Leuten, und mit einer großen Zärtlichkeit hing er an ſeinem jüngſten Kinde, dem Schlimpimperlein, dem einzigen, das noch ſein eigen war. Wenn ſie etwas mürriſch und gelangweilt durch das Zimmer ging, zog er ſie zu ſich heran und hielt ſie mit ſeinen unbezwinglichen Armen ein wenig an ſich gedrückt.

Wie er ihr nachſah, wenn er ſie wieder frei ließ! Sie war ſein Stolz, ſein Glück, das lag ſo deutlich in ſeinen offenen Zügen ausgeprägt, — und ſie, das kühle Schlimpimperlein, fand dieſe Zärtlichkeit mindeſtens ſehr unnötig, es kam ihr komiſch vor und war ihr peinlich.

Sie verſtand ihn nicht.

„Laſſen Sie mich, Vatter, laſſen Sie mich!" ſagte ſie halb ſchmollend, halb verlegen, wenn er ſie ſo im Zimmer auffing und ſie feſthielt, und ſie machte ſich los und ſträubte ſich.

Sie war ärgerlich darüber.

Ludſchevadel aber tat der Vater dann leid, ſie wußte ſelbſt nicht weshalb.

Er kam ihr wie gekränkt und zurückgeſtoßen vor, und ſie hatte einen Ärger über ihre Schweſter. Weshalb tat ſie das dem guten Manne an? Ludſchevadel ſprach darüber mit ihrem Verlobten, als ſie miteinander bei Sonnenuntergang zur Wildrauſe gingen, um die Rehe kommen zu ſehen. Da ſchlang er den Arm um ſein Mädchen und ſagte: „Ludovika," er nannte die Schweſtern bei ihren Taufnamen, nie anders, „die iſt ein rechtes Weibchen."

„Du, wie denn," frug Ludſchevadel — „ich bin doch ein Weibchen?"

„Freilich, aber ein gutes dazu, ein ganzer Menſch, ein guter Kamerad und mein lieber Freund."

„Die Weibchen, die nur Weibchen ſind," ſagte Heinrich Strobel und wußte ſich nicht recht auszudrücken — „die — die — vor denen grauſt's mich. Schöne Katzen und ſo hexenhaft wie Katzen — ſeelenlos. Wenn man nicht in ſie verliebt iſt, iſt man ſo einſam mit ihnen wie mit einer Katze."

„Wie weißt du denn das?" frug Ludſchevadel und legte ihren Kopf an ſeine Schulter. „Ludovika kennſt du ja kaum. Sie kann auch anders ſein. Sie kann manchmal gut ſein, ſo mit einemmal, man weiß nicht wie, da fängt ſie an zu weinen, und es tun ihr längſt vergangene Dinge leid."

„Ja wohl", ſagte Heinrich Strobel trocken. „Meine erſte Liebe war auch ſo. Verfluchte Katzen!"

„Aber ſie iſt doch deine Schwägerin," ſagte Ludſchevadel ruhig.

„Ah was — Schwägerin, die ſchert ſich den Teufel darum — Schwägerin!" Heinrich Strobel lachte.

„Ach geh', du ſollſt ſie eben gern haben, ſo ein Kind wie ſie iſt, wir haben uns alle miteinander gern im Haus. In der Familie muß man einen wie den andern lieben, Heinrich, ſonſt iſt der ganze Frieden nicht mehr im Haus. Findeſt du es bei uns nicht mehr hübſch?"

Das alles frug und ſagte Ludſchevadel durcheinander.

Und er ſchloß ſie in die Arme und küßte ſie.

„Du biſt mein Weibchen und mein Kamerad, dabei bleibt's" ſagte er. „Mir iſt ſo wohl!"

Es war der ganze Frieden oben im Rödchen, wie Ludſchevadel geſagt hatte, ſo wie Frieden auf Erden ausſieht. Die Mutter und Ludſchevadel und der Verlobte, die waren wirklich friedlich. In dem treuen unbiegſamen Herzen des Förſters aber ſaß jetzt ein Wurm. Es graute ihm vor der Vereinſamung, wenn die Töchter einmal alle aus dem Hauſe ſein würden. Da konnte er ſich in Ruhe nicht hineinfinden.

Die verheiratete Tochter war ihm wie geſtorben, und die Ludſchevadel ſtand nur mit einem Schritt mehr im Haus — und nur Schlimpimperlein lebte ihm noch ganz, war noch ganz ſein Kind. Die wollte er nicht hergeben.

„Mein Gott, was haben die Mädchen vom Heiraten — was haben ſie denn, die armen Narren?" dachte er bei ſich.

„Für Schlimpimperlein müßte mir ſchon einer vom Himmel fallen." Dem erſten beſten wollte er ſie nicht geben.

So ſaßen ſie einmal alle beieinander und Schlimpimperlein neben ihrem Vater.

Der war den ganzen Abend auffallend still gewesen. Ludschevadel hatte schon gemeint, daß der Bock im Anzuge sei, aber da legte der Förster den Arm um Schlimpimperleins Nacken und zog sie zu sich heran und bückte sich zu ihr nieder und begann langsam und schwerfällig und bog sich immer tiefer zu Schlimpimperleins Ohr. Er sprach nur für sie allein: „Da war einmal ein Vatter," sagte er — „dem ging es auf Erden sehr wohl. Er hatte ein schönes Haus, ein gutes Weib und drei Kinder, das waren lauter Mädchen, und er hatte sie alle drei sehr lieb, die älteste hieß Schmirankel, die mittelste Ludschevadel und die jüngste war die Schlimpimperlein."

Jetzt paßten sie alle auf, denn der Vater erzählte etwas von ihnen selbst, aus dem eigenen Hause; aber weil er so ganz seinen großen blonden Kopf zu Schlimpimperlein hingebogen hatte, als wollte er es sie bloß hören lassen, da arbeiteten sie unverdrossen und taten, als ginge es sie nichts an. Heinrich Strobel zeichnete für Ludschevadels Wäsche die Namenszüge auf. Es lag ein ganzer Berg gezeichnete Wäsche und ungezeichnete vor ihnen, und er war dahinter fast versteckt.

„Als die drei, Schmirankel, Ludschevadel und Schlimpimperlein, klein waren," sagte der Förster leise, „da stritten sie miteinander, und Schlimpimperlein sagte: ‚Ich hätte den Vatter geheiratet, wenn er die Mutter nicht genommen hätte'; ‚nein,' sagte Ludschevadel, ‚nein, ich hätte ihn geheiratet.' Darüber stritten sie alle drei miteinander. Schlimpimperlein aber meinte, sie hätte es zuerst gesagt.

Der Vatter nahm sie, eins nach dem andern auf seine Knie, schaukelte sie und hatte seine Freude an ihnen und war stolz auf sie.

Als sie aber groß wurden, da dachten sie nicht mehr daran, den Vatter zu heiraten — sondern ein reicher vornehmer Mann kam und holte die Schmirankel zum Weib, und sie verließ das Vaterhaus und ging ihrem Glücke nach.

Digitized by Google

Sie hatte ihn lieb und er hatte sie lieb und sie bekamen Kinder, aber ein Krieg brach herein, und die Armut kam und der Meister Tod, und Schmirankel war traurig und betrübt — kein Mensch kann solchem Leid entgehen.

Aber auch Ludschevadel folgte einem Manne, einem reichen Fürsten, und auch sie ging ihrem Glücke nach und war glücklich; aber kein Glück besteht auf Erden. Der Mann wurde ihrer überdrüssig und verließ sie und nahm eine andre und ließ sie mutterseelenallein in Kummer und Schmerz.

Kein Mensch kann solchem Leid entgehen, wenn es über ihn hereinbricht.

Und als Schlimpimperlein an ihren Schwestern sah, wie das Schicksal mit den Menschen umspringt und wie auf Erden kein Glück ist, dem man vertrauen kann, da sagte sie unter heißen Tränen: ‚Da ist ja mir das allerbeste Teil geworden.‘ Und sie blieben beieinander, der alte Vater und das Schlimpimperlein, und sie pflegte ihn, bis der Tod sie schied. Aber sie leben heute noch.“

Da hörte der Förster mit seinem Märchen, wie abgebrochen auf. Sein Töchterchen hatte sich von seinem Arme losgemacht und stand mit heißem Gesicht und mit Tränen der Ungeduld von ihrem Stuhle auf.

„Nein, Vatter, das wäre nichts für mich — das nicht — nein!“ Und da brachen die Tränen aus ihren schönen Augen mit voller Gewalt hervor. — „Weshalb denn ich gerade!“ schluchzte sie.

Der Förster stand auch auf und ging im Zimmer auf und nieder, hielt die Hände auf den Rücken und brummte in den Bart hinein: „Große Kinder — fremde Kinder.“ Er ging ganz gebückt, der starke Mann.

Sie rissen sich von seinem Herzen los, die Kinder, die einen sanft und kaum merklich, die andern schmerzhaft und grausam.

Er verstand den Lauf der Welt nicht und sträubte sich.

Die andern wagten nicht aufzublicken, als der Vater so auf und nieder ging, und Schlimpimperlein saß mit schnell getrockneten Tränen, aber trotzig da.

Heinrich Strobel reckte seinen Kopf über den Wäschewall, der vor ihm lag, auf und sagte wohlgelaunt, um die schwüle Stille zu unterbrechen: „Aber Förster, daß Ihr den Strobel in einen reichen Taugenichts verwandelt habt, der noch dazu sein Weib sitzen läßt, darüber müssen wir noch miteinander ein Hühnchen rupfen."

„Das weiß kein Mensch, was er tut oder nicht tut" — sagte der Förster feierlich. „Heut liebt man einander, morgen läßt man einander!"

„Aber Fürst ist der Strobel drum doch noch nicht, so wenig als er die Anne jemals läßt!" Dabei gab er seiner Braut einen herzhaften Kuß.

„Auch was Rechtes, Fürst! — Fürst oder Lump — Wurm oder Wurm. Es kommt auf eines heraus. Man soll an keinem Menschen hängen, das ist das Sicherste und Beste. Da schlägt man dem Schicksal ein Schnippchen. Merkt's euch.

Die Schlimpimperlein ist klug, die hängt hier an niemanden. Wohl ihr."

Das sagte der Förster bitter, während er auf das Mädchen blickte, das scheinbar gleichgültig über die Näherei gebückt saß.

„Wie eine Gans wird der Mensch gerupft, Strobel, bis er zuletzt so nackt und bloß dasteht wie zu Anfang. Zu Anfang weiß er nichts, und zuletzt will er nichts mehr wissen, das ist der ganze Unterschied. Das bißchen Ehre, das sie einem lassen müssen, wohl oder übel — das ist zuletzt das einzige, was bleibt. Man könnte sich die Mühe sparen."

Mit diesen Worten ging der Förster hinaus.

„Ludovika, warum hast du denn das getan?" frug Anne vorwurfsvoll, auf ihre ruhige, milde Art.

Da weinte Schlimpimperlein und ſagte: „Du haſt gut reden. Was hat man denn vom Leben? Dir hätte er ſagen ſollen, du ſollſt bleiben — da hätte ich Dich ſehen wollen!“

„Wenn du einmal einen Bräutigam haſt, wird er's dir auch nicht ſagen. Er läßt dich gehen, wie er mich gehen läßt“, ſagte die Braut ruhig.

„Er wollte dir ja nur zeigen, wie lieb er dich hat und da biſt du — ſo.“

„Da hätte er ſagen ſollen, was er wollte“, antwortete das Mädchen. „Wie ſoll ich das verſtehen.“

Alles nimmt einmal ein Ende auch die Langeweile und Einſamkeit eines ſchönen Kindes, das ſeiner Schönheit froh werden möchte. Endlich kommt etwas, lang erwartet oder unvorhergeſehen, aber es kommt.

Und ſo ſahen ſie tags darauf, nachdem Schlimpimperleins Lebensdrang ſo ungeduldig geworden war, wie ein Füllen, dem ein Zaum angelegt iſt, und das nach allen Seiten ausſchlägt, eine lange Schlittenreihe die Ettersburger Chauſſee heraufkommen.

„Ja,“ ſagte Ludſchevadel, „was iſt denn das!“ als die Schlitten alle zum Feldweg, der zum Rödchen führte, einlenkten. Sie rief im Eifer Schlimpimperlein herbei, die aber der Sache außerordentlich kühl entgegenſah.

„Ein paar unten aus Weimar“, meinte ſie gleichgültig.

„Du biſt eine Feine“, ſagte Anne-Ludſchevadel lachend. „Du läßt dir freilich nicht in die Karten ſehen. Na! verſtell dich nur nicht!“ Ludſchevadel packte ſie an den Schultern und zog ſie im Kreiſe herum.

„Geh, laß mich, was iſt denn da weiter!“

Ludſchevadel aber freute ſich ganz offen und ehrlich für ſie. „Aber was haben wir ihnen vorzuſetzen, das möchte ich wiſſen! Wer denkt denn an ſo viele Gäſte auf einmal!“ rief ſie.

Da ging aber ſchon die Tür auf und Heinrich Strobel ſprang herein und hatte eine rote ſpitze Kappe auf. „Sie bringen alles mit, ihr Mädchens, ſeid ohne Sorgen.“

„Deſto beſſer!“ rief Ludſchevadel, „aber wie ſiehſt du denn aus?“

„Masken“, ſagte Schlimpimperlein träumeriſch.

Und da kam es auch ſchon ins Zimmer gequollen. Draußen hörte man die Schlittenpferde mit ihren Glöckchen läuten.

Die Förſterin kam aus der Küche geſtürzt.

„Ja du meine Güte! Die ganze Redoute aus dem Stadthaus kommt ja da aus den Schlitten!“

Sie ſtanden ganz betreten alle drei über den tollen Menſchenſchwarm, der mit einemmal in ihre winterliche Einſamkeit übergefloſſen kam.

Aus Tüchern und Pelzen ſprangen die ſonderbarſten Figuren: Harlekine und Ritterfrauen, weiße Bäcker und Mönche, Teufel und Bäuerinnen. Manche trugen Masken und manche ſchauten aus ihren Kapuzen und Kappen mit den rotgefrorenen Geſichtern unternehmend in die Welt hinaus.

Aber ob Masken oder keine, die Förſtersleute hatten noch lange nicht ihre fünf Sinne beieinander, um irgend jemand erkennen zu können. Draußen warf es jetzt mit Schneeballen an die Fenſter und die Schlittenglöckchen läuteten ſo hell und luſtig in die Schneeeinſamkeit hinaus. Und jetzt klang gar von der Tür eine Fiedel.

Sie hätten nicht verwunderter ſein können.

Schlimpimperlein war ganz verſtummt und ſchaute nur träumeriſch in das Gewimmel hinein.

Die Förſtersmagd war ſogleich geſprungen und hatte im ſogenannten Saal, in dem bei ſommerlichem Regenwetter ſchon gar manches Tänzchen abgehalten war, ein gehöriges Feuer angezündet.

Inzwiſchen ſteckten ſie alle miteinander noch in der breiten Wohnſtube.

Große Körbe wurden jetzt hereingeſchleppt und eine kleine Frau kommandierte.

„Das iſt ja die Rätin Tiburtſius“, ſagte die Förſterin zu Ludſchevadel.

Die Frau Rätin war aber als Königin der Nacht aus ihrem Pelz gekrochen, ſteckte in einem engen ſchwarzen Kleid, das mit goldenen Papierſternen beſät war, band ſich in aller Eile, um vollſtändig zu ſein, einen großen Stern, den ſie im Strickbeutel gehabt hatte, auf dem Kopf feſt und fing an in den Körben zu wirtſchaften, wobei ihr die vortreffliche Magd Kathrine, die ſie mitgebracht hatte, half.

Das Ganze war alſo die ſogenannte Lawine der Frau Rätin Tiburtſius, die ſich in Schlitten zum Rödchen herausgewälzt hatte.

Bald durchzog das ganze Haus ein gewürziger Kaffeeduft. Tiburtſiuſſens Kathrine und die Förſterin brauten ihn miteinander. Das Feuer im Saale brannte in voller Eile und mit Gepraſſel, daß das eiſerne Öfchen puſtete, fauchte und glühte und die ſchwarzen Rohre, die durch den halben Saal liefen, kniſterten und vor Hitze dröhnten.

Wie im Handumdrehen war es warm, wenn auch in den Ecken und an den Fenſtern ſich noch ein eiſiges Lüftchen aufhielt, das wurde bald von den luſtigen Masken verſcheucht, die jetzt in den Saal einſtrömten und Tiſche und Bänke rückten und lachten und lärmten. Ludſchevadel und die Förſterin brachten die Taſſen und die kleine, dicke Tiburtſius kramte in Kuchen und er, Tiburtſius, der als Maske ſeinen langen weißen Flausrock trug, auf den ihm ſein kleines Weib einen großen goldenen Stern auf den Rücken genäht hatte, mußte die Berge von Kuchen, die die Königin der Nacht auf Schüſſeln lud, auf die verſchiedenen Tiſche verteilen. Er trug eine weiße Zipfelmütze auf dem Kopf, die als Troddel einen Stern hatte, und ſo war der Herr Rat ein billig hergeſtellter Abend- oder Morgenſtern.

Und bald saßen sie alle und schwatzten und wärmten sich und tauchten ihren Kuchen in den Kaffee.

Die Försters saßen auch alle mit am Tisch.

„Teufel auch", rief der Apotheker, „wenn das nicht gemütlich ist!" Und er stieß mit seiner Kaffeetasse links und rechts an und dienerte dabei.

Heinrich Strobel hatte einen jungen Menschen neben sich sitzen, der allen, wie es schien, fremd war, und den er den Förstersleuten als Herrn Friedrich Herzlieb vorstellte; „ein Verwandter von der kleinen Minchen Herzlieb in Jena, die ich vergangenes Jahr gemalt hab'", sagte er. „Ich hab' ja von ihm erzählt.

„Er ist mein Gegenstück in allen Dingen", dabei faßte Heinrich Strobel das Gegenstück am Kragen. „Seht her, auch in Hinsicht des Mammons. Weiter: arbeite ich wie ein Pferd, er spielt nur und bringt mehr fertig als ich. Ich bin borstig," damit streckte Heinrich Strobel seinen unglaublich starr aufstrebenden Haarschopf vor, „er ist ein Karnickel an Zartheit der Behaarung.

Aus mir machen sich die wenigsten was, die Frauenzimmer gar nichts — bei ihm ist das anders.

Ich habe ihn mir zur Ausgleichung nach Weimar kommen lassen.

Er geht unten bei Exzellenz Goethe ein und aus, so ein Grünschnabel und ich könnte darüber verrecken, wenn ich mir in den Kopf gesetzt hätte, auch einmal so einer Ehre teilhaftig zu werden.

Na, ich gönne dir's! Und hiermit überliefere ich euch diesen Herzbruder und Seidenhasen. Ich denke, daß ich selten mehr ohne diese Menschenspezies heraufkommen werde, weil wir eben Ergänzungsstücke sind."

„Die Sache sieht anders aus, wie Strobelmeier sagt," unterbrach ihn der junge Mensch mit einer Liebenswürdigkeit, „er ist nämlich mein Herr und Meister."

„Welche von beiden iſt nun deine Braut, Strobelmeier?“ frug er unvermittelt und blickte auf Schlimpimperlein und Ludſchevadel, die eben mit einer Ladung Taſſen an den Tiſch traten.

„Rate“, ſagte Heinrich Strobel.

Der Kamerad legte die Arme auf den Tiſch und ſchaute auf beide Mädchen. Er gehörte zu den Menſchen, bei denen der Hals richtig auf dem Rumpf ſitzt und der Kopf wieder fein und künſtleriſch, nicht grob zugehauen am Hals anſetzt, wie ſich's eigentlich gehört. Es iſt alles vortrefflich an ihm gebildet, in ſchönſter Ordnung. — Etwas Weiches, Läſſiges iſt über die ganze Geſtalt ausgegoſſen. Seine Lippen ſind auch weich, ſybaritiſch, in ſeinen Augen liegt etwas Lebendiges. Er iſt blond.

„Strobelmeier,“ ſo nannte er ſeinen Freund, „iſt es die Kleine?“

„Reingefallen“, lachte Strobel. „Wann lernſt du mich kennen!“

„Ich denke die Gegenſätze.“

„Aber heiliger Strohſack, den Gegenſatz doch nicht heiraten, Junge, den muß man jeden Augenblick wieder los werden können, wie wir beide einander, zum Beiſpiel.“

„Alſo Sie, Demoiſelle,“ wandte er ſich an Anna, „Sie werden dieſem Lebenskünſtler angehören?“

„Wie denn, Lebenskünſtler?“ frug Ludſchevadel, wie nicht angenehm berührt von der Art des jungen Menſchen.

„Freilich Lebenskünſtler, wiſſen Sie vielleicht, wie er ſein Geld aufbewahrte, als wir miteinander in Dresden ſtudierten, Demoiſelle?“

„Wenn er nämlich eins hatte“, warf Heinrich Strobel dazwiſchen.

„Das vorausgeſetzt. Da hat er's in der ganzen Stube verſtreut zwiſchen die Betten geſchmiſſen, unter das Bett, auf den Ofen, in den Ofen, in die Aſche, zwiſchen die Möbel,

überall hin, und wenn er ein Geld brauchte, hat er geſucht und gewirtſchaftet und iſt auf allen vieren herumgekrochen, aber ſo kam nie die Zeit, daß er mit gutem Gewiſſen hätte ſagen können: Ich hab' wirklich nichts mehr, denn irgendwo konnte immer etwas noch ſtecken. — Und wiſſen Sie, wie er damals ſeine Abendſuppe ſich kochte? Er hatte ſo etwas, das er ſeinen Apparat nannte, einen Henkeltopf an einem Bindfaden, den hing er an einen Nagel, und der Nagel ſteckte in einer Kiſte, die auf ſeinem Tiſch ſtand, und unter den Topf ſtellte er ſein Licht und bei dem Licht, das kochen und leuchten mußte, hat er gearbeitet — und wie gearbeitet. Wiſſen Sie denn das auch noch nicht?" frug er eindringlich.

„Nein", ſagte Ludſchevadel und hatte ſich auf einen Stuhl niedergelaſſen und ſah mit eigentümlich bewegtem Ausdruck auf ihren Bräutigam, der gleichgültig daſaß, als wenn's ihn nichts anging. „Das iſt kein Menſch, der Strobelmeier," fuhr der Kamerad fort, „das iſt kein Menſch! Da hat er gar nichts erzählt. Auch nicht, wie er geheizt hat?"

Ludſchevadel ſchüttelte den Kopf.

„Es war gehörig kalt, Demoiſelle, die Fenſter waren hinaufgefroren und wir ſitzen bei ihm, in ſeiner Bude, vier Stock hoch unter dem Dach. Er iſt ganz wohlgemut; daß es ein Ding wie Heizen gibt, fällt ihm gar nicht ein.

Da ſchaut er uns mit einmal an: ‚Ihr habt wohl kalt — wie?' ‚Ich glaub' ſchon', ſagt einer und ſchüttelt ſich.

‚Wart, das werden wir gleich haben', meint der Strobelmeier, kriecht unter den Tiſch und holt einen uralten Pappdeckel vor. — Jetzt ſchlägt der Strobelmeier Feuer und zündet ſeinen Pappdeckel im Ofen an. ‚So, nun haben wir's gemütlich!' meint er. Und ich ſag' Ihnen, Demoiſelle, wir hatten es gemütlich, da war keiner, der die Herzloſigkeit gehabt hätte, noch weiter zu frieren.

Und wieder einmal war ein armer Teufel bei ihm auf der

Bude krank geworden, da hat er nachts um Zwölf, weil es auch bitter kalt war, ein altes zerfallenes Faß aus dem Hof vier Stock hoch heraufſtibitzt und wollte damit heizen, macht aber ſo einen greulichen Spektakel, weil die Faßdauben nicht ohne weiteres auseinander wollten, daß das ganze Haus aufweckte.

‚So geht's, wenn man Luxus treibt', ſagt er da.

Er war eben kein Menſch. Es konnte ihm nichts etwas anhaben."

Da reichten ſich die beiden Verlobten die Hände — und ſchauten ſich beide an, als wollten ſie ſagen: „Wir, wir verſtehen einander", und in den Augen der Braut lag ſo ein unendliches Vertrauen ſo offen und ehrlich ausgeſprochen — und Heinrich Strobel verſank in dieſen vertrauensvollen Blick. Er ſchien ihm gut zu tun.

„Mir iſt wohl", ſagte er zu ſeinem Kameraden trocken und ruhig.

„Das mag eine feine — feine Geſchichte ſein, die du da eingefädelt haſt", meinte der Kamerad.

„Eine feine, haltbare Geſchichte", antwortete Heinrich Strobel.

Schlimpimperlein war, während die drei miteinander ſprachen, aufgeſtanden und hinausgegangen.

„Wo iſt denn das kleine Wunder hin?" ſagte Friedrich Herzlieb, als er nicht mehr ſprach, und ſchaute ſich um.

„Kleines Wunder iſt gut", meinte Strobel für ſich halblaut.

Es währte nicht lange, da trat ſie wieder ein. Sie hatte ihr Hauskleid abgelegt und war in das weiße Sommerſonntagskleid geſchlüpft, ſah liebreizend in ihrer taufriſchen Jugendlichkeit aus. An der Bruſt trug ſie eine friſche Roſenknoſpe und einen Reſedazweig und einen Heliotropſtengel. Die Blumen hatte ſie von dem Winterblumenfenſter der Förſterin ſich abgeknickt.

„O weh, dein Freund hat ihr gefallen," ſagte Ludſchevadel leiſe zu ihrem Bräutigam, „der arme Vater! Sie iſt noch ſo jung, die hätte gut noch warten können. Mir tut er ſelber leid, wenn er ſo bald allein iſt."

„Da kennſt du aber den Vater ſchlecht, der läßt ſich zweimal ſo eine Lehre wie geſtern abend nicht geben, der wird froh ſein, wenn ſie geht", ſagte Heinrich Strobel.

„Da kennſt du ihn nicht, Heinrich. Es iſt etwas Eigenes. Wie ſie ein ganz kleines Kind war, iſt es ſchon ſo geweſen."

„Geſtern hat ſie ihm einen Tritt verſetzt, dünkt mich, an dem ich wenigſtens genug hätte."

„Aber Eltern, was ertragen die nicht mit ihren Kindern und bleiben ihnen doch gut."

„Mütterchen", ſagte Heinrich Strobel freundlich, und dann: „Es iſt aber doch kaum zu glauben, daß ſo ein Engelskind, wie ſie jetzt ſo daſteht, ſo ein hartes, rohes Herz haben kann."

„Nimm du einmal ſo ein Jüngelchen oder ein kleines Mädchen, um es zu küſſen, wenn es nicht will, da wirſt du ſehen, wie es ſchreit und zappelt und hat dann noch lang kein rohes Herz. So iſt's bei ihr auch", ſagte Ludſchevadel.

„Sie hat eine gute Schweſter, das ſcheint mir das Beſte an ihr zu ſein", ſagte Heinrich Strobel.

Als Schlimpimperlein eintrat, hatten ſich aller Augen auf ſie gerichtet. Sie war ein kleines Wunder, das blütenjunge Weibchen, in ſeiner zierlichen Jungfräulichkeit mit dem runden weißen Geſicht, den braunen kühl blickenden Samtaugen.

„Von den Waltersmädchen iſt doch eins ſchöner und braver als das andre, von oben angefangen, der jüngſte Käfer iſt wirklich ein exquiſites Frauenzimmerchen", meinte der Apotheker. Es währte nicht lange, da wurden die Bänke und Tiſche an die Wände gerückt, der Fiedler ſtellte ſich in Poſitur und die Masken ſchwirrten im Tanz untereinander. Alles tanzte, jung und alt.

Dazwiſchen wurde dem Jenenſer, der in ſeinem Madeira-faß logierte, gehörig zugeſprochen. Manche tranken ihn als Bowle, manche als Punſch und wieder manche verehrten ihn am meiſten in Form eines derben Glühweins.

Die Förſterin verſtand ihn auf alle Art genießbar zu machen — und er tat auch auf alle Art ſeine Wirkung. Es war unſäglich gemütlich oben in dem einſamen verſchneiten Rödchen.

Und mitten in dieſer bürgerlich behäbigen Heiterkeit genoß ein junges ſchönes Paar die Glückſeligkeiten der Jugend, ſchwenkte ſich im Tanz und fühlte und ſah nur ſich allein.

Das alles geſchah im Rödchen, in welchem vor dunklen Zeiten Doktor Fauſtus geboren war, im Rödchen, das über den Trümmern eines vergeſſenen Dorfes, über Gräbern vergeſſener Menſchen aufgebaut und aufgewachſen war.

Zu Schlimpimperlein iſt endlich das Glück und die Jugendluſt heraufgekommen, ſie brauchte ſich deshalb nicht mehr nach Weimar hinabzubemühen — ihre unbeachtete Schönheit iſt keine Laſt mehr, die Langeweile iſt weggewiſcht und ſie ſelbſt liebenswürdig wie ein glückliches Kind.

Sie iſt es jetzt, die den Vater aufſucht und ſich an ihn ſchmiegt.

„Das ſollte man vordem wiſſen," ſagte der Förſter zu Heinrich Strobel — „ehe man die Kinder auf die Welt ſetzt, glücklich kann man ſie ſelbſt nicht machen, das tun andre. Lieben tun ſie uns auch nicht, Gott bewahre, das iſt ganz etwas andres. Wenn es ihnen die Fremden wohlgemacht haben, fällt ein Broſamen für uns ab, und geht es ihnen nicht, wie ſie wollen, kommt unſre Liebe ihnen erſt recht armſelig vor.

So ein alter Menſch lernt nicht aus."

Das Leben ging über den Förſter hinweg, und er begann ſich als Alter zu fühlen.

Die Jungen eroberten die Welt um ihn her.

Digitized by Google

Er verlegte ſich, wenn er daheim ſaß, aufs Grübeln und wurde ſchweigſamer und teilnahmloſer als ſonſt.

Er hatte da nichts mehr zu tun, wo er ſich in ſeinem Eigentum, im unbeſtrittenen Beſitz, geglaubt hatte. Wie Seifenblaſen zerplatzte vor ſeinen Augen, was er für feſt wie Felſenſtein gehalten. Ganz anders ſah alles aus, wie er geglaubt. Auf feſtem wohlgegründeten Boden hatte er zu ſtehen gemeint, und wie es hell wurde, ſah er, daß er auf einer treibenden Scholle ſtand, an der die Waſſer von allen Seiten gierig fraßen, um ſie bald ganz aufzulöſen.

Er war nachdenklich geworden.

An Kraft hätte er es mit all dem jungen Volke aufnehmen können. Er fühlte ſich ſtark und geſund und mußte zurücktreten, andre machten ſich breit.

Nicht nur im engen Hauſe war's ihm nicht wohl. Das weite Vaterland bedrückte ihn noch tiefer und ſchwerer und verſank vor ſeinen Augen in Schmach und Knechtſchaft.

Durch die Einflüſſe des Lebens wurde aus dem mächtigen alten Burſchen einer von den einſamen Menſchen, den die andern nicht verſtehen.

Die Förſterin und die beiden jungen Paare aber freuten ſich des Lebens.

Der Förſterin ging es wohl auch nah, daß ſie in abſehbarer Zeit die Töchter hergeben mußte; aber es war auch ein gutes zufriedenſtellendes Gefühl, daß ſie dieſelben ſo ſicher angebracht hatte. Sie war ſtolz darauf.

Alterude unverſorgte Töchter im Hauſe zu haben, wäre ihr wie eine Schmach erſchienen.

Lächeln mußte ſie aber gar oft über die große Verſchiedenartigkeit ihrer beiden Paare. — Das war unruhiges Blut, die beiden Jüngſten! Sie, die Kleine, wohl zwar nicht, die blieb die Kühle, aber der junge Herzlieb machte ſo viel Weſens von ihr und von ſeiner Liebe zu ihr, wie der Förſterin noch nicht vorgekommen war. Und daß Schlimpimperlein ſich alle

Überſchwenglichkeiten gefallen ließ, nahm ſie doch wunder. Sie hatte ihre Mädchen ſo einfach und beſcheiden erzogen, daß ſie gemeint hätte, die Haare müßten ſich der Kleinen ſträuben bei dem Getue. — Aber im Gegenteil, wie ein Götzenbild, das mit Behagen den Opferduft ſchnuppert, ſo ließ ſie ſich jede Vergötterung gefallen.

Er war von ihrer Schönheit, ihrem Liebreiz berauſcht, ſo daß ſein Freund Heinrich Strobel es liebte, ihn manchmal mit einer Bemerkung abzukühlen.

„Mein Gott, Junge," ſagte er ihm, als ſie einmal miteinander vom Röbchen abends Weimar wieder zugingen, „ſo faß doch die Sache einfach auf, ſie iſt ein nettes Mädchen, ſie wird dein Weib, ſie wird Kinder gebären, deinen Haushalt führen und ein altes Weib werden. Du ſiehſt, die Sache wird im Sande verlaufen."

„Strobelmeier!" rief der junge ſchöne Menſch. „Jetzt zum Teufel bleib mir mit deiner altbacknen Weisheit zu Haus. Verſchände mir das Götterkind da oben nicht", er zeigte zum Röbchen zurück.

„Bleib mir mit deiner Ehe, deinen Kindern und Windeln vom Hals, deinen Hebammen und Pfarrern und Kindergeſchrei — pfui Teufel."

„Na, pfui Teufel — was denn pfui Teufel?" ſagte Heinrich Strobel trocken. — „Du willſt Familienvater werden, da kommen dir und deinem kleinen Balg da oben dieſe Sachen alle über den Hals!"

„Strobelmeier!" rief der junge Herzlieb, „ich erkenne dich ja gar nicht, ein Philiſter warſt du doch weiß Gott nie!"

„Bin auch keiner."

„Die Ludſchevadel da oben macht dich dazu."

„Lieber Junge," ſagte Heinrich Strobel ernſt, „das bitte ich mir aus, — an die rühr' mir nicht — das verſtehſt du nicht. Es braucht auch kein Menſch zu wiſſen, was ſie mir iſt. Mit ihr ſpielen und es mit ihr treiben, wie mit einer Dirne

— nein — das eben nicht. Sie ſoll mein Weib werden — der Freund fürs Leben.

Ich habe dir's geſagt, wie's mit mir ſteht. Ich hab' mich durchs Leben würgen müſſen; da oben," auch er zeigte, wie vorhin ſein Kamerad, zum Mädchen zurück, „da oben habe ich mein Lebensglück gefunden."

Sie ſchwiegen beide.

„Aber verurteilen, dächte ich, ſollteſt du's auch nicht, wenn ich mich an dem wundervollen Geſchöpf freue, Strobelmeier."

„Gewiß nicht. Aber es ſchadet auch nichts, denke nur manchmal daran, daß ſie dein eheliches Weib werden wird, daß ſie Mutter deiner Kinder wird."

„Na natürlich wird ſie das, der arme Narr," ſagte Friedrich Herzlieb; „aber weshalb ſoll ich ihr und mir das beſte Glück damit verderben. — Oder meinſt du vielleicht, mir iſt's nicht ernſt mit ihr, — Strobelmeier?"

„Nein", ſagte der, „das mein' ich nicht; — meint' ich's aber — ehe ich den Leuten, dem Förſter oben, durch meine Schuld, weil ich dich brachte, ſo etwas antun ließ, fiel einer von uns beiden, mein Junge."

„Wer denkt denn daran, du ſtruppiger Kerl. Was ſtellſt denn du dir vor? Totſchlagen laſſ' ich mich lieber, und jetzt halt dein Maul, Pfaff, und laß mich mein ſchönes Kind feiern, wie's mir beliebt."

„Jawohl", ſagte Heinrich Strobel und ſummte vor ſich hin:

„Und ſchrieb mit Tinte
Dem Kinde
'nen Liebesbrief,
Drei Ellen lang
Mit Tinte.
Dem Kinde
Juchhe!"

So gingen ſie miteinander.

Friedrich Herzlieb aber feierte ſein ſchönes Kind weiter wie's ihm beliebte. Da er der Sohn wohlhabender Eltern war, fehlte es ihm nicht an Mitteln, ſeine Liebſte zu ſchmücken und zu erfreuen. Ein Bote lief jeden Tag von Weimar zum Röbchen hinauf mit Blumen und Briefchen, Bändern und allerhand Sächelchen.

Einmal kam er ſelbſt und brachte ein wunderſchönes Halsband mit, zog es aus dem Futteral und wollte ſeiner Braut damit das ſchlanke Hälschen ſchmücken.

Der Förſter aber, der zugegen war, legte dem jungen Mann die Hand auf die Schulter.

„Nein, mein Beſter, das ſteck' Er wieder ein, iſt ſie einmal Euer Weib, dann hab' ich nichts dagegen.

Mein Mädchen darf das nicht. Mir behagt's nicht, wenn eine Braut ſich ſo beſchenken läßt. Punktum."

Es war Mai geworden, ging auf den Juni zu. Das Röbchen war in voller Pracht, die Leute zogen hinauf, um ſich am jungen Grün zu freuen, an dem Duft der Birken, am Garten der Förſtersleute, der im Blütenſchmucke prangte. Es war jetzt alles aufgebrochen, die Pfingſtroſen, rote und roſa, Nachtviolen, Iris in allen Farben, Stiefmütterchen und Vergißmeinnicht, Primeln und Narziſſen, die Beerenſträucher trugen ihre goldgelben Träubchen, die Apfelbäume blühten noch und hatten die roſigen Blumenſchälchen weit geöffnet, und die dichten dunklen Geißblattlauben dufteten mit hundert Wohlgerüchen. Das hohe Lied des Frühlings in tauſend frohen, neu erwachten Tönen und von jungen, Düften begleitet, ſtieg von der Erde gen Himmel auf.

Da war's im Röbchen ſchön und da hatte die Förſterin alle Hände voll zu tun, um ihre Gäſte zu befriedigen, und auch die Mädchen hatten zu helfen von früh bis abends. Am Vormittag Kuchen backen, Kaffee brennen und alles für etwaige Gäſte herrichten und nachmittags die Gäſte bedienen und mit ihnen plaudern.

Die Zeit der Lindenblüte war jetzt gekommen und die Zeit der Roſen, der Zentifolien.

Die Lindenblüte wurde, wie wir wiſſen, ſeit Menſchengedenken mit Tanz und Fiedel unter dem alten Baum, dem Stolz des Röbchens, der uralten Dorflinde, gefeiert. Auch dieſes Jahr.

Das ließen ſie ſich nicht nehmen, die Leute, ſo traurig es im deutſchen Lande ausſah.

Seit zwei Oktobern war die Kirchweih um Weimar ausgefallen, aber jetzt zur Lindenblüte, da ſollte etwas nachgeholt werden.

Das einſame Haus im Röbchen hatte ſeine Gerechtſame, die gleichſam, wie an ihrem letzten Halt dort hängen geblieben waren, und die dem verſchwundenen Dorfe, das im Bruderkriege zerſtört wurde, einſt eigentümlich waren. Der „Heimrich“ oder das Hegemahl, das wurde da oben gefeiert, ſeit Menſchengedenken, und weit über Menſchengedenken hinaus. Das war ein Feſt, das noch von alter Gerichtsbarkeit herrührte, die auf eingehegter Wieſe einſt ſtattfand, einer Feldgerichtsbarkeit, die mit einem Mahle, dem Hegemahle, ſchloß und dieſes wieder gegen Morgen, wo noch einmal friſch ausgeſchenkt und kalt aufgeſchnitten werden mußte, mit dem „Hahnewackel“, dem Ende des Heimrich. „Heimer“ aber hießen die Bauern, die, die ein Heim hatten.

Um Weimar, unter alten Linden, da findet man noch hie und da uralte Steintiſche, die das Volk jetzt „Heinrichstiſche“ nennt, Heimrichstiſche, aus alten Irrblöcken gehauen, an denen einſt Gericht gehalten wurde.

Ein Heimrich, ein Hegemahl ſollte nach altem Brauch im Röbchen wieder gefeiert werden, das ließ ſich jung und altes Volk in Weimar nicht nehmen. Unter der blühenden Linde mußte getanzt und an den langen Tiſchen vor dem Förſterhaus mußte getafelt werden bis zum Hahnewackel, und wenn es im deutſchen Lande noch trauriger, ſchmachvoller

und hoffnungsloſer ausgeſehen hätte. Die weimariſchen Bürger waren behagliche Leute, konnten ſich nicht fortwährend ereifern und beklagen. Man muß die Dinge nehmen, wie ſie ſind, und damit gut.

Der Förſter fand, es wäre wahrlich nicht an der Zeit, Freudenfeſte zu feiern und unnütz Geld auszugeben, wo Kriegskontribution das Land ſchwer drückte, Fremde ſich breit machten und deutſche Fürſten und Bürger Knechtsgeſtalt angenommen und keiner ſo hoch im deutſchen Lande ſtand, der nicht demütig den Rücken vor dem großen Tyrannen und ſeinen Schergen gebeugt hätte.

Aber ſo ein geplagter Bürgersmann will auch einmal aufatmen, und was geht ihn ſchließlich die Demütigung der Großen an. Er muß hart genug an Gut und Leben darunter leiden.

Hol's der Teufel! Er will aus dem Elend heraus. Er will ein freier Menſch ſein, der ſich um nichts ſchert, als um ſein eigen Haus und Hof und Haut. — So kam es, daß mitten im Juni, wo die Erde voller Roſen ſtrahlt und duftet und die Linden blühen, die Bienen ſchwärmen und die ganze Natur im Feſtkleid prangt, das ſie auch angelegt hat, ohne nach Krieg und Frieden der Großen zu fragen, die Ackerbürgersleute aus Weimar ein Frühlings- und Freudenfeſt oben im Rödchen feierten, auf dem es luſtig, ſo ausgelaſſen und reichlich zuging, als lebte man im tiefſten Frieden und nicht in Not und Gefahr.

Am Nachmittag begann die Herrlichkeit, da ſaßen ſie an den Kaffeetafeln. Am Ehrenplatz der alte Kaufmann Zünkel, mit dem hohen Rohrſtab, der einen gewaltigen Silberknauf hatte. Den Stab mußte er als Ehrenälteſter beim Hegemahl tragen, mußte ſo den erſten Tanz anführen, den Stab hochheben, wenn ein Trinkſpruch gehalten wurde. Er war es auch, der Streitigkeiten zu ſchlichten hatte. So hatte ſich auf ihn die ſagenhafte Macht des hohen Richters der Feldgerichte, durch Jahrhunderte abgeſchwächt, übertragen.

Ihm ſtand auch das ſchöne Recht zu, zwiſchen Braten und Nachtiſch, die jungen Mädchen, die am Hegemahl teilnahmen, zu küſſen, wozu er einen Umgang um die Tafel halten mußte.

Mit feierlichem Kaffeetrinken begannen ſie und tanzten dann bei hellem Sonnenſchein unter der blühenden Linde; Vogelſang und Bienengeſumme in der golddurchwirkten Krone über ihnen.

Die Waltersmädchen waren heute von allen Verpflichtungen freigeſprochen. An ihrer Stelle waren Mägde aus der Stadt mit heraufgebracht, die die Bedienung beſorgten. Beide Bräute trugen weiße Kleider und Schlimpimperlein hatte auf dem ſchönen Kopf einen Kranz von Zentifolien, der ihr die Augen beſchattete, Ludſchevadel trug nur ein beſcheidenes Roſenſträußchen am Buſen.

Schlimpimperlein, am Arme ihres Verlobten, war ein liebreizender Anblick. Die zarte volle Geſtalt von dem engen dünnen Kleid umgeben, die zärtlichen runden Arme, das feine Hälschen, die zarten Schatten des jungen Buſens.

Sie war ein Anblick, der grünem und dürrem Mannsvolk zu Kopf ſtieg, und ſie hätte keinen Augenblick zu Atem kommen können, wenn ihr Verlobter ſie einem einzigen zum Tanze gegönnt hätte; aber er hielt ſie am Arm und im Arm den ganzen Abend.

Das war der Förſterin recht und ſie lobte ihn, denn ihr ſchien die Schönheit ihres Mädchens für ein Bürgerskind nicht recht am Platz.

Sie hätte ihr gern etwas angelegt oder abgenommen, und doch ſchlug ihr das Herz vor Freude zwiſchen Braten und Kochen und Schelten und Fragen und Antreiben der fremden Mägde, daß ſie ein ſo ſchönes Kind beſaß. Ludſchevadel war eine liebe Seele, die niemandem beſonders auffiel und mit allen gut auskam. Sie tanzte mit jedermann, mit alt und jung und ſprach mit allen anmutig und beſcheiden.

Wenn sie zu ihrem Verlobten zurückkehrte, schaute er sie glücklich und zufrieden an und sie ihn strahlend, und sie saßen miteinander und atmeten den Lindenduft ein und hielten sich an der Hand und schauten auf das Getriebe, das zuerst im Sonnenschein sich tummelte und auf das der Mond später sein mildes Licht warf und über das Fackeln und Windlichterschein zuckte.

Am Abend ging das rechte Leben erst an, da kam das eigentliche Hegemahl an die Reihe, und nach dem Trinken und Essen erwachten die Lebensgeister. Die herrliche Sommernacht hüllte alle ein und drängte sie zusammen auf den erleuchteten Platz unter der Linde. Und in diesem hellen Kreis wimmelte es wie ein Mückenschwarm, der ums Licht schwärmt. Nur hie und da fiel ein heißgetanztes Pärchen aus dem glänzenden Zauberkreise ab und wandelte im Dunkeln.

Und wie sie sich schwangen und wie sie lachten und flüsterten und wie die Herzen schlugen, und der Wein die Sinne belebte und trübte! Entfernt im dichten Gebüsch sangen die Nachtigallen, denen Liebessehnsucht die kleinen Herzen sprengen wollte.

Dem Förster war's nicht wohl zumute. Sie kamen ihm so erbärmlich vor, die gedankenlosen Leute, da Tod und Krieg und Schmach und Not über die Erde hinzog und alles mit sich riß, vernichtete, zerstampfte, wo keiner seines Lebens und seines Gutes sicher war, und Könige in den Staub getreten wurden und jeder Mutter junger Sohn sein Blut einem frechen Eroberer ohne Gnade und ohne Ehre hinopfern mußte.

Er fühlte sich einsam, verlassen in seinen heiligsten Gefühlen auch von den Seinen. Seine beiden jüngsten Liebesleute tanzten mit unversiegbaren Kräften.

So aneinander geschmiegt, in geheimnisvoll dämmriger Nachtluft, einsam unter Menschengedränge dahinzufliegen

durch Blütendüfte und die jungen warmen Körper zu empfinden und jede Regung, Liebesluſt und Liebesglut und jede Bewegung Zärtlichkeit und Schönheit und Jugend. Das ſteckt die Sinne an allen Enden zugleich an, wie eine feindliche Stadt, das flackert und loht, das möchte in Flammenglut die ganze Welt begraben. — Und dieſes Mückenpärchen fiel auch vom Lichtkreis ab.

Die Kleine hing ſo matt wie ein gehetztes Wild am Arme ihres Liebſten, der Roſenkranz auf ihrem Haar duftete, die Roſen hatten ſich warm und welk ihr tief in die Stirn geſenkt. Dem jungen Bräutigam vergingen die Sinne. Ihr kühles Herzchen hatte ihn oft irregeführt; er hatte ſich erſchöpfen müſſen in Zärtlichkeit, Aufmerkſamkeit, um ein gnädiges Lächeln ſeines ſchönen kleinen Götzen zu erhaſchen. — Und jetzt, welches Wunder! — jetzt war er Herr und Meiſter, zitternd, mit klopfendem Herzen lag ſie in ſeinen Armen.

Jetzt fuhr ſie zuſammen. Das waren Schritte! Gleichgültig kühl legte ſie ihren Arm in den ſeinen und ging mit ihm, und ſie begegneten Heinrich Strobel, mit dem ſprach ſie harmlos und liebenswürdig, als hätte kein Windhauch ihr die Seele bewegt. Ihrem Begleiter aber war, als würde ihm der Hals zugeſchnürt, er hätte kein Wort hervorbringen können.

„Was für eine kleine ſüße Hexe war ſie doch!“

Friedrich Herzlieb wollte heute nicht mit ſeinem Strobelmeier vom Röbchen hinabgehen, wartete nicht bis zum Morgengrauen, bis beim Hahnewackel das Feſt neu auflebte, ſondern ging früher, als die Sommernacht noch dunkel über der Erde lag. Als er von ſeiner Braut Abſchied nahm, flüſterte er mit ihr und frug ſie bang und erregt und ſie erwiderte ihm flüſternd und berührte leicht ſeine Lippen mit einem Küßchen.

„Aber du, tanz mir nicht, tanz mir nicht mehr“, ſagte er, da lachte ſie und er ſtürzte davon in die dunkle Nacht hinaus.

„Wo iſt er denn?“ frug Heinrich Strobel, als er Schlimpimperlein allein auf dem Tanzplatz ſtehen ſah.

„Fort iſt er gelaufen.“

Da lächelte Heinrich Strobel.

„Wie wär's denn mit 'nem Schwagertanz?“ meinte er, „den wird er doch erlauben? Wir ſind einander ungefährlich, wir beide, denke ich.“

„Ich denke es auch,“ ſagte ſie kühl, „der Herr Schwager mag mich nicht beſonders.“

„Wenn Sie brav ſind, Schlimpimperlein, mag ich Sie ſchon, weshalb nicht — ſchon um Ihrer Schweſter willen.“

„Sehr ſchmeichelhaft“, ſagte Schlimpimperlein.

„Und wenn Sie an Ihrem Vater gut machen, was Sie Böſes getan haben!“

„Na, was denn?“ frug Schlimpimperlein ungeduldig.

„Damals, im Winter, den Abend eh' ich den Herzlieb brachte.“

„Daß ich nicht wüßte.“

„Als der Vater Ihnen das Märchen erzählte.“

„Ach gehen Sie, Herr Schwager, das iſt nett nachträglich, da kann ſich meine Schweſter freuen, wenn Sie ſo ſind. Der Vater hat das längſt vergeſſen, mein Gott!“ Sie war ſehr ungeduldig.

„Das hat er nicht vergeſſen, Schwägerin, vielleicht vergißt er's ſein Lebtag nicht. — Sie müſſen das gut machen, Ludovika, mir hat's ſchon längſt auf dem Herzen gelegen Heut ſag' ich's Ihnen.

Dieſen Vater, daß Sie den kränken konnten! Machen Sie's gut. Und nun den ‚Schwagertanz'.“

„Er möchte nicht, daß ich tanze.“

„So,“ ſagte Heinrich Strobel lächelnd, „Sie böſes Kind, vorhin wollten Sie doch, und nun, weil ich Sie geſcholten habe, wollen Sie mich ſtrafen.“

„Nein, er will es wirklich nicht.“

„Ich bin da ausgeſchloſſen, meine Beſte, bei dem Verbot. Sagen Sie ihm, Sie hätten mit dem Schulmeiſter getanzt, das iſt ungefährlich."

Sie tanzten den Schwagertanz miteinander.

„Haſt du mich mit dem kleinen Affen geſehen?" frug Heinrich Strobel ſeine Braut. „Wie nahmen wir uns aus?"

„Nicht beſonders, mein Herr Liebſter; wir ſehen ſchon beſſer miteinander aus, glaub' ich."

„Das wollt' ich meinen. Sie iſt ein Weibchen, wie ich dir ſagte, geradeſo ein Weibchen, wie ich damals meinte, eine Katze. — Was weiß ich! Proſt Mahlzeit, wenn bei Herzliebs einmal die Herzliebe verraucht und die Taſſe Schokolade ausgetrunken ſein wird, möcht' ich um die Welt nicht in Friedrichen ſeiner Haut ſtecken.

Jetzt iſt der arme Teufel ſo verliebt, daß er davongelaufen iſt. Vor ſo einer freſſenden Liebe bewahre einen der Himmel!"

Heinrich Strobel und Ludſchevadel hielten den Hahnewackel aus bis zu guter Letzt.

„Auch des Lebens Hahnewackel miteinander, ſo Gott will, bis ans Ende", ſagte Heinrich Strobel, und Anne-Ludſchevadel gab ihm die Hand darauf.

„Wenn die Kinder," fuhr er etwas weitſichtig fort, „einmal alle verheiratet und untergebracht ſind, da haben wir beiden Alten dann unſern Hahnewackel, dann leben wir noch einmal auf, gerade wie das Hegemahl." Das Bild gefiel ihm und er ſpann es aus und variierte es noch weiter, und ſeine Braut hörte ihm friedlich und glücklich zu.

Die Nacht, die auf dieſe feſtlich durchlebte folgte, erwachte Ludſchevadel, ſie ſchlief mit Schlimpimperlein in der Dachkammer zuſammen. Der Mond ſchien durch das Kappfenſter in einem breiten Strahl in das Zimmer hinein. Die alte Schwarzwälder Uhr tickte, und Ludſchevadel konnte nicht wie-

der zum Einſchlafen kommen. Sie dachte an Heinrich Strobel, an das ſchöne Feſt, an ihr tiefes ſtilles Glück, an die Zukunft, die ſo ſchön und ſicher vor ihr lag, an ihr künftiges Heim, an ihre Ausſteuer, an alles, was ſie an der Seite des geliebten Mannes erwartete. Wie wollte ſie es ihm hübſch und behaglich machen! Sie lächelte dabei, als ſie ſich's vorſtellte, wie gut er's haben würde; die ſchwere Jugend ſollte ihm vergeſſen gemacht werden.

Mit einemmal aber hatte ſie das unbeſtimmte Gefühl, als wäre ſie allein im Zimmer, als wäre Schlimpimperlein nicht da. „Ludovikchen", rief ſie vorſichtig, um ſie nicht zu wecken, und doch ſo laut, daß die Schweſter es hören konnte, im Fall ſie auch wach läge.

Sie erhielt keine Antwort — da lauſchte Ludſchevadel noch ein Weilchen, erhob ſich dann und ſchaute nach dem Bette der Schweſter, da war es wirklich leer, und wie von ungefähr berührte ſie die Kiſſen, die waren kalt. Schlimpimperlein mußte ſchon lange aufgeſtanden ſein. Daß ſie nichts gehört hatte, ſie waren doch miteinander ſchlafen gegangen!

Einen ſo ſonderbaren Schreck empfand ſie.

Es war ihr, als müßte Schlimpimperlein etwas geſchehen ſein. Sie ſchlüpfte in Rock und Schuhe, horchte zur Türe hinaus, da war alles dunkel und ſtill im Haus. An der Schlafſtube der Eltern horchte ſie, weil ſie meinte, Schlimpimperlein könnte zur Mutter gegangen ſein, wenn ihr vielleicht nicht wohl war, auch da war alles ſtill. Im Wohnzimmer war ſie auch nicht, im ganzen Hauſe nicht. Wo war ſie denn? In die Nacht hinausgegangen? Ludſchevadel verſtand es nicht, weshalb ſollte ſie denn das getan haben?

Sie öffnete die Haustür und trat in die milde Juninacht. Der Jelängerjelieber und die Lindenblüten dufteten im Mondenſchein. Es war eine köſtliche Nacht.

„Ludovikchen!" rief Ludſchevadel leiſe. „Ludovikchen!" Es war ihr ſo bang ums Herz.

War's ihr nicht, als wenn ſie Schritte jetzt hörte, eilige Schritte? Nein, jetzt war's ſtill.

Eine Nachtigall hub an zu ſchlagen: Tû — tû — tû „Ludovikchen!" rief ſie jetzt lauter. Wo war die denn um Gottes willen?

Anne Ludſchevadel ging weiter bis an den Garten.

Wie der Mond ſo unbeſchreiblich über allen Sträuchern und Blüten lag! Wie alles undeutlich ſchimmerte und eine Nachtigall ſang fort und fort: Tû—tû—tûûû.

Wie heilig ſchön war alles. Schöner noch als am Tage. Aber die Nacht iſt nicht für die Menſchen gemacht, die ſind da beiſeite geſchafft. Tags über gehört ihnen die Erde, nachts nicht mehr, nachts gehört die Erde ſich ſelbſt an. So etwas empfand Ludſchevadel, als ſie ſcheu den nächtlichen Garten betrat.

„Ludovikchen! Ludovikchen!" rief ſie zaghaft.

Und wie erſchrak ſie, als die Schweſter aus einer Laube trat und ihr entgegenkam.

Sie wußte gar nicht, was ſie ſagen ſollte.

„Nun, weshalb kommſt du denn?" frug Schlimpimperlein.

„Was tuſt du denn hier?" frug Ludſchevadel endlich. „Ich fand oben das Bett leer und hab' dich überall geſucht."

„Das war nicht nötig, ich geh' nicht verloren."

„So allein in der Nacht — da draußen, das haſt du nie getan. War dir denn nicht wohl?"

„Mir war wohl."

„Na komm." Anne-Ludſchevadel wollte ſie an der Hand faſſen.

„J, laß mich!" ſagte Schlimpimperlein ärgerlich.

So gingen die beiden Schweſtern, ohne wieder miteinander zu reden, und legten ſich zum zweitenmal dieſe Nacht ſchlafen.

Ludſchevadel aber war es bang zumute.

„Haſt du denn die Schritte nicht gehört, die ich hörte, als ich rief", frug Ludſchevadel nach einer langen Weile, bekam aber keine Antwort, denn Schlimpimperlein ſchlief feſt und ruhig.

Der Sommer verging leiſe abnehmend, wie er leiſe anſteigend gekommen war, die Blätter färbten ſich, der ſcharfe Herbſtduft ſtieg aus dem feuchten gefallenen Laub auf.

Oben auf dem Rödchen wurde eifrig genäht und zugerichtet, denn zu Mitte Oktober war die Hochzeit der Jüngſten. Friedrich Herzlieb hatte auf nichts zu warten, es waren wohl geordnete und glückliche Verhältniſſe, in denen er lebte.

„Gönnen wir's ihnen," ſagte Heinrich Strobel zu ſeiner Braut, „bei uns geht's ein bißchen langſamer, aber was lange währt, wird gut. Und ſo zwei Mädchens auf einmal verlieren, das würde dem Alten jetzt hart ankommen."

„Jawohl, gönnen's wir ihnen, du goldenes Herz", ſagte Ludſchevadel.

„Der Alte gefällt mir jetzt gar nicht mehr", meinte Heinrich Strobel darauf. „Daß er ſich ſo ganz in die Politik hineinvergräbt, iſt nicht gut. Das ſollte keiner tun, der nichts dabei mitzuſagen hat. Befriedigung kann's doch nimmer geben — und es frißt ihm am Herzen, dem braven Menſchen. Wenn man ihn doch davon abbringen könnte, du."

„Das iſt eins mit ihm, Heinrich."

„Wenn wir viele ſolcher Förſter Walter hätten, ſollte es dem in Erfurt doch verdammt ſchwer werden, das ſollteſt du ſehen, Anna, das würde anders werden."

„Freilich", ſagte Anna.

„Solche Schmachtlappen! Ich kann's mir vorſtellen, wie das ſo einem Kraftmenſchen wie unſerm Alten in die Galle fährt. Es iſt ein elendes Schauſpiel; das wird man in hundert Jahren erſt überſchauen. Jetzt iſt zu viel darum und daran, weißt du, zu viel zu ſehen und zu hören. Es iſt ſo eine

angenehme Aufregung dabei — und ſie ſchwärmen im Grunde für den Rieſenteufel. Er ſtrömt Leben aus, wie ein Gewitter. Sie grauſen ſich auch wie bei einem Gewitter, aber es prickelt ihnen doch in den Nerven — und das franzöſiſche Theater! Ich glaube, in Weimar gibt's ſchöngeiſtige alte Weiber beiderlei Geſchlechts, die das ganze Deutſche Reich um ein Freibillett zu einer Vorſtellung geben, in der ſie Talma hören können, und es ſegnen, daß Napoleon gekommen iſt und bei uns feſtſitzt, weil er Talma mitgebracht hat. Das iſt ſchon ein Opfer von tauſend und aber tauſend Leben wert. So klar denken ſie's natürlich nicht, aber ſie fühlen etwas Angenehmes, — als wäre Paris zu uns gekommen. Und Paris iſt Paris! Weißt du, Vaterlandsliebe iſt etwas, wie ſoll ich ſagen — ſie iſt doch eine Art Treibhauspflanze, in Gottes freier Natur wächſt ſie nicht. — Es iſt eine gezüchtete Pflanze. Weiter als ihr die Wurzeln reichen, geht auch einer natürlichen Menſchenpflanze der Erdboden nichts an."

Heinrich Strobel hatte hiermit eine ſeiner längſten Reden, die er je von ſich gegeben, gehalten.

„Du ſollteſt doch einmal mit dem Vater ſprechen", ſo ſagte Anna.

„Tu' ich auch, hab' ich auch getan — oft; aber der Alte donnert mich jedesmal ſo nieder, vor dem bin ich wie eine Pfütze im Vergleich zu einem Strom. Dem Alten kommt's gar nicht vor, als ob ich gerade in ſo ein Horn tute, wie er eins hat. Es iſt ihm viel zu nüchtern. Ich glaube, er meint, ich rede das Gegenteil von dem, was ich rede, ſo wild wird er jedesmal.

‚Ihr verdammten Lumpenhunde' heißt's da, ſo in dem Stil: ‚Ja, das glaub' ich, das wär' euch recht! So eine Saugeſinnung, und das nennt ihr Schöngeiſterei? Dafür wollt ihr euer Vaterland verraten Ein Künſtler hat doch nie und nimmer ein Herz im Leib. Da ſieh dir dieſe Kumpane unten in Weimar an. Iſt da ein warmer Tropfen Blut zu finden?

Was kauf' ich mir denn für euer bißchen Faſelei! Geht mir, ihr eiskaltes Volk!' und ſo weiter aber es ſchafft ihm Erleichterung. Und manchmal muß man die Schleuſen bei ihm öffnen."

Es hieß zu dieſer Zeit, daß Karl Auguſt dem Kaiſer Napoleon ein großes Feſt in Weimar geben würde, und alle Köpfe und alle Mäuler waren voll davon — ein Feſt — das war etwas!

Die Fürſtlichkeiten würden alle von Erfurt nach Weimar kommen. Zwei Kaiſer, vier Könige, acht regierende und nicht regierende Herzöge, deutſche, franzöſiſche, ruſſiſche Matadore und Magnaten.

All dieſe Majeſtäten, Hoheiten, Durchlanchten, Exzellenzen, alles drunter und drüber nach Weimar!

Was würde es da zu ſehen geben! Großer Allmächtiger! Das war ja, um ſich neue Augen und Ohren und einen neuen Anzug zu beſtellen! Das war etwas für die Weimaraner!

Talma und das ganze franzöſiſche Theater ſollte auch kommen. Herrlichkeit über Herrlichkeit!

Es war eine großartige Aufregung überall zu ſpüren. Man ſprach von Dingen, die alles Dageweſene überſtiegen. Es gab Bürger, die ihre Häuſer abputzen ließen. — Man wollte Unerhörtes ausheckeu; aber über Illumination, Stadtbekränzung, Bälle für alle Gilden, Aufzüge, Einholungen, weiße Jungfrauen kamen ſie doch nicht hinaus. Die Phantaſie gab nichts weiter her. Aber ſie fühlten's, das war gar nichts. Na, der Hof wird ſchon etwas ausfindig machen! Aber was? Es gab Leute, die den ganzen Tag auf den Straßen herumliefen, um irgend etwas zu erfahren, was ſie weiter tragen könnten. Es war in Weimar eine Stimmung, als fielen alle Feſte auf Gottes Erdboden mit einemmal auf einen einzigen Tag zuſammen und man ſtände am Vorabende dieſes Monſtrefeſttages.

Die, die gebrannt hatten, einmal nach Erfurt zu kommen, und nicht gekommen waren, konnten ſich nun die ganze Herrlichkeit in der Nähe nach Herzensluſt begucken. Es fiel ihnen nur ſo in den Schoß. Aber noch wußte immer noch niemand etwas Näheres, womit die Überſchwemmung höchſter und allerhöchſter Herrſchaften eigentlich gefeiert werden ſollte. Hoftafel und franzöſiſche Komödie, das war abgemachte Sache.

Hofball natürlich auch; aber das Allgemeine — das Allgemeine! das, wobei es etwas zu ſehen und zu hören gab, das war es, was alle Gemüter bewegte. Und ſchließlich erfuhren ſie's. Eine Treibjagd auf dem Ettersberg — und den andern Tag die Beſichtigung des Schlachtfeldes bei Jena. Napoleon wollte es dem Kaiſer Alexander von Rußland zeigen und dort eine Haſenjagd abhalten. Und es wurde an einem Triumphtempel mit Säulen, Altären, Girlanden gebaut, von dem aus er bequem alles ſeinem hohen Vetter zeigen konnte. Die Säulen ſollten mit Blumen reich geſchmückt ſein, und die Beſiegten, Niedergetretenen bauten höflich und untertänig, wie es zu jener Zeit gut geſchulten Deutſchen zukam, dieſen hübſchen Pavillon, von dem aus er ihr Feld der Schmach behaglich überſehen konnte. Sie ſchmückten ihn liebevoll mit Blumen, Sprüchen und Girlanden, wie einen Weihnachtsbaum, waren ſo voller Feſterregung, daß ſie nichts hörten und nichts ſahen, und es gab gar manche, die ſich durchaus nicht recht klar wurden, an was ſie eigentlich bauten — und die Haſenjagd auf dem Schlachtfelde.

Der Förſter oben im Rödchen war über die allgemeine Feſtſtimmung und über die ſinnige Haſenjagd wie ein Raſender. Die Leute trugen ihm dieſe Feſtſtimmung hinauf, tranken nachmittags in der Oktoberſonne unter den bunten blätterregnenden Bäumen ihren Kaffee und ſchwadronierten. Der größte Kummer, den ſie bei der ganzen Angelegenheit laut werden ließen, war ſchließlich, nicht alles zu ſehen zu bekommen.

Die Leute, die am Erfurter Tor herumwohnten, wurden glücklich gepriesen und fühlten sich auch als etwas ganz Besonderes. Eine unbezwingliche Heiterkeit und Schaulust durchströmte alle Herzen.

Vom Förster wollten sie Näheres über die Ettersburger Jagd erfahren, kamen aber übel bei ihm an. „Jagd?" sagte er. „Wenn ihr das Jagd nennt, mir ist's recht."

Auf dem Ettersberg, auf einer freundlichen Waldwiese wurde aber ebenso ein Pavillon gebaut, wie auf dem Schlachtfelde bei Jena, an dem das zusammengetriebene Wild vorübergehetzt werden sollte, um in aller Bequemlichkeit niedergeschossen zu werden.

Als der Förster vor siebenundzwanzig Jahren hinauf ins Rödchen gezogen war, da hatte er erbärmliche Wildverhältnisse oben im Berg angetroffen. Und ihm und dem Oberförster in Ettersberg war es gelungen, einen gesunden reichlichen Wildstand zu erhalten — und jetzt in Zeit von ein paar Stunden sollte alles in Grund und Boden vernichtet werden.

Der Förster war wie ein geschlagener Mann, wortkarg und finster, besorgte alles, was ihm vom Hofamt aus befohlen wurde, mit peinlichster Gewissenhaftigkeit; aber tagelang hörten die Seinigen kein Wort von ihm.

„Das geht mir ans Leben", sagte er eines Abends, als die Mädchen schon schlafen gegangen waren, zu seiner Alten.

Die war froh, daß er endlich wieder sprechen konnte, das hatte ihr Angst gemacht, das Schweigen.

„Siehst du, es wird ja so schlimm nicht werden, so heiß wie gekocht wird, ißt man nicht. Sie werden dir ja doch nicht das ganze Wild zusammenschießen."

„Mögen sie's in Gottes Namen! Es ist ihnen immer noch nicht Blut genug geflossen — den Narren! Ein ganz neues Schauspiel, eine Metzelei!

Ich glaube, ſie wollen ihn damit kitzeln. Sie wollen ihn an Blut riechen laſſen. Ich glaube, ſie wollen ihm einen Rippenſtoß geben, doch endlich wieder an ſein Handwerk zu gehen."

„Ach du," ſagte die Förſterin, „ereifere dich doch nicht ſo, nach meiner dummen Meinung denken ſie ſich gar nichts dabei. Sie wiſſen nur nicht, was ſie mit ihm anfangen ſollen!"

„Stimmt", ſagte der Förſter.

„Eine Kugel ſollten ſie ihm zwiſchen die Rippen jagen, ſtatt ſie an einem elenden Rehbocke zu verpuffen, das ſollten ſie mit ihm anfangen", brummte er in den Bart hinein.

Die Förſterin drückte ihm die Hand auf den Mund.

„So red' doch nich' ſo hin, Alter — du willſt uns wohl alle unglücklich machen."

„Seid ihr denn glücklich?" donnerte er ſie an.

„Die Kinder doch, Alter, ſo junges Volk iſt immer glücklich und gar wenn's auf die Hochzeit zugeht, da ſchert ſie nichts."

„Das iſt ein ſauberes Leben." Der Förſter ſchlug mit der Hand auf den Tiſch. „Ich wollte, daß mich der Teufel holte. Iſt denn irgendwo eine Freude zu ſehen!"

„Die Kinder ſind brav, Alter." Und ſie fügte hinzu: „Du undankbarer Menſch, du!"

„Nicht wahr, du weißt noch was", rief er und lachte laut auf.

„Ich weiß gar nicht, wie du mir vorkommſt. Da ſind doch andre wahrlich ſchlimmer daran als wir."

„Oho, ich merke ſchon, jetzt geht's ans Freſſen und Saufen. Ich ſoll mich übers Freſſen freuen?"

„Wie du das nennſt!"

„Die Gabe Gottes ſoll ich ſagen!"

„Ja, wir ſollen dafür danken."

„Gut — auch gut! Hat mir Gott ein Maul gegeben, mag er's auch ſtopfen!"

„Aber er ſtopft's ſo manchen nicht."

„Dann wird er eben ein ganz andres Geſicht haben, als du es dir vorſtellſt. Was weiß ich! Große Herren haben das ſo an ſich, daß man nicht weiß, wie und wo."

„Du läſtre nicht, das ſtraft ſich."

„Jawohl", da lachte er wieder. „Da hätte er viel zu tun, wenn er alle, die er tritt und die deshalb ſchimpfen, ſtrafen wollte."

„Denk doch, wie glücklich wir immer waren, wie treu und gut ich's mit dir gemeint hab'!" ſagte die alte Frau weinend.

„Du willſt auch eine Extra-Belobigung für deine Treue haben, nicht wahr? Ich ſoll mich auch hinſetzen und mich darüber freuen, daß du mich wahrſcheinlich nicht hintergangen haſt."

„Das nicht. Ich wollte dir nur ſagen, daß ich doch immer meine Pflicht getan habe und das Haus wohl gehalten habe, die Kinder geboren und erzogen, und daß wir immer ehrliche und von allen geachtete Leute waren. Iſt denn das nichts, Alter?"

„Es muß wohl was ſein." Seine Stimme klang weicher. „Ehrliche, geachtete Leute, das ſind wir weiß Gott immer geweſen. — Das bleiben wir auch, Alte." Er gab ihr die Hand und ſchüttelte ſie ihr.

„Mich packt's manchmal, als ob es mich zerreißen wollte. Siehſt du, bei mir wird's nicht eher gut, als bis einmal ernſtlich zum Aufmarſch geblaſen wird, bis alle Schlafmützen mitſammen erwachen — dann ſoll's einer mit uns aufnehmen! Dann bin ich auch dabei, Alte."

Es war abends vor der großen Hofjagd. Im Förſterhaus im Nödchen ging es drunter und drüber. Da waren die Oberförſter aus Ilmenau und Stützerbach einquartiert, die beide zur Jagd befohlen waren. Forſtgehilfen liefen aus

und ein. Aus den umliegenden Ortſchaften kamen die Landleute, die nachts über den Treiberdienſt im Ettersberg verſehen ſollten. Es war ein gewaltiges Hin und Her, und wie ein Feldherr der Förſter Walter mitten darunter. Jeder wendete ſich an ihn, er mußte herhalten für zehn. Die Forſtgehilfen zogen mit ihren Treibern ab, um ſie zu poſtieren.

Wagen voll Jagdnetze fuhren vor und der Förſter fuhr mit, der beim Aufſtellen der Netze zugegen ſein mußte. Den Forſtgehilfen wurde Abendbrot gereicht, Bauersleute gingen aus und ein und holten ſich Fackeln. Vom Walde her tönte das Schreien und Lärmen der Treiber die ganze Nacht durch, und auf dem ſonſt ſo ſtillen Berge war eine Hölle losgelaſſen. Feuer brannten am Waldesſaum, da lagerten und tranken die Bauern und brüllten und johlten.

Die Förſterin mußte ein gutes Abendeſſen für die Kameraden ihres Mannes herrichten und wollte ſich nicht lumpen laſſen. Sie ſollten einen Begriff bekommen, wie man bei Förſter Walter lebt, und ſo arbeitete ſie mit zwei Mägden und den Töchtern im Schweiße ihres Angeſichts.

Es mußte auch mancherlei zu einem opulenten Frühſtück hergerichtet werden, und im Hauſe ging und kam es wie im Taubenſchlag.

So geht's: dem Förſter drückte alles, was in dieſer Zeit geſchah, das Herz ab, und der Förſterin war's zumut wie an ihrem Ehrentag. Sie wollte Familie und Haus glänzen laſſen und ließ ſich deshalb keine Müh' verdrießen. Die alte Kummerfelden, die die Nählehrerin der Waltersmädchen geweſen, war auch mit oben, um mit ihrer zierlichen Altweibergeſchäftigkeit die Förſterin zu unterſtützen. Sie war allerbeſter Laune, das war ſo etwas für ſie. Bei der Ausſteuer für Schlimpimperlein mußte ſie auch raten, und das Hochzeitskleid wurde ohne die Kummerfelden auch nicht beſchafft. Wer einmal bei der Kummerfelden in die Nähſchule

gegangen war, wendete ſich in allen Lebenslagen, in Freud und Leid, an die prächtige Frau, und ſie verſagte Rat und Hilfe nirgends, ſolange ihr die Kräfte aushielten.

In das Röbchen hinauf ging ſie übrigens gar zu gern, die Förſtersleute waren ihr ſehr lieb und das muntere Leben im Hauſe behagte ihr.

Mitten in ihrer eifrigen Geſchäftigkeit, ſie rührte einen gewaltigen Heringsſalat zuſammen, ſchnitt Salzgurken und Schinken und hantierte mit allerlei Feinheiten, die ſie zu ihrem Salat brauchte, und war dabei ſo flink und behende und ſauber in ihrem geblümten Kleide und der großen Haube, da rief ſie nach Schlimpimperlein.

„Ludovikchen, mein Kind," ſagte ſie, „iſt das eine Art, wie ein glückliches Bräutchen ſich beträgt, das in ein paar Tagen Hochzeit machen ſoll. Ich ſchau' dir die ganze Zeit jetzt zu — iſt dir nicht wohl?"

„Mir iſt wohl", ſagte Schlimpimperlein gleichmütig.

„Überanſtrengen tuſt du dich aber nicht, dächte ich. Ich hab's ja geſehen, die ganze Zeit haſt du da am Fenſter gelehnt, und wo ſind denn die roten Backen hin? Na? Du Mädel, verdirb dir die ſchöne Zeit jetzt nicht mit weiß Gott was. Schmacht' nicht ſo. Die Ehe kommt dir bald genug über den Hals, geh, ſei friſch, wer wird denn bei allem Glück wie eine Wehmutsſpritze daſtehen. Wenn man in etwas friſch gehen muß, iſt's in die Ehe. Glaub mir, da darf man gar manches Mal den Humor mit allen Leibeskräften halten, damit er einem nicht auskommt. — Und was ſind denn das für Geſchichten, wenn er mit dir herumſcharmutziert, da biſt du ja ganz obenauf?

Kaum iſt er fort, läßt du die Flügel hängen.

Na, das ſag' ich dir, da wirſt du ſchön hereinfallen, — da kennſt du die Männer ſchlecht.

Glaubſt du denn, das geht ſo fort, wenn du Frau biſt? Du weißt nicht, was Ehemänner für miſerable Müffe ſind.

Wenn da die Frau nicht für beide den Humor hat, ging' es ja weiß Gott in jedem Haus wie bei Trappiſten zu.

Geh nur um Gottes willen friſch in die Ehe, ſonſt biſt du verloren. Verloren, ſag' ich: wenn's in einem Haus brummig zugeht und trübſelig, dann wollt' ich lieber beim Teufel ſein, ſag' ich.

Alſo Kopf oben und merk dir's, vom Mann mußt du nie etwas verlangen, das wie Aufmunterung ausſieht. Jeder Ehemann, jeder deutſche wenigſtens, iſt im Handumdrehen ein Muff, ein muffiger Muff. Na, erſchrick nur nicht, wenn's kommt, dann kommt's, denn kommen tut's ſicher. Tu das deine! und daß ich dich nicht wieder ſtehen ſehe, als wär' dein Brot auf die Butterſeite gefallen. Geh, mach was, Faulpelz."

Schlimpimperlein blieb bei der herzhaften Rede der Kummerfelden ziemlich indolent ſtehen und drehte an einem Brotkügelchen.

„Na", ſagte die Kummerfelden.

Da ſchaute Schlimpimperlein auf und der Kummerfelden war's gerade, als wenn die Augen der kleinen Braut voll Tränen ſtänden.

„Na", ſagte ſie noch einmal mit merkwürdiger Betonung. „Haſt du was? Oder riecht dir Hering und Zwiebel zu ſtark?"

„Was ſoll ich denn haben?" ſagte Schlimpimperlein, „gar nix."

„Alſo, dann zeig's auch."

Jetzt hatte die Kummerfelden geſagt, was ſie zu ſagen hatte, und wendete ſich wieder zu ihrem Salat und ſchnitt und hackte ſo emſig darauf los, als wäre dieſer Salat von wahrhaft unermeßlicher Bedeutung für das ganze menſchliche Geſchlecht.

Abends ſpät, als die Förſter abgetafelt hatten und ihre Pfeife bei einem Gläschen Jenenſer, der noch immer im

Madeirafaß logierte, ſchmauchten, die Kummerfelden und die Förſterin, Ludſchevadel und Heinrich Strobel gemütlich in der Küche ſaßen, in der die Mägde noch den letzten geſpülten Napf an Ort und Stelle brachten, ſtand Schlimpimperlein unten vor der Tür und ſah zu, wie den Bauersleuten von einem Forſtgehilfen Fackeln verteilt wurden; da legte ſich ein Arm um ihren Nacken.

„Wo treibſt du dich denn herum, Katz'?" frug eine friſche, muntere Stimme.

Schlimpimperlein war zuſammengefahren.

„Nur nicht ſchreckhaft! Komm, Weibchen, kleines." Willenlos ging ſie mit ihm und ſie ſchlüpften heimlich in den dunkeln Garten. Auf den Wegen lag das bunte, feuchte Laub und die Herbſtblumen dufteten ſo wehmütig. Das war der Duft der ſommerlichen Reſeda nicht mehr, der ſonnendurchwärmte Duft — der war ſo herbſtlich geworden, ſo ſchwer und mit der Ausdünſtung der gefallenen Blätter vermiſcht. Der Mondenſchein lag über den herbſtlichen Bäumen, dem herbſtlichen Nebel.

Sie gingen ſtumm miteinander, das Mädchen feſt und wie angſtvoll an ihren Bräutigam geſchmiegt.

„Nun ſind wir bald am Ziel, mein armes, kleines Närrchen", ſagte er. „Wart' nur noch ein paar Tage, dann iſt die dumme Komödie aus."

„Ja, aber es iſt Zeit, Friedel; Friedel, denk doch! Wenn's doch früher gegangen wäre mit der Hochzeit."

„'s iſt ja alles gut, Engelskind. Der Alte wollt' es nicht, ſo ein Narr. Aber ſei nur ruhig, die paar Tage tun nun nichts mehr, die halten wir aus. Morgen um die Zeit ſind wir wieder einen Tag weiter; was meinſt du, die Zeit wird ſchon vergehen. Nur Mut."

„Der Vater tut mir leid," ſagte ſie, „daß es ihm mit den Rehböcken ſo zu Herzen geht", meinte Schlimpimperlein und weinte.

„Deswegen tut er dir leid?“

„Deswegen,“ antwortete ſie leiſe, „und noch — außerdem auch.“

„Ach, laß das! Mein Gott, wenn du dächteſt, wie ich denke, da iſt nichts, gar nichts, um ſich zu kümmern.“

Da hielt er ſie innig an ſich gepreßt — und ſie ſchwiegen beide.

Wie er ſie ſo hielt, empfand er, wie das Angſtvolle in ihr nachließ, und wie ſie ſich dem Wohlgefühl, ihm nahe zu ſein, hingab.

„Gottlob“, ſagte er. Und nun plauderten ſie miteinander und lachten und zählten die Tage, die noch vergehen mußten.

Und damit ſagten ſie ſich gute Nacht.

Schlimpimperlein ging hinauf in ihre Dachkammer, um ſich ſchlafen zu legen, und Friedrich Herzlieb geſellte ſich zu den Förſtern und zu Heinrich Strobel, mit denen er morgen früh in den Wald ausrücken ſollte.

Der große Tag der Ettersburger Jagd und des Einzugs der Kaiſer, Könige, Herzöge und Fürſten in Weimar brach ſonnig an. Es war ein Tag wie in goldenes Licht getaucht, friſch wie Champagner, ein Herbſttag ohnegleichen. Die Straße von Erfurt nach dem Ettersberg war von unzähligen Wagen, Reitern und Fußgängern bedeckt.

Die Monarchen, an der Landesgrenze von dem Herzog und der ganzen Jägerei zu Pferde empfangen, langten mit ihrem Gefolge unter dem Schalle der Jagdfanfaren gegen ein Uhr mittags an. In der Mitte des freien Raſenplatzes im Ettersburger Wald, in dem rieſigen Jagdpavillon, der vierhundertfünfzig Schritte in der Länge und fünfzig Schritte in der Breite maß, und in den großen Seitenbalkons verteilten ſich die gekrönten Häupter mit ihrem Gefolge. Die mittlere Abteilung des großen, reichgeſchmückten Baues war für die beiden Kaiſer und für die Könige beſtimmt.

Wie mochte ſich der alte ſimple Ettersberg verwundern, was für ein Weſen mit einem Male auf ihm getrieben wurde! Er, der, ſolang er nun langgeſtreckt dalag, immer nur in Einſamkeit gelegen hatte. Auf ſeinem Rücken ſproßte ihm der tiefe grüne Buchenwald, der die ſtillen, flinken Rehe barg und die luſtigen Vögel. Auf ſeinen kahlen Seiten wehten die langen Gräſer im Wind und leuchteten die weißen Diſtelſterne und Regen und Schneewaſſer legten geheimnisvolle Schätze bloß, die er in ſeinem Innern barg, Verſteinerungen von Pflanzen und Tieren, die von dunkeln verſunkenen Jahrtauſenden erzählten, als Meereswogen über die langgeſtreckten Seiten des uralten Berges hinrollten, jahrtauſendelang und wieder jahrtauſendelang.

Jetzt nach ungezählten Zeitläuften machte das Menſchenvolk ſich hier oben einmal wichtig, auf ein paar kurze Stunden. Ob das den alten Berg in Erſtaunen ſetzte? Schwerlich. Er war an Eintagskreaturen aller Art gewöhnt, an welche mit Floſſen und Schuppen, an welche mit Klauen, an andre mit Federn und Schnäbeln, an kriechende, ſchwimmende, fliegende, hüpfende, ringelnde; er hatte Kampf und Liebe zwiſchen aller Art Beſtien jahrtauſendelang mit angeſehen — und jetzt dieſe bunten, wunderlichen Geſchöpfe, die er auf ſeinem Rücken zu tragen hatte, die ſich ſo merkwürdig wichtig benahmen, voreinander tänzelten und ſchwänzelten, Männchen machten wie die Haſen, vor dem einen krochen, den andern faſt über den Haufen rannten, die ſich mit bunten Lappen und Flicken behangen hatten und Geſichter ſchnitten, als wären ſie die Herren der Welt — und andre ſchnitten Geſichter, als wären ſie geringer als das geringſte Tier, ja es gab gar kein Tier, das je ſo ein armſeliges Geſicht gemacht hätte, wie dieſe bunten Kreaturen. — Das war dem alten Berge neu. So etwas hatte er noch nicht in der Nähe geſehen — noch nie. Alle Geſchöpfe waren bisher ihres Weges harmlos hingeſchwommen, gelaufen, gehüpft und geringelt.

Und die Arten untereinander hatten miteinander verkehrt, wie es ſich eben gehört, wenn einer vor dem andern nichts voraus hat.

Er hatte ſich auch ſchon manchmal in den ungezählten Jahrtauſenden, die er ſo ſtill dalag und von Geſchöpfen aller Art umtummelt und belaufen war, ſeine Gedanken gemacht über die ungeheure Mordluſt, die in jeder Beſtie ſteckt. Was hatte er nicht ſchon für Erhaſchen, Erbeuten, Zerfleiſchen, Verzehren mit angeſehen. Der Schwache hatte immer ſein Grab im Leibe des Starken gefunden. Es war dem alten Berg noch nie ein Geſchöpf begegnet, das nicht Mordluſt und Todesangſt gekannt hätte. Was hatten ſie in der kurzen Zeit ihres Daſeins nicht alles angerichtet und ausgeſtanden, dieſe unſeligen Kreaturen. Aber die ſich ſo ſonderbar auf ſeinem Rücken drehen und wenden, was taten denn die? Die mordeten, wie er noch nie etwas geſehen! Sie ſtanden da, wie aus dem Ei geſchält, ſo appetitlich, und machten unausgeſetzt Männchen und ſahen ſo harmlos aus, harmloſer wie die Haſen. Und ſatt und wohlgefüttert ſtanden dieſe furchtbaren Tiere um mit der freundlichſten Miene zu morden, ſchnipp-ſchnapp, da ſtürzten des alten Berges ſchöne Rehe blutend zuſammen und andre tobten in Angſt und Qual vorüber, um ſich zu retten — Todesangſt in jedem Glied, Verzweiflung in den Augen — da war kein Entkommen!

Die bunten, poſſierlichen Geſchöpfe waren gräßlicher als alles, was der Berg vordem geſehen hatte! Wie das arme Wild zitterte und bebte! Die ſchönen, ſtillen Augen, wie die um Erbarmen flehten! Und die Bunten mordeten luſtig darauf los — mordeten — mordeten ohne Hunger. Der alte Berg fühlte aus Herzenswunden Blut in ſich einſickern. Er fühlte Todeszuckungen.

Hätte er aber gewußt, daß einer, den er die Ehre hatte, auf ſeinem Rücken zu tragen, der Mächtigſte unter allen andern war, der, der ſich unter ihnen hervorgetan hatte

und ſich anmaßte, mit ſeinem ganzen Tun und Treiben auf Erden Weltgeſchichte zu machen — „Weltgeſchichte“! dieſe bunte, giftige Eintagsfliege! Da hätte der alte Berg aus voller Bruſt gelacht, gedonnert, das wäre ihm nach allem, was er mit angeſehen, ſeit ungezählten Jahrtauſenden komiſch vorgekommen.

Er hatte doch wahrlich Beſtien aller Art gekannt und hatte ſie ihr ganzes Leben bös herumwirtſchaften ſehen — ganz gewaltig — aber Weltgeſchichte zu machen, das war noch keiner in den Sinne gekommen — ganz gewiß nicht. Aber der Berg blieb ſtill, jedenfalls aus tief angeborener Devotion.

Die Treiber hetzten das unglückſelige Wild ſtundenlang, und ganze Rudel ſtürzten in Todesangſt an dem blumengeſchmückten Pavillon vorüber, in deſſen Mitte Napoleon unter den Fürſten ſtand und heiter mit großem Eifer und wenig Glück auf die vor Angſt ſinnverwirrten ſchlanken Flüchtlinge ſchoß.

Um den eingehegten Raſenplatz, der zu der großen Metzelei auserſehen war, hatte man Buden mit Eßwaren aufgeſchlagen, für die Bevölkerung, die ſo nah als tunlich dem köſtlichen Schauſpiel ſein wollte, daß zwei Kaiſer, vier Könige, acht regierende und nicht regierende Herzöge, Majeſtäten, Königliche Hoheiten, Hoheiten ſich vergnügten.

Wohin man ſah, Jubel, Eſſen und Trinken, lodernde Feuer, Spannung, Erregung und wie ein Blutdunſt lag es über der erlauchten Geſellſchaft. Unter den geſtickten Uniformen ſaß ihnen Jagdluſt, ließ die Augen blitzen, die Herzen ſchneller ſchlagen, jagte die Blutwellen raſcher durch die Adern. Vornehm oder gemein, Blutdurſt lag in der Luft, war da, fuhr auch den Treibern in die Glieder, die ſich an den Feuern wälzten nach der durchwachten Nacht im Walde, während der ſie das Wild zum großen Tag zuſammengehetzt hatten. Wie horchten ſie auf die Fanfaren! Wie jubelten ſie, wenn es verlautete,

wieviel ſie drüben zur Strecke gebracht hatten, wie ſoffen ſie, wie fluchten ſie, was hätten ſie darum gegeben, wenn ſie die vornehme Arbeit hätten mittun dürfen. Das wäre etwas für ſie geweſen, ſo gut wie für Kaiſer, Könige und Herzöge. So in die verdammten Viecher hineinzuſchießen, blind und toll.

Bei den Feuern da kramten ſie ſtatt deſſen Schauergeſchichten aus, ſchwatzten von Jagdglück, von Mord und Totſchlag, von Weibern und Liebesgeſchichten. Einer überbot den andern. Es war eine Stimmung wie um Mitternacht, ſo überreizt, ſo überluſtig, ſo wild und doch ſchien die kriſtallklare Oktoberſonne über das laute Treiben. Förſter Walter mußte an allen Ecken und Enden zugleich ſein. In ihm kochten und brauten die heftigſten Gefühle. Zwiſchen Befehlen und tauſend Hetzereien empfand auch er gar wohl den Blutdunſt, der ſich allen auf die Sinne legte. So eine Kreuzſchwerenotjagd hatte es da oben wahrlich noch nicht gegeben, und daß ſie keine je wieder ſo halten konnten, dafür ſorgten ſie ſelbſt. „Da zum Teufel ſollte doch" — träumte der Förſter — „zwiſchen allen Hetzern einer ſein, der den Mut hätte — weiß Gott — wo ſo viel unſchuldig Blut vergoſſen wird — ſchuldiges zu vergießen. Hier wäre der Platz für den Rächer. Wo nimmt ſo ein Teufel den Mut her, ſo voller Schuld, wie der, den ich meine, mitten unter Waffen, mitten unter Feinden, unter Kugeln, von denen eine einzige den Weg zu verfehlen brauchte, zu ſtehen und ſich zu vergnügen, ſo als könnte Rache und Verrat nie und nimmermehr ihn erreichen. Das iſt's eben! — Das iſt's! — Da wag' es einer! Und es wagt es keiner — trotz allem Haß — nicht einer!"

Den Rieſen, den Förſter, trieb es immer wieder wie gebannt, einen Blick auf den kleinen Mann zu werfen, vor dem Könige zitterten. Wie der ſo daſtand, wie aus Elfenbein ſo feſt, ſo gelblich, ſo breitſchultrig und mit dem verdammt zuſammengeknufften Nacken und mit den Adleraugen um ſich

blickte und ſo gottserbärmlich ſchoß — — ſo verteufelt ſchlecht ſchoß.

Da war's dem Förſter, als drehten ſich ſeine Sinne im Kreiſe — der Mann machte ihn ſchwindeln — da ſtand er unbezwinglich und in Feindesland ſo ſicher wie ein Heiligenbild. Und nicht lange konnte es dauern, da würde er wieder die Kriegsfurie und den Tod über die Erde ſchicken, den Tod tauſendfach, wie Gott ihn ſchickt, ruhigen Herzens. Was war dem Leben! Was waren dem Tauſende von Leben? Was war dem tauſend- und abertauſendfältiger Mord!

Und bei all dem ſchoß er ſo ſchlecht — ſo hundsföttiſch ſchlecht, daß es dem Förſter in den Fingern zuckte. Seinen jüngſten Forſtgehilfen hätte er maulſchelliert. Er hatte nie ſo gefühlt, nie ähnlich; ihm war's, als hätte er dem leibhaftigen Teufel gegenüber geſtanden und hätte ihn betrachten dürfen.

Es war eine Jagd, die den Leuten zu Kopfe ſtieg. Es war ſo eine verdammte Feſtfreude, ſo eine Erregung und Schauluſt, ſo etwas fieberhaft Geſpanntes, ſo eine tolle Gedankenloſigkeit.

Und morgen die Haſenjagd auf dem Schlachtfelde von Jena! Der Förſter mußte bitter auflachen. Es war nicht beſſer auszudenken! Und alle Welt machte dieſe Haſenjagd mit, ohne zu mucken — und er, dieſer gelbliche, kleine Mann, wie mußte er im ſtillen lachen — lachen über die Komödie, die er ſich erlauben durfte. Wie weit durfte er denn eigentlich gehen? Kam es ihm denn nicht ſelbſt ſpaßig vor?

„Gott verdamme ſie, ſie verdienen's nicht beſſer", das war des alten Rieſenburſchen Schmerzens- und Stoßſeufzer während des wilden Treibens auf dem Ettersberge.

Die beiden Maler, Heinrich Strobel und Friedrich Herzlieb, hatten mit den Förſtern die Jagd mitgemacht, und es war ihnen von der ganzen Herrlichkeit nichts entgangen.

Die Förſter hatten ſie kameradſchaftlich reichlich mit Champagner verſorgt, und ſo hatten auch ſie den Überfluß dieſes üppigen Hoffeſtes kennen gelernt. Der wilde Zauber war ihnen zu Kopfe geſtiegen, der Glanz und die Pracht, der köſtliche Weingenuß, die Nähe des großen Kriegsgottes und all der gekrönten Häupter. Es war ſo etwas Fabelhaftes bei der ganzen Sache und trug das Zeichen einer Ausnahmsſtunde an ſich.

Die beiden wichen einander nicht von der Seite, hörten und ſahen alles mitſammen und ließen es ſich wohl ſein.

„Mach nur, daß uns unſer alter Griesgram nicht immer in den Weg läuft, Strobelmeier; wenn der ſieht, daß wir uns erluſtigen, hält er uns für Gotteslāſterer, der Alte," meinte Friedrich Herzlieb, als ſie miteinander an einem der Schenktiſche ſtanden und ſich gütlich taten. „Ich habe nicht geſehen, daß der Dickkopf einen Tropfen angerührt hätte."

„Alle Achtung," ſagte Strobel, „ich glaub's auch nicht." Friedrich Herzlieb war fidel und obenauf wie ein Schulbub, nahm den ganzen Handel von der leichten Seite und freute ſich über die Pracht, „die famoſen Kerle", wie er ſagte. Der Napoleon machte ihm großen Spaß, das Volk draußen zwiſchen den Buden, an den Feuern, der koſtbare Herbſttag, die tolle Jagd. Er ſah alles ſchön und heiter — Was er ſah, das faßte er leidenſchaftlich auf, was es bedeutete, damit gab er ſich nicht ab. Das Stürzen des Wildes riß ihn hin.

„Strobelmeier!" rief er. „Siehſt du, man muß leben! Man muß unausgeſetzt Neues ſehen — und fühlen, dann iſt man ſelbſt neugeboren. In der Alltäglichkeit verroſtet unſereiner. Strobelmeier, ich weiß nicht, wie du es anfängſt, ſo ein ſchändlicher Philiſter zu ſein und dabei ſo ein Prachtkerl."

Als der Jagdzug der Monarchen nach Weimar hinunterzog, trieben ſich die beiden noch zwiſchen den Feuern und den Buden umher.

Die Oktobersonne stand tief am Horizont und vergoldete die wehenden braunen Grasbüschel auf den kahlen Seiten des Ettersberges an der Hottelstädter Ecke. Die Feuer fingen nun schon an zu leuchten, die Nebel sanken, die Leute rüsteten sich zur Heimfahrt. Aber in die Treiber, die um die hochaufgeschürten Feuer lagen, war jetzt erst das rechte Leben gefahren. Es wurde gejohlt und gebrüllt. Die Weiber und Schätzchen hatten sich, wo es nichts mehr zu sehen gab, zu ihnen gesellt, und es regte sich ein lautes, wildes Leben. Die Buden mit Eßwaren waren von malerischen Gestalten umlagert.

Die Forstgehilfen luden das zur Strecke gebrachte Wild auf die Wagen, um es in Sicherheit zu bringen. Ganze Fuhren hatte es gegeben, die Weimaraner konnten sich gütlich tun. Und wagenvoll haben sie's später, als kein Mensch mehr davon essen wollte und konnte, mitsamt den Hasen vom Jenaischen Schlachtfeld nachts in die Ilm werfen müssen. Das Volk durfte in den nun vereinsamten eingefriedigten freien Platz strömen, auf dem kurz vordem Kaiser, Könige und Herzöge unnahbar gethront hatten. Und mit Hast und Neugier, diesen geheiligten Platz zu sehen, stürzten sie hin und betrachteten ihn mit staunender Ehrfurcht, als wäre noch etwas von der vergangenen Herrlichkeit daran hängengeblieben.

Strobel und Herzlieb traten, als sich die Masse verlaufen hatte, in den gewaltigen Pavillon.

Friedrich Herzlieb stellte sich auf den Platz, auf dem Napoleon gestanden hatte, und blieb da stumm mit geschlossenen Augen stehen.

Heinrich Strobel saß mit übergeschlagenen Beinen auf der Brüstung und schaute sich seinen Herzbruder an.

„Was treibst du denn da?" Er bekam aber keine Antwort.

„Ein erbärmliches Leben", sagte Friedrich Herzlieb und sah mit schwimmenden Augen auf Heinrich Strobel. „Es lohnt

ſich nicht! So ein elender Schlucker, ein Wurm unter Würmern! Wie ſo einem Rieſenkerl zumute ſein mag! — Wenn ich daran denke, iſt mir's, als ſteckten wir andern alle wie die Hühnchen in der Eierſchale.

Wie müſſen dem gewöhnliche Sterbliche vorkommen?"

„Wie Schweine", ſagte Heinrich Strobel. — „Er hat's ja ſelbſt geſagt, von den Deutſchen wenigſtens."

„Ja, ja", ſagte Friedrich Herzlieb.

Sie vergnügten ſich auf dieſen geweihten Plätzen wie zwei ausgelaſſene Buben, beſchnüffelten alles und trieben es, bis die Dämmerung mehr und mehr hereinbrach. Friedrich Herzlieb zog es zu den Feuern zurück, und an den Buden blieben ſie hangen und tranken Glühwein; da hatte ſich jetzt alles zuſammengefunden: Förſter, Forſtgehilfen, Bürgersleute mit ihren Weibern und Töchtern.

Die Feuer waren hochaufgeſchürt, die Treiber johlten und ſangen, und der weimariſche Wirt, der auf den Einfall gekommen war, einen Keſſel mit Glühwein oben auf dem Ettersberge aufzutun, machte die beſten Geſchäfte. Der Wein war ſcharf gewürzt und heiß wie der Teufel und tat an dem nebligen Oktoberabend gut.

Der Mond ſtand jetzt ſchon am Himmel. Die Feuer leuchteten grell und in dem Lichtſchimmer ſchwirrte es wieder wie damals beim Hegemahl, wie Mückenſchwärme um die Flammen.

Die Forſtleute ſaßen auf langen Holzbänken um den Glühweinkeſſel, und Heinrich Strobel mit ſeinem Herzbruder ſtrich bald da, bald dort herum.

„Walpurgisnacht", ſagte Friedrich Herzlieb.

„Walpurgisnacht, wo?" frug Strobel und packte ihn mit einer Hand am Schopf. „Da oben — wie gewöhnlich?"

„Gottlob, auch unter dem Schädel", ſagte Herzlieb.

„Aber ſieh einmal dorthin, Strobelmeier!"

Sie gingen miteinander und ſtiegen über Stock und Stein.

Um ein gewaltiges Feuer hatten die Treiber einen Tanzplatz gemacht, da ging es hoch her.

Sie tanzten ſich an dem kalten Oktoberabend heiß. Vorwitzige Burſchen ſprangen johlend durchs Feuer die Mädchen kreiſchten, Funken ſprühten.

Der dunkle Rauch wälzte ſich, vom Luftzug niedergedrückt, über die wirbelnden Paare hin.

Die Forſtleute kamen, auch vom Wein erhitzt, den beiden Malern nach. Der Wirt ſtellte ſeinen Glühweinkeſſel bei dieſem Feuer auf, das den Sieg über alle andern davongetragen hatte, die nach und nach verglommen, und alle Mücken ſtrömten dem einen großen Schwarme zu. Das Leben und Treiben, Johlen und Schreien, Funkenſtieben, Tanzen und Trinken wuchs mächtig an. Friedrich Herzlieb goß ein Glas nach dem andern von dem heißen Wein in ſich ein und tanzte mit einer drallen Dirne, einer Magd aus Weimar.

Als er einmal an Heinrich Strobel, der ſich zum Gehen, wie es ſchien, bereit gemacht hatte und auch ſein Jagdgewehr ſchon über die Schulter gehängt hatte, vorüberraſte, hielt ihn der am Ärmel auf. „Ich geh' jetzt gleich, komm mit."

„Laß mich zufrieden."

Strobel aber kannte den Kumpan und wollte ihn nicht zurücklaſſen. Wenn einmal der Lebensdrang in ſeinem Herzbruder geweckt war, wurde er zügellos wie ein junges Fohlen, das ſich frei fühlt. Und der wilde Abend an dem praſſelnden Feuer, der Glühwein, der Tanz mit der urwüchſigen Dirne, das war etwas für ihn. Zu jeder andern Zeit hätte Strobel ihn austoben laſſen, aber heute nicht, und nicht unter den Augen der Gäſte aus dem Rödchen, wenige Tage vor der Hochzeit.

Was ſollten ſie ſich denn denken, die Leute! und der Förſter. Nie und nimmermehr durfte er Herzlieb laſſen, wenn es nicht ein Unglück geben ſollte. Der Förſter verſtand keinen Spaß.

„Alſo," ſagte Strobel, „jetzt mach, wir müſſen gehen."

„Teufel auch, häng' ich denn an dir?" rief Herzlieb verdroſſen und umfaßte die Dirne wieder zum Tanz.

„Rächt ſo!" ſagte die. — „Nu' gerad erſcht rächt."

Heinrich Strobel aber langte nach Herzliebens Hand und faßte ſie.

„Komm, Alter, wir haben mancherlei miteinander ausgefreſſen und ich hab' dich meines Wiſſens nie zurückgehalten. — Folg mir heut."

Darüber lachte die Magd und ſchlug Herzlieb auf die Schulter.

Herzlieb wurde ungeduldig, der Wein ſtieg ihm heiß zu Kopf.

„Geh deiner Wege!" rief er.

„Nein", ſagte Strobel.

„Gut, dann bleib alſo!" und wieder packte er die Dirne, um zum Tanze anzutreten.

Strobel hielt ihn wieder zurück.

„Morgen wirſt du dich darüber ärgern", ſagte Strobel. „Ein paar Tage vor der Hochzeit mit deinem kleinen Mädchen, das wird dir ſelbſt nicht gefallen!"

„Du biſt ja ſehr beſorgt", meinte Herzlieb.

„Der Herr macht Hochzeit!" lachte die Dirne. „Gucke, gucke!"

„Jetzt hol dich der Teufel!" rief Herzlieb, „und tu' nicht ſo heilig! So rein wie du will ich auch zum Hochzeitstag kommen!" lachte er und ſah auf Strobel mit verſchwommenen Augen. Dann legte er die Hand auf Strobels Schultern und zog ihn zu ſich heran — und bog ſich zu ihm hin, als wollte er etwas heimlich ſagen: „Frag ſie doch — ſie, zum Beiſpiel," ſagte er, aber mit einer Stimme, die er nicht in der Gewalt hatte, — „ſie, — wie's denn mit ihr ſteht? Weißt du, Alter, — frag ſie einmal. — In Ruh' ſollt ihr mich laſſen!"

„Herzlieb!“ ſchrie Strobel.

Aber Herzlieb taumelte auf ihn zu. Heinrich Strobel ſtieß ihn von ſich. Beide ſtürzten. Da geſchah etwas! — Ein Schlag. — Ein Dröhnen. — Pulverdampf. — Ein Todesſchrei. —

Da lag einer vornübergeſtürzt auf dem Antlitz und einer hockte da, ſtarr, aſchfahl — und eine dralle Magd ſchrie auf: „Das hat er awer ſelbſt gedahn! — Ich hab's geſehen! — ſo wahr mir Gott helf!“

Jetzt ſtürzte alles im ungewiſſen, flackernden Licht des Feuers auf den Geſtürzten zu. Der andre blieb ſtarr — aſchfahl. Ein Murmeln lief durch die Menge, ſo dumpf, ſo düſter. Von den Forſtleuten bogen ſich etliche zu dem Getroffenen nieder und richteten ihn auf. — Da quoll ihm beim Aufrichten ein Blutſtrom aus dem Munde. Und ſie ſahen in ein Geſicht, das von ungeheurer Todesangſt verzerrt war, — und das Geſicht war ſtarr auf Heinrich Strobel gerichtet, verzweifelt, ſo angſtvoll und entſetzt. Es war, als wenn der Schwergetroffene reden wollte; man ſah ihn ſich quälen — unerhört quälen. Er arbeitete. — Es gelang nicht. — Ein gurgelnder Schrei — und der Kopf ſank weit zurück.

Heinrich Strobel kniete jetzt neben ihm — und hielt ihm den Kopf und ſah in die gebrochenen Augen — ſtarr und ſinnlos.

Die dralle Magd wich nicht von den beiden, ſtand aufrecht da und wiederholte immerfort in ihrem Schreck: „Das hat er awer ſelbſt gedahn! Ich hab's geſehen! Mein Wort darauf.“

Ein großer Menſch machte ſich durch die Menge Platz. Man wich ihm angſtvoll aus — und er ſtand vor der Leiche des Verlobten ſeines jüngſten Kindes.

Der Oberförſter aus Ilmenau trat auf ihn zu, packte ihn an der Hand und ſagte: „Da iſt ein Unglück geſchehen, alter Freund!“

„Das seh' ich."

Tiefste Stille.

„Strobel?" frug der Förster.

Der antwortete nicht und starrte vor sich hin.

Der Oberförster aus Ilmenau aber sagte: „Ich bezenge es vor Gott nnd zu jeder Stunde. Er ist auf Herrn Strobel zugestürzt und hat sein Gewehr zu packen bekommen, da geschah das Unglück. Er mochte des Guten zu viel getan haben."

Stumm bog sich Schlimpimperleins Vater zu dem Verlobten seines Kindes nieder, legte ihm die Hand aufs Herz und hielt die schlaffen Hände des Toten in den seinen.

Einer rief: „Schickt zu einem Arzt hinnnter."

„Ach was, Arzt, dem hilft kein Arzt mehr, der hat die ganze Ladung im Leibe."

„Faßt einmal an." Er hob ihn und trug ihn mit einem Forstmann in einen der Wagen, die an den Buden standen. Sie legten ihn zurecht und taten Tannenzweige nnter ihn, die vom Wildaufladen noch dalagen. Der Förster führte das Pferd am Zaum. Strobel und der Förster aus Ilmenau, der im Rödchen einquartiert war, folgten stumm.

Als der schwermütige Zug unter den drei alten Kiefern angelangt war, wo der Weg zum Rödchen abzweigt, sagte der Förster: „Ich geh' voraus."

Er ging und sein Gast folgte ihm. Strobel hatte ihm ein stummes Zeichen gegeben.

So blieb er allein unter den Bäumen, die er einmal die drei traurigen Bäume genannt hatte, und wachte über seinen stillen Herzbruder, der lang ausgestreckt und kalt im offenen Wagen auf Tannenzweigen lag. Der Mond schimmerte auf dem entstellten Gesicht. Das alte Pferd wurde hin und wieder nnruhig, als wittere es den Tod.

Heinrich Strobel war es so, als wenn es ihn selbst getroffen hätte.

Und wenn er zehnmal unſchuldig war — und wenn es Hunderte bezeugten. Er hatte ihm doch den Tod gebracht und war ein gebrochener Menſch, vom Schickſal gezeichnet. Grauenhaft ernſt lag der junge, leichtſinnige Burſche vor ihm, und er ſtarrte auf ihn hin und riet an dem Rätſel, das kein Lebender je erraten hat.

Die letzten Worte, die der Unglückliche trunken geſprochen, bewegten ſich in Heinrich Strobels Kopf wie dumpfes, wie banges Unglücksgeläute. Und bei dieſem dumpfen Dröhnen ſah er Dinge und Geſtalten; — alles wie mit einemmal in die tiefſte Hölle der Schmerzen geſtoßen, aus harmloſen Lebensgenuß hinausgeſtoßen.

Jetzt mußte er im Hauſe ſein, der Förſter. — Jetzt ſprach er das Entſetzliche aus. — Jetzt! — Ihm war es, als ſtrömte der Jammer wütend auf ihn ein. Er fühlte mit jedem, mit dem Förſter in ſeinem ſtummen Schmerz über das Unglück ſeines Kindes, mit der Mutter — mit ſeiner armen Anne. Das hatte ſich alles mit einem Schlage verändert! Ihm gehörte ſein Lebensglück nicht mehr — ſein erſtes — ſein einziges. — Da ſtöhnte er tief auf.

Heinrich Strobel war das Blut in den Adern erſtarrt.

Nun ſaß er da und das unerbittliche Schickſal ſchoß ſeine Pfeile, einen nach dem andern, auf ihn ab und alle fuhren mitten ins Herz, verwundeten, zerriſſen, marterten; aber töteten nicht.

Der Tote ſtand zwiſchen ihm und Anne, der war nicht fortzudrängen. — Unerbittlich war er da.

Wo ſollten ſie den Mut hernehmen, glücklich zu ſein. Wie ſollte er, der Gebrandmarkte, nach der ruhigen reinen Anne die Hand ausſtrecken?

Herzliebens kleine Braut, die ſah er jetzt vor ſich — endlich auch die!

Er ſah ſie in ihren Tränen. Er ſah ſie ganz überwältigt, von ungeheurem, ungeahntem Schmerz verwirrt. Er ſah,

wie ſie ſich vor dem Toten mit dem entſtellten Geſicht entſetzte, graute und fürchtete. Wie ſie zuſammenſchauerte.

Und jetzt hörte er wieder die letzten Worte Herzliebs ſich im Kopfe dröhnen. — Was bedeuten ſie? Was wollen ſie? Sollte da noch andres kommen?

Er blickte fragend auf den ſtarren Toten.

Da kam der Förſter über die kahle Anhöhe allein zurück und ohne zu reden faßte er den Gaul wieder am Zaum und führte langſam den toten Verlobten ſeinem Hauſe zu und denen, die den jammervollen Anblick nun erwarteten.

Heinrich Strobel ging wieder hinter dem Wagen her.

Er war ohne Hut. Der leichte Wind wehte ſein ſtraffes aufrechtſtehendes Haar hin und her, wie einen Büſchel. Er ſah ſo ſonderbar aus, das unregelmäßige fahle Geſicht, die lange knochige Geſtalt, das Düſtere, Troſtloſe, das über ihm lag. Er war nicht einer von den Feſtgebauten, denen die Waſſergüſſe, die Sturmſtöße äußerlich nichts anhaben können, die glatt und anſehnlich bleiben, wie die Fiſchottern zu Waſſer und zu Land.

Er ging ſo zugerichtet, ſo umgewandelt und zerzauſt.

Tief in der Nacht. — Der Tote liegt auf einem Bette aufgebahrt auf weißen Tüchern und mit weißen Tüchern bedeckt in dem ſogenannten Saal, in dem zu Karnevalszeit die luſtigen Masken in dem verſchneiten Nödchen ſich vergnügt hatten.

Die Kummerfelden hat ihm zu Häupten zwei Kerzen geſtellt.

In dem dämmerigen Raum, ganz einſam, ſitzt Heinrich Strobel und hat den ſtruppigen Kopf in die Hände vergraben und läßt ſich von ſeinen Gedanken, ohne ſich zu regen, martern und bis aufs Mark quälen.

Er hält ſtill.

Die andern ſind alle vor kurzem, dem Namen nach, zur Ruh' gegangen, nachdem niemand mehr wußte, was tun, nachdem ſie ſtumpf geworden waren.

Wäre die alte Kummerfelden nicht geweſen, da hätte der Tote jetzt noch auf der Matratze im Vorhaus gelegen. Niemand hatte ſich zu helfen gewußt. Niemand hätte etwas zu tun gewagt.

Die Förſterin hatte nichts machen können, als den Kopf ihres unglücklichen Kindes zu halten, den das arme Geſchöpf an ſie gepreßt hielt.

Schlimpimperlein war wie ein Menſch mit Brandwunden geweſen, der liegen bleiben will, wo er liegt, dem es Entſetzen iſt, angerührt zu werden, der nicht angeſprochen ſein will, keine Hilfe will, nur liegen in ſeiner Qual. Heinrich Strobel hatte wie gebannt auf das unglückliche Mädchen geſehen.

Es war in ihrem Schmerz etwas ſo Scheues, ſo Gedrücktes; wie ein geſchlagener Hund lag ſie da. Herzliebs letzte Worte dröhnten Strobel fort und fort in den Ohren.

„Heinrich, Heinrich!" hatte ſeine Anne gerufen und war ihm ſchluchzend um den Hals gefallen, „armer Heinrich!"

Der Förſter aus Ilmenau war da zu ihnen getreten. „Ihm geſchieht nichts, Jungfer Anne, kein Menſch wird ihm etwas anhaben. Der iſt daran ſo unſchuldig wie ich und alle, die dabei ſtanden."

„Ja, gelobt ſei Gott — das iſt er! Aber wie ſoll er mir denn je im Leben wieder froh werden!" — Da war ſie in heiße Tränen ausgebrochen und war zu ihrer kleinen Schweſter gegangen, hatte ſie der Mutter aus den Armen genommen und ſie ſtill hinauf in die gemeinſchaftliche Schlafkammer gebracht, hatte ſie da auf ihr Bett niederſitzen laſſen und war immer noch in heißen Tränen vor ihr niedergeſunken — und ſo weinten die beiden Mädchen, ohne ein Wort zu finden, miteinander.

Mit einemmal fühlte Anne ſich von ihrer Schweſter wie zurückgeſtoßen, die richtete ſich auf, ſtreckte die Arme von ſich und ſchrie auf: „Anne! — Anne! Anne! Der Vatter ſchlägt mich tot — Anne, was ſoll ich tun!“ Dann ſtürzten die Tränen ſo wild und unaufhaltſam aus ihren Augen. Ihr Körper zuckte in Qual. Und Anne ſtand da und blickte beim Schein des trüben Lichtes mit entſetzten Augen auf die unglückliche Schweſter.

„Anne — Anne!“ wimmerte die.

„Was willſt du denn? Was denn?“ frug Anne zitternd. Ihr ahnte dunkel etwas und verſchloß ihr den Mund, die Knie bebten ihr, die Lippen trockneten ihr aus und alles drehte ſich wie im Kreiſe.

Sie frug nicht wieder.

So ſchwiegen ſie beide und regten ſich nicht.

„Anne“, jammerte es von neuem — „Anne.“

Die fühlte ſich durchſchauert von dem Hilferuf, aber konnte ſich nicht regen.

Da ſank ihr die Schweſter zu Füßen, umfaßte ihr die Knie und flüſterte ihr etwas ſo Jammervolles zu.

„Der Vatter ſchlägt mich tot! — Der Vatter ſchlägt mich tot, wenn er's erfährt!“ ſchrie ſie.

Anne ſtand, ohne ſich zu bewegen, die Wangen brannten ihr vor Scham und Qual. Sie ſchwieg — ſie reichte der Schweſter nicht die Hand. Sie rührte ſich nicht und ließ ſie zu Füßen liegen und ſah, wie ſie ſich krümmte vor Angſt und Qual. — Sah oder ſah ſie es nicht?

„Anne!“ ſchrie die Schweſter laut.

„Was ſoll ich nur tun!“ rief Schlimpimperlein, „ſprich doch, ich ſoll ...“ und wieder weinte ſie herzzerreißend.

„Ich ſoll mich umbringen — du — das willſt du!“ ſagte Schlimpimperlein zitternd. — „Sag doch!“

„Nein“ — antwortete Anne wie im Traum.

Aber ſie blickte nicht auf die Schweſter, ſondern geradaus vor ſich hin.

„Was ſoll ich denn tun?“ jammerte das arme verlaſſene Geſchöpf, auf das ganz unvermittelt alle Schrecken des Lebens gefallen waren, Schuld und Tod. — Sie bekam keine Antwort.

Die Schweſter wendete ſich von ihr ab und ging ans Fenſter, ſtand da ruhig, preßte die gefalteten Hände an die Stirn und ſah in die Dunkelheit hinaus.

Schlimpimperlein ſchleppte ſich auf ihr Bett, legte ſich da hin und blickte mit zitternder Angſt auf ihre Schweſter wie auf ihren Richter.

Schwere Schritte kamen die Treppe herauf.

„Der Vatter“, ſagte Anne.

Sie faßte Schlimpimperleins Hand und preßte ſie — und ſieht auf die Schweſter mit einem Blick ſo gequält — ſo unglückſelig, daß es der wie ein Schauer überläuft.

„Daß mir's der Vatter nicht erfährt“, ſagt ſie feſt. „Du biſt ſtill.“ —

Jetzt legt ſich eine Hand auf die Türklinke — der Förſter tritt ein.

„Kind“, ſagt er bebend und ſinkt am Lager ſeiner Jüngſten hin und faßt ihre Hand und küßt dieſe Hand, und Schlimpimperlein fühlt die Tränen ihres großen, ſtarken Vaters auf die Hand tropfen.

„Vatter! — Vatter!“ ruft ſie faſſungslos.

Annes Blick iſt unerbittlich auf ſie gerichtet. Der Förſter fährt fort ſein unglückliches Kind zu liebkoſen.

Das Mitleid hat ihn nicht ruhen laſſen. Er mußte bei ihr ſein. Er ſieht ſchlecht aus. Anne denkt: gerade als wenn der Bock kommen wollte.

Schlimpimperlein liegt ſtumm und ſtill und läßt alles über ſich ergehen wie einen reißenden Strom. Das plötzliche Todesentſetzen, ihr Schuldgefühl, ihre Verlaſſenheit, den bittern

Schmerz, die Todesangſt vor Schmach und Strafe, die Hoffnungsloſigkeit und Hilfloſigkeit, die rührende Güte ihres Vaters, ſein Mitleiden, ſeine Tränen, die wie Feuer brennen — und das Grauen vor ihrer ſtummen entſchloſſenen Schweſter, die wie ein furchtbarer Engel in ihrer Reinheit vor ihr ſteht, die etwas unerbittlich von ihr zu verlangen ſcheint, die etwas will und weiß, wo es nichts zu wollen gibt als den Tod, keinen Ausweg und keine Rettung. Aber das Erſchreckendſte von allem ſind die Mitleidstränen des Vaters, die ſich mit einem Wort, wenn ſie die Wahrheit ſagte, umwandeln würden zu einem grauſenerregenden Schauſpiel.

Sie liegt ſtill und ſtumm. Ein Wort und eine Regung und ſie würde faſſungslos ſein. Es würde alles geſtanden, alles geſagt ſein.

Anne aber ſteht an ihrem Bettende und läßt ſie nicht aus den Augen.

Der Vater geht, nachdem er ſein armes Kind auf die Stirn geküßt und ihr zum letztenmal zart und ängſtlich mit den harten Fingern die Hand geſtreichelt hat. Er ſieht ſchwerfällig und gealtert aus.

Und als er gegangen, bricht Anne zuſammen und ſchluchzt, als wollte ſie ſich zu Tode weinen.

„Er darf nichts erfahren, nie!“ das ringt ſich wieder und wieder zwiſchen dem heißen Schluchzen hervor. „Guter allmächtiger Gott, hilf uns!“ ruft ſie ſinnlos.

Schlimpimperlein graut es vor ihr. — Was war aus der vernünftigen Ludſchevadel geworden!

Ihr ſchwindelt — ſie kommt ſich vor wie in die Hölle geworfen, und ſie weint und weint.

So vergeht die Nacht. Die herbſtliche Morgendämmerung bricht an. Es wird fahl und hell. Ludſchevadel wäſcht ſich das Geſicht, das troſtloſe, verzweifelte Geſicht, ſteckt ſich die Haare feſt, bringt ihre Kleidung in Ordnung und tritt an Schlimpimperleins Bett.

„Daß ich ruhig gehen kann," ſagt ſie, „verſprich mir, nichts zu tun ohne mich. — Verſprich mir's — und halt's. Sei ſtill."

Das ſagte ſie mit tiefem traurigen Ernſt und reichte Schlimpimperlein die Hand hin.

Die wagte nicht die Hand zu faſſen und blickte die Schweſter an wie ein geſchlagener Hund.

„Was willſt du denn nur?" frug ſie — und zögerte mit ihrer Hand.

„Ludſchevadel!" ſchreit ſie mit zitternder Stimme — „du willſt doch — — Ludſchevadel, ich fürcht' mich ſo. — Ich kann's nicht! Sag' ihm, daß er mich erſchießen ſoll wie Friedel — ſag's ihm."

Und jetzt brach ein Schmerzenſtrom los bei dieſen Worten, ſo unaufhaltſam, ſo wild, ſo jammervoll. Ludſchevadel ſtand ſtill und blaß und ließ es vorüberrauſchen.

Als die Gewalt nachließ, ſagte ſie: „Nimm das zurück!"

„Bitt' ihn, daß er auch mich erſchießt!" jammerte das arme Geſchöpf. — „Mir iſt's ja gleich, wer ihn erſchoß — wenn er tot iſt!"

„Du ſollſt's nicht denken — du darfſt nicht", ſagte Anne feſt. — „Er tat's nicht, ſo wahr Gott lebt. Sage es ſelbſt, daß du's nicht glaubſt!"

Schlimpimperlein ſtarrte ſie an — und blickte in die entſchloſſenen traurigen Augen!

„Was du willſt, Ludſchevadel: Er hat es nicht getan!"

„Er hat's wahrlich nicht getan!" ſagte Ludſchevadel feierlich. „Er iſt ein Menſch ſo treu und gut wie Gold, ſo einzig gut! — Siehſt du, wie kein Menſch auf der Erde, ſo klug und brav." —

Ludſchevadel rannen die Tränen über die bleichen Wangen, und ſie ſtand ſtill und rührend da. —

„Gib mir jetzt deine Hand und ſag' mir, daß du nichts tun willſt ohne mich und daß du alles tun willſt, was ich dir ſage." —

Digitized by Google

Da legte das arme Mädchen die Hand in die der Schweſter.

„Ich will nicht, daß du ſtirbſt, Ludovika. — Aber ich will vor allem nicht, daß der Vatter es erfährt — das wäre ſchlimmer als der Tod!“

„Ich geh' jetzt — und du ſprich mit keinem Menſchen — auch wenn die Mutter kommen ſollte — kein Wort.“

„Kein Wort“, antwortete Schlimpimperlein und ſah durch Tränen auf die Schweſter — und wagte nichts zu fragen und zu ſagen.

Anne-Ludſchevadel ging leiſe die Treppe hinab — und leiſe nach dem Saal, in dem der Tote lag. Die Tür ſtand auf, und ſie blieb auf der Schwelle ſtehen.

Der Tote lag im grauen Morgenlicht in ſeinen weißen Tüchern. Die beiden Lichter ihm zu Häupten glommen qualmend, tief herabgebrannt. Der Talg war an den Leuchtern in großen Zapfen herabgefloſſen.

Heinrich Strobel, mit dem Kopf an einem der Fenſterpfoſten geſtützt, das ſtraffe Haar zerwühlt, wie in Fittichen abſtehend, ſaß ganz in ſich verſunken mit geſchloſſenen Augen.

Daß er nicht ſchlief, gewahrte Anne an ſeinem tiefen Stöhnen.

„Heinrich,“ flüſterte ſie von der Schwelle aus über den Toten hinweg.

Heinrich Strobel ſtand auf und kam auf ſie zu.

„Was willſt du, Anne?“ ſagte er und ſah auf ſie mit einem liebestraurigen Blick.

„Komm mit, Heinrich.“

Er ging mit ihr, und ſie traten miteinander zum Hauſe hinaus und gingen in dem grauen Morgennebel, ohne zu ſprechen, vorwärts. Der Nebel lag dicht und kalt an den naſſen gelb und braunen Bäumen an.

Heinrich hatte ihre Hand gefaßt. „Willſt du ſprechen, Anne?“

Sie ſah ihn an, wie jemand, der ſchon mit dem Tode ringt, ſprechen möchte und nicht kann — und ſie gingen weiter Hand in Hand — und wagten ſich nicht anzuſehen.

„Was iſt denn, Anne?“ ſagte er. Da ſtanden ſie bei den drei Kiefern, von denen ſie ſo oft geſprochen.

„Jetzt ſind wir unter den verfluchten Bäumen,“ meinte Heinrich Strobel, „nun ſag, was du zu ſagen haſt! Du willſt mit dem Unglücksvogel nichts mehr zu tun haben. Mach's kurz. — Ich weiß ſchon.“

„Heinrich!“ rief ſie angſtvoll. Sie ſchlang die Arme um ſeinen Hals und weinte an ſeiner Bruſt und weinte und weinte.

Jetzt hob ſie den Kopf und ſah ihn an und faßte ſeine beiden Hände. — „Gott hat den Toten zwiſchen uns gedrängt“, ſagte ſie langſam, „— und noch etwas andres, Heinrich.“

Er ſtand ſtumm und fahl und düſter vor ihr.

Sie ſagte mit Worten, was er am Abend unter dieſen traurigen Bäumen, als er bei ſeinem Herzbruder Wache hielt, gedacht hatte.

Die beiden treuen Menſchen ſtanden und trugen miteinander das Schickſal, das über ſie hergefallen war. Sie trugen eine ſchwere Laſt und dachten nicht daran, ſie abzuwerfen, abzuſchütteln, was abzuſchütteln war.

Und ob er zehnmal unſchuldig war, daß der friſche, leichtſinnige Geſell jetzt unter den weißen Tüchern als Toter lag — durch ihn war es doch geſchehen!

Er war doch die Veranlaſſung und blieb die Veranlaſſung. Durch ihn war Unglück gekommen. Gott hatte ihn als Werkzeug gebraucht, um Jammer hereinbrechen zu laſſen. So ein Werkzeug iſt und bleibt gezeichnet. Ein Richtſchwert wird nimmermehr zum Brotmeſſer gebraucht.

Die beiden fühlten gleich. Sie waren dieſelbe Art Menſchen. Sie ergänzten einander nicht, ſie waren eins. Ihre Liebe war Friede; eine kampfloſe Liebe fürs Leben.

Sie ſchauten einander in die traurigen Augen und verſtanden einander. — Sie hatten nicht zu reden gebraucht, dachten dieſelben Gedanken, — fühlten dieſelbe Qual, und die düſtere Stunde war die Krone ihrer Liebe. Sie waren eins, ganz eins, für immer eins.

„Was noch, Anne? — Du ſagteſt —" Er legte ihr den Arm um die Schulter und zog ſie dicht zu ſich heran.

„Anne." — Und wie ein Schreckenslaut rief er faſſungslos: „Deine Schweſter..."! Weiter ſprach er nicht. Er ſchaute ſie an, fragend — wiſſend. Er ſah ihr bis auf den Grund ihrer Seele, bohrte ſeinen Blick in ihre Augen.

„Heinrich!" Und leiſe wie ein Tränenſtrom rang ſich die traurige Geſchichte der Schweſter ihr vom Herzen.

Das arme gute Mädchen ſtand wie ein abgeſchiedner Geiſt. Alles war von ihr gefallen, alles Irdiſche, Hoffnung und Liebe und jedes Lebensglück. In ihren Zügen war eine rührende Entſagung ohnegleichen zu leſen.

„Heinrich!" Sie ſank vor ihm in die Knie und hob die gefalteten Hände hoch zu ihm empor.

„Rette uns, Heinrich."

Dem hagern Geſellen mit dem ſtruppigen aufſtrebenden Haarſchopf liefen die hellen Tränen über die fahlen Wangen, als er ſie ſo vor ſich knien ſah.

„Mach' ſie zu deiner Frau, Heinrich — dann ſind wir gerettet! Nur dann. Wenn der Vatter es erführ'! Du weißt doch, der Vatter!"

So in Todesangſt ſprach und kniete ſie da. Und er hob ſie nicht auf. Er ließ ſie knien, ſtarrte auf ſie hin, wie im Traum.

„Anne, mein Weib!" ſchrie er auf.

Sie hielt noch immer die gefalteten Hände hoch.

„Rette uns, Heinrich — rette uns! Wenn der Vatter es erführ'!" Sie wußte nichts mehr zu ſagen. Sie fand die Worte nicht.

Und so kniete sie und hielt immer die gefalteten Hände hoch und sah auf seine Lippen.

„Heinrich! Heinrich!"

„Anne."

Und sie nannten ihre Namen gegenseitig. Das war alles, was sie konnten.

„Wenn nicht Rettung kommt, gibt's ein Unglück sondergleichen! Wenn es auf Erden etwas gibt, das ihn und uns davor behüten kann. — Heinrich — wenn es etwas gibt?"

Sie kniete immer noch in ihren Tränen vor ihm.

Er wendete sich stumm, mit einem starren grauen Gesicht von ihr ab, lehnte sich mit dem Kopf an einen der rotbraunen Kiefernstämme und schloß die Augen.

So blieben sie unbeweglich.

Dann wurde unter den Unglücksbäumen so treu und todestraurig geredet, so hoffnungslos und gut, wie es hin und wieder auf dieser Erde geschieht.

Als sie dem Trauerhause zugingen, sprachen sie nicht mehr miteinander. Zwischen ihnen war alles abgetan.

„Heinrich," sagte sie endlich, als sie ins Haus traten, „ich sage es ihr und den Eltern jetzt gleich — dann ist's geschehen."

Als sie an Schlimpimperleins Bett trat, fand sie die schlafend. — Und sie sah in das verweinte Kindergesicht.

„Ludovika", sagte das ernste blasse Mädchen.

Mit einem Jammerruf erwachte sie. Es war das erstemal in ihrem Leben, daß sie im Unglück eingeschlafen und im Unglück wieder erwachte.

„Was!" flüsterte sie bang.

Ludschevadel stand ruhig vor ihr. „Es gibt nur einen, Weg."

„Daß ich sterbe", sagte Schlimpimperlein.

„Nein — du mußt Heinrichs Frau werden", antwortete das arme junge Weib kurz und schroff.

Digitized by Google

Da traf ſie ein Blick ihrer Schweſter, ein ſo ſonderbarer verblüffter, entſetzter Blick, ſo etwas Verwirrtes im Blick und etwas, als wenn ſie mitten in ihrem Elend lachen wollte.

Sie ſaß ſtumm und ſtarr, als wäre ein Blitz vor ihr niedergegangen.

Dann warf ſie ſich mit dem Geſicht auf die Kiſſen und ſchluchzte: „Friedel! Friedel!“

Ihre Schweſter ſtand unbeweglich vor ihr und ſah mit den entſchloſſenen Augen auf ſie nieder. Sie ließ ihr Zeit, ſich auszuweinen.

„Es gibt den einen einzigen Weg“, ſagte ſie tonlos. „Oder haſt du den Mut, auf und davon zu gehen in die Fremde, daß man, wenn man dich tot findet, nie erfährt, wohin du gehörteſt, dann geh und mach' dich auf den Weg; aber geh auch!“

„Anne!“ ſchrie Schlimpimperlein auf.

„Wenn's der Vater erfährt, ſchlägt er dich doch zuſchanden — und über uns alle kommt Elend und Schmach genug. Ich weiß nicht, weshalb der brave Mann, der ſich ſein Lebtag nichts hat zuſchulden kommen laſſen, wegen ſeiner Tochter untergehen ſoll. — Das ſoll er nicht — du!“

Anne ſprach leidenſchaftlich erregt — und war ſo blaß und traurig — und ſo feſt und unbezwinglich in ihrem Mut.

Schlimpimperlein in ihrem troſtloſen Elend ſaß armſelig zerknickt vor ihr.

„Kannſt du ſterben, haſt du Mut?“

Sie ſah auf die ſtrenge ernſte Fragerin, die ſie mit ihren Blicken nicht los ließ.

Die Augen füllten ſich dem gepeinigten Geſchöpf wieder mit Tränen, und ſie ſah zur Schweſter auf und ſagte: „Nein, Anne, nicht.“

Anne wankte nicht, ging unaufhaltſam auf ihr Ziel zu und riß ihre unglückliche Schweſter mit ſich. Ja, es war, als

Digitized by Google

faßte Schlimpimperlein endlich angſtvoll ſelbſt nach der rettenden Hand, die ſie aus Schmach und Not, die über ſie zuſammenſchlagen wollten wie dunkles Waſſer, zu retten ſuchte, ſie und die andern mit ihr.

Und ſo kam es, daß Anne mit ihrer Schweſter und Heinrich Strobel vor die Eltern trat und das wunderlichſte Geſtändnis machte.

„Biſt du von Sinnen!“ rief die Förſterin entſetzt — und faßte ihren Mann an der Schulter. „Hör' doch!“ rief ſie.

Anne aber ſprach ruhig: „Der Heinrich und ich, wir haben zu ſühnen, Mutter, wir dürfen an Glück miteinander nicht mehr denken.“

Der Förſter blickte Anne durchdringend an mit ſo ein Paar düſtern Augen. — „Nun, und die andern beiden?“ frug er.

„Die ſind entſchloſſen“ — ſagte Anne für ſie.

„Strobel“, ſagte der Förſter.

„Es iſt ſo, wie Anne ſagt — wir ſind entſchloſſen.“

„Du auch, Mädchen?“ wendete ſich der ſtarke blonde Menſch an ſeine jüngſte Tochter.

„Ja“, ſagte dieſe leiſe.

Der Förſter lachte ingrimmig auf. Die Heftigkeit, das Mißtrauen ſchoß ihm in die Augen. Die breite Bruſt begann zu keuchen.

„Alter“, jammerte ſeine Frau auf.

Da trat Anne zu ihrem Vater.

„Vatter“, ſagte ſie in großer Einfachheit und mit einer Reinheit, die auf den heftigen Mann wirkte, als ſpräche ein Engel mit ihm. „Das iſt eine große Sühne vor Gott — Vatter. Da darfſt du nicht auffahren — da iſt auch nichts daran zu ändern — das iſt, wie es iſt. — Wir drei verſtehen einander — und wir werden verantworten, was wir tun. Du kennſt ja Heinrich. — Und wenn die Leute die Mäuler aufſperren, ſo laß ſie es tun. Es iſt vor Gott nichts Unrechtes, was geſchieht.“

Es lag wie ein ſchwerer Bann über allen, als fände niemand den Mut, zu fragen. Sie waren verſtummt und betäubt unter der Schwere des Schickſals.

Der Förſter wurde krank, ſei's, daß er ſich auf der Hetzjagd erkältet hatte, oder war's die vielgeſtaltete Aufregung, in der ſein heißes Blut nun ſchon tagelang kochte. Sein ingrimmigſter Feind, der Bock, hatte ſich wirklich gemeldet.

Er legte ſich ins Bett unter heiße Haberſäcke und ſtöhnte und ſchrie auf und raſte vor Qual und frug nichts und ſagte nichts.

Anne und die Förſterin hatten alle Hände voll zu tun, um dem ungeduldigen Kranken alles zu verſchaffen, was er wollte und wünſchte.

Die gerichtliche Unterſuchung des traurigen Falles und das Begräbnis gingen vor ſich, ohne daß der Förſter auf ſeinem Schmerzenslager etwas davon erfuhr; ohne daß er ein einziges Mal gefragt hätte. Es wurde auf das einſtimmige Zeugnis aller, die bei dem Unglück zugegen geweſen waren, Heinrich Strobels völlige Schuldloſigkeit feſtgeſtellt. Der blieb ein freier, unbeſcholtener Mann.

Die Kummerfelden war es, die alle Nachrichten ins Röddchen hinaufbrachte und von Anne einen verſchloſſenen Brief an Strobel mit herabnahm, der ſich ſeit jenem Morgen nicht mehr bei den unglücklichen Leuten hatte ſehen laſſen.

In dieſem Briefe ſtanden die wenigen Worte: „Heinrich, nicht zögern, um unſertwillen und ihretwillen nicht."

Der Brief war ohne Überſchrift und ohne Unterſchrift.

Als Anne ihn der Kummerfelden übergab, konnte die ihrer Bewegung nicht Herr werden und ſagte: „Komm, Ludſchevadel, Anne, wollte ich ſagen — und geh ein Stück mit mir vors Haus."

„Siehſt du", ſagte die Kummerfelden mit ihrem wackeligen Altweiberſtimmchen. „Ich muß ſtatt deiner Mutter mit dir reden. Du gutes Mädchen — die kann's dir nicht, die bringt's

nicht übers Herz. Als du gestern abend drin beim Vatter warst, da hat sie's mir unter Zittern und Zagen gestanden. Die Mutter denkt sich alles — die weiß alles. Das kannst du dir denken, ein Weib und eine Mutter.

Weißt du, Anne — da kann man gar nichts darüber sagen — ich nicht und die Mutter nicht — dafür gibt's keine Worte."

Sie drückte mit ihren lebendigen flinken Fingerchen Annen die Hand, und die hellen jungen Tränen liefen ihr über das kleine, ältliche Gesicht.

„Soll's denn wirklich geschehen, Anne?"

„Ja — bald — aber bald."

„Gott sei gelobt, daß der Vatter den Bock hat!" sagte die Kummerfelden. „Aber ein Mannsbild ist immer kurios, was einem Frauenzimmer durchsichtig ist, da entdeckt so ein Mann noch lange nichts — auch ohne Bock. Gottlob, daß es so eingerichtet ist. Siehst du, und wenn es denn nun einmal wirklich geschehen soll, da wäre meine Meinung, man müßte mit einem einzigen Menschen ganz offen reden, und dieser Mensch wäre der Oberkonsistorialrat Voigt. Wenn du mich's machen läßt, Anne, richt' ich dir's ein, ich kenne ihn ja, daß alles in größter Schnelle vor sich geht — ohne Aufgebot, wenn's sein muß, oder mit nur einem Aufgebot. Er ist ein Mann, der dein großes Opfer zu schätzen weiß, dir helfen wird und der schweigen wird, Anne. Und ihr habt dann einen würdigen Fürsprecher, wenn die Leute anfangen, die Mäuler über euch aufzureißen. Und siehst du, es muß, wenn es geschehen soll, schnell geschehen — du armes Kind."

„Ja — bald — bald," sagte Ludschevadel flehend — „und eh' der Vatter wieder gesund ist."

Die alte kleine Kummerfelden hatte ihrem Herzen auf ihre Art Luft machen müssen, umarmte und streichelte das arme Ludschevadel, auf deren glattgescheiteltes Haar der feine kalte Oktoberregen fiel.

Die alte Kummerfelden aber hat das ſchwere Opfer von Anne und Heinrich mit Feuereifer aufgefaßt und alles wie für ihre eigene Sache getan und alles eingeleitet. Sie iſt gelaufen und hat geſprochen und hat ihren guten Freund, den Oberkonſiſtorialrat Voigt, in die jammervolle Geſchichte eingeweiht.

So war es ſchon am Sonntag, daß die Förſterin, die Kummerfelden, Ludſchevadel und das junge Paar in der Sakriſtei vor dem Altar ſtanden und das bittere Opfer dargebracht wurde.

Der Oberkonſiſtorialrat Voigt ſelbſt vollzog die Trauung und drückte Heinrich Strobel die Hand, als der die Ringe mit ſeiner jungen Frau gewechſelt hatte.

Als das Paar vom Altar getreten war, da mochte es dem braven Oberkonſiſtorialrat zu Herzen gehen, und er winkte Anne zu ſich an den Altar heran und ließ ſie niederknien auf dem Kiſſen, auf dem ihr Heinrich vordem gekniet hatte, und der Prieſter legte ihr bewegt die Hände aufs Haupt und ſegnete ſie.

Da ging ein jammervolles Schluchzen durch die alte Sakriſtei, die Förſterin hatte ſich in ihrem Leid nicht mehr aufrecht halten können und hatte das Geſicht auf die Stuhllehne der Kummerfelden geſtützt. — Die Kummerfelden ſaß aber und ſah auf ihre Nähſchülerin mit verklärten Augen. Heinrich Strobel hatte ſich abgewendet und blickte nach dem vergitterten Fenſter in den grauen Morgenhimmel hinein. Er ſah gealtert und aſchgrau aus. Sein ſtraffes Haar ſtand ihm glanzlos und melancholiſch in die Höh'. Die hagere Geſtalt war in ſich zuſammengeſunken.

Die Extrapoſt des jungen Paares hielt hinter der Kirche vor Oberkonſiſtorialrat Voigts Amtswohnung. Und ſo nahmen ſie Abſchied voneinander in der alten Sakriſtei. Die Förſterin reichte ihrem Schwiegerſohn die Hand. „Strobel," ſagte ſie bebend — „Strobel ..." weiter kam ſie nicht. Sie konnte nicht ſprechen.

Ihrer Jüngſten gab ſie auch die Hand und flüſterte ihr mit gebrochener Stimme ins Ohr: „Erbarm' ſich Gott deiner!"

Schlimpimperlein war angſtvoll wie ein ſcheues Tier. Sie trug Kranz und Schleier und war in dieſen weißen Schleier ganz eingehüllt und weinte vor ſich hin, ſah aber lieblich aus.

Die Kummerfelden nahm ihr den Schleier und den Kranz nach der Trauung ab, legte beides vorſichtig in eine Pappſchachtel, gab ihr die in die Hand zum Mitnehmen und hing ihr das warme Reiſemäntelchen um und ſetzte ihr eine Kapuze auf. — Dann gingen alle aus der hintern Kirchtür hinaus, um das junge Paar zum Reiſewagen zu bringen, der ſie nach Leipzig führen ſollte. Anne und Heinrich gaben ſich erſt vor der Kirchentür ſtumm die Hand und ſchauten ſich an wie in der Todesſtunde. Dann half Heinrich Strobel ſeinem jungen Weib behutſam in den Wagen, ſtieg ſelbſt hinein, die Pferde zogen an, und die ſchwerfällige alte Kutſche rumpelte den unbequemen Weg hinter der Jakobskirche hinab, bog in die Jakobsgaſſe ein und war verſchwunden.

Die Frauen gingen miteinander ſtumm durch die noch morgenſtille Stadt dem Röddchen wieder zu.

Als ſie den einſamen Feldweg, der zum Röddchen führt, einſchlugen, blieb Anne hinter der Mutter und der Kummerfelden zurück, um allein zu gehen. Ein feiner kalter Oktoberregen rieſelte nieder. Die Kummerfelden hielt über ſich und die Förſterin den großen roten Familienſchirm mit dem meſſingenen Knauf geſpannt.

Der Weg war aufgeweicht und ſchlüpfrig. Stoppeln, wohin man ſieht, nichts als Stoppeln, verkrüppelte und entblätterte Weiden, Rabenzüge, grauer gleichmäßiger Himmel und als Ziel das vereinſamte ſpätherbſtliche Röddchen, den fahlen Wald, das Haus, in das das Unglück eingezogen iſt, der vom Bock geplagte mißmutige Förſter und die ganze öde Hoffnungsloſigkeit, die da oben auf ihr Opfer lauert.

Anne wagte nicht den Kopf zurück nach Weimar zu wenden, da war die Allee mit den hohen Pappeln, die nach Apolda führt, lang, unendlich lang zu verfolgen. Sie fürchtete ſich, in weiter Entfernung undeutlich einen ſchwarzen verſchwindenden Punkt zu ſehen.

Und ſo ſchaute ſie nur und einzig nach dem Rödchen hinauf, ohne zu denken, ſtumpf und troſtlos.

Die Förſterin wendete ſich um und rief ihr zu: „Anne, ſowie wir nach Hauſe kommen, muß neuer Haber für den Vatter geröſt' werden."

„Ja!"

Da ſah ſie im Geiſt, wie ihre Schweſter im Schleier und Kranz heute in aller Himmelsfrühe vor dem Bett des Vaters geſtanden hatte, um Abſchied zu nehmen — und der Förſter in einem wilden Schmerzensanfall mit ihr ein paar Worte geſprochen hatte, ein paar nichtsſagende ſcheue Worte. — Er hatte ihr die Hand nicht gegeben.

Anne wußte nicht, was ſie vom Vater denken ſollte. Er war von der heimtückiſchen Krankheit wie vom Teufel beſeſſen, litt körperlich mit wütendem Widerſtreben und auch im Geiſte. — Ahnte er etwas? Ließ er den Dingen ſeinen Lauf? Ahnte er nichts?

Anne konnte ſich darüber nicht klar werden. In ihrem Kopf tauchte ein Gedanke auf, den ſie mit heiliger Scheu wie eine Gotteslästerung von ſich wies, der wieder untertauchte; aber wie einen hellen wunderbaren Schimmer zurückließ, der ihr die ganze Seele erfüllte. Und der Gedanke, ausgedacht, mochte vielleicht ſein: Iſt es die heilige Geſchichte von der Erlöſung? Einer gab ſich unſchuldig hin und opfert ſich für die andern — und aller Zorn iſt verraucht, und die Strafe iſt zurückgezogen und die Sünde vergeben.

Das ehrbußliche Weiblein

Auf dem Horn bei Weimar, einer Anhöhe, von der aus man auf das grüne Ilmtal weit hinabblickt und auf das Städtchen, das von der grauen zweitürmigen Stadtkirche und dem grünkuppeligen Schloßturm und dem spitzen Hofkirchturm überragt wird, da wohnten Herr und Frau Egidi in einem alten Sommerhaus, das am Ende eines ansteigenden Gartens lag.

Das Häuschen stand gerade über Goethes Gartenhaus, und auch in Pogwischs Garten konnte man von dem Wohnzimmer aus blicken. Es hatte, wie Frau Friederikchen Egidi sagte: „wirklich eine recht kommode und amisante Lage. Kommod eigentlich nich gerade, weil mer doch weit von der Stadt wohnt, aber weil mer äben alles hat, was mer braucht, da macht sich's; Gemise un Obst, eine Zwetschendarre sogar. Hihner un ene Ziege, äben alles — Bier hamm mer eingelegt un die gute Luft fir ‚Lein-Öl', wegen der sin mer 'nausgezogen, die duht ihn so wohl, un der Spaziergang allemal 'nunter ins Hofamt — äben alles."

So ähnlich antwortete Frau Egidi stets, wenn die Freunde in der Stadt ihr immer wiederholten: „Na aber, so weit draußen!"

Übrigens „so weit draußen" war es eben nur für die bequemen Weimaraner.

Frau Egidi war ein ganz kleines, junges, bescheidenes Persönchen mit flachsgelben Haaren, die mit einem hohen Kamm fest und stramm oben auf dem Wirbel zu einem Knötchen zusammengesteckt waren. Ihr Kleid schien ganz besonders eng zu sein, und der schmale Longschal und der Strickbeutel und die Kreuzbänderschuhe, alles war so bescheiden und hausfraulich, ganz musterhaft; und wie jedes Fältchen lag und die steifen Seitenlöckchen an den Schläfen, und die Schritte,

wie ſie das Horn hinabtrippelte, das war alles ſo gut weimariſch, ſo ein bißchen „ehrbußlich“, wie ſie in Weimar ſagen, und wie ſie's in Weimar ganz gern bei einem jungen Frauchen ſehen, denn ſo ein Frauchen, das kocht und backt und ſtopft und flickt und handelt und wandelt gut, und der Mann iſt bei ihr vortrefflich verſorgt, und das iſt die Hauptſache.

Und das hatte in dieſem Falle auch ſeine Richtigkeit, Frau Friederikchen Egidis Mann, Lionel Egidi, war ſehr gut aufgehoben. Was hatte er immer für gute Dinge gegeſſen und getrunken, wenn zufällig die Rede darauf kam, und ſein Rock war tadellos und ſeine Wäſche blendend, und das alles bei einem winzigen Gehalte, bei dem man allerlei Unzureichendes leicht hätte entſchuldigen können. Er war ein langer Mann mit einer großen, breiten Denkerſtirn und großen Händen und Füßen und einer tiefen Stimme, und ſah aus, als hätte er es weiter bringen können, als zu einem Sekretär am Hofamte. Dazu war es nur ſo eine Art Aushilfſtelle, die nicht gerade auf feſten Beinen ſtand.

Und zu ſeiner großen Perſon und ſeiner kleinen Stelle hieß er auch noch mit Vornamen Lionel, das war Frau Friederikchens Stolz, daß er ſo hieß — aber auch ihr Unglück; „Lionel“ — das brachte mit aller Mühe und aller Hingebung ihre gut weimariſche Zunge nie und nimmer fertig. „Lei-o-nehl, Lein-ehl“ — dabei blieb's.

Und alle Mühe, die Lionel ſich gab, der Zunge ſeines kleinen Weibes den ſtolzen Namen beizubringen, war fruchtlos „Lein-Öl“ oder „Lein-Ehl“ höchſtens mußte er ſich rufen laſſen und hätte es nicht für möglich gehalten, ſeinen wunderſchönen Namen auf dieſe Weiſe verlieren zu müſſen. Nie hätte er eine Weimarerin geheiratet, wenn er gewußt hätte, daß die weimariſchen Zungen ſo unbiegſam ſind.

Und zu ſeinem größten Ärger hieß er nun „Lein-Öl“, wo er ſich auch blicken ließ. Auch geſchicktere Leute blieben bei

„Lein-Öl", weil die Weimaraner ihren Spaß daran hatten, daß ein Mensch gewissermaßen „Lein-Öl" getauft war. Da half ihm seine hochstrebende Natur nichts und seine Denkerstirn nichts; das alles vertrug sich mit „Lein-Öl" nicht. Man konnte ihn mit diesem Namen unmöglich ernst nehmen, meinte er. Mit dem Namen Lionel Egidi aber glaubte er, daß ihm die Welt offen gestanden hätte.

Die Umtaufe, die sein Weib mit ihm vorgenommen hatte, war verhängnisvoll geworden auch für das brave Weibchen. Die ersten Mißstimmungen kamen dadurch, und es flossen Tränen. Sie hatte sich zwar geübt, „Lein-Öl" richtig auszusprechen, und wenn ihr auch hin und wieder ein Anklang geriet, so war das Unglück doch einmal angerichtet. „Lein-Öl" saß einmal den Weimaranern in den Ohren, sie hörten es gar nicht mehr anders, und Lein-Öls oben auf dem Horn mußten sich eben darein finden. Sie hatten auch den schönen Namen Egidi verloren und hießen in aller Mund nun einfach Lein-Öls. So dumm war es Lionel Egidi mit seinem Namen ergangen. Als er aus Erfurt nach Weimar kam, da hatte er große Ideen im Kopfe, und die kleine Stelle am Hofamt betrachtete er damals nur als eine Art Absteigequartier, bis er Umschau gehalten. Er war auch Poet, und es konnte ihm kaum in Weimar fehlen. Mit einem wunderschönen himmelblauen Frack war er damals angekommen, und der stattliche Mann in diesem blauen Frack und mit dem stolzen Namen wurde auch durchaus nicht unbemerkt gelassen.

In Weimar sind von alters her die Weiber in Überzahl gewesen, und ein neuer Mann im Weichbild des Städtchens war jedesmal ein Ereignis, auch von alters her. Die weimarischen Weiber hoben einen reptilischen männlichen Ankömmling, bildlich gesprochen, alsobald wie auf einem Schild empor, daß er allen Augen sichtbar war. Unbekannt konnte ein Mann im himmelblauen Frack und gar mit einem so schönen Namen gewiß nicht bleiben.

In den ersten Wochen war er auch schon der erhoffte Schwiegersohn von so und so viel Bürgerhäusern, und ehe ein paar Monate in das Land gingen, war er wirklich der Schwiegersohn eines sehr angesehenen und reputierlichen pensionierten Rentamtmanns geworden, der samt seiner Familie Weidgans hieß. So kam es, daß Friederikchen Weidgans die Ehehälfte des vielversprechenden Lionel Egidi wurde.

Zur Zeit unserer Erzählung aber sind sie schon ein paar Jahre verheiratet, der himmelblaue Frack ist abgelegt, Lein-Öl ist in einen kaffeebraunen gekrochen, und aus dem blauen hat sich Friederikchen einen Spenzer gemacht. Die übergebliebenen Fleckchen verarbeitet sie zu blauen Kreuzbänderschuhen für sich, denn sie versteht alles, sie schustert wie ein gelernter Meister, und auch der Gatte trägt oben auf dem Horn blaue Pantoffeln, die ihm sein Weib aus dem blauen Frack gemacht hat, der in Lappen und Läppchen zerschnitten ist, wie seine Hoffnungen und Pläne auch.

Er war sich in den ersten Jahren seiner Ehe vollkommen klar darüber, daß er einen rechten Hemmschuh angelegt hatte, als er die kleine Weidgans heiratete. Die Arme der Weimaranerinnen, die ihn auf dem Schild triumphierend hochgehalten, sanken wie mit einem Schlage gleichgültig herab, als er das Unrecht begangen, eine einzige von allen glücklich zu machen, und er stand in seinem blauen Frack und mit dem stolzen Namen und mit der kleinen Weidgans plötzlich da, als wäre er unsichtbar geworden. Niemand kümmerte sich um ihn.

Und von diesem Augenblicke an wollte ihm nichts mehr glücken. Er war nahe daran gewesen, daß Exzellenz Goethe seine schriftstellerischen Erzeugnisse untertänigst überreicht worden wären, aber die Hände, die sich zu diesem Liebeswerk erboten hatten, waren mit einemmal paralysiert, und die Köpfe, die dieses Anerbieten ihm gemacht hatten, waren schwachsinnig geworden und verstanden nichts mehr und erinnerten sich an nichts mehr.

Ganz natürlich, ſie hatten das dem hoffnungsvollen, vielverſprechenden Lionel Egidi zugedacht, dem jungen Mann im blauen Frack, dem die Welt offen ſtand, von dem ſie erwarteten, daß er eine ihrer Töchter heimführen würde — aber dem Mann der kleinen Weidgans, dem „Lein-Öl", brauchten ſie nichts von alledem zu halten. Der war durch ſeine alberne Heirat in eine Sphäre geraten, in der er den Weimaranern nichts mehr nützen konnte, alſo von ihnen auch nichts mehr zu erwarten hatte.

All dieſe Erfahrungen hatten Lionel Egidis Wohlgefallen an ſeiner Weidgans nicht gerade geſteigert, beſonders da er ſich gar nicht mehr recht erinnern konnte, wie er ſelbſt eigentlich auf die Idee gekommen war, die Kleine zu heiraten.

An eins erinnerte er ſich noch ganz wohl. Auf einem Ball im Stadthaus hatte er ſie zum erſtenmal geſehen und auch mit ihr getanzt, und daß es ihm Spaß gemacht hatte, wie der blonde, friſierte Kopf der kleinen Weidgans ſich auf ſeinem blauen Frack während des Tanzes gut ausgenommen — das wußte er noch ganz gut; auch daß er öfters, als erlaubt, mit ihr getanzt hatte, denn in ſeinen blauen Frack war er gewiſſermaßen verliebt geweſen, und wer und was zu dieſem gut ſtand, das oder der oder die war ihm nicht unſympathiſch. Von dieſem Abend an aber war er wie in einen Wirbel von lauter Verwandten, Baſen, Tanten und Onkeln, Großmüttern und Müttern der Weidgansſchen Familie geraten. Weidgansſche Abendeſſen, Weidgansſche Nachmittagspartien, Weidgansſche Geburtstage mit ſolenner Feier waren ſein Schickſal geworden, und das Ende all dieſer Weidgansſchen Feſte war ſein und Friederikchens Verlobungsfeſt geweſen, und zu allerletzt ſeine Hochzeit, die von der Weidgansſchen Familie ſplendid ausgerichtet wurde.

So war er zu ſeinem Friederikchen gekommen, er wußte ſelbſt nicht, wie, und daß er dieſer Weidgans nun Opfer

über Opfer bringen mußte, dieſem kleinen Götzen, der ihm vom Schickſal aufgehalſt worden war, das ſtimmte ihn nicht freundlich und nicht heiter, und er war dabei, ein wenig liebenswürdiger Ehegatte zu werden. Mürriſch ließ er ſich alle Hingebung und Fürſorge der Kleinen gefallen, ließ ſie ſpringen und laufen, kochen und backen, früh aufſtehen und ſpät zur Ruhe gehen, und ließ ſich's ſchmecken, was ſie kochte und buk, und kroch in lauter ſchön gewaſchene und geflickte, blendende und duftende Wäſche und ſchlüpfte in Schuhe, die immer bereit ſtanden, und hatte abends eine immer hell- und gleichbrennende Kerze, denn das war eine Extrageſchicklichkeit der Kleinen, leiſe aufzuſtehen, ohne alle Auffälligkeit, ſo daß niemand es zu bemerken brauchte, und das Licht zu ſchneuzen, gerade im rechten Augenblicke. Nie brachte es ihre Kerze zu einem qualmigen Räuber, und in der Lichtputzſchere brenzelte und roch es deshalb auch nicht, und die Kerze kam nicht zum Träufeln und war nicht zu kurz geſchnitten. Vielleicht brannte in ganz Weimar keine Kerze, die es mit der Egidiſchen hätte aufnehmen können.

Als Lionel Egidi Junggeſelle war, da hatte das kleine Einkommen, das ihm ſeine Stelle einbrachte, nicht hinten und nicht vorn gereicht, und jetzt hatte es den Anſchein, als wäre er ohne ſein Wiſſen avanciert. Sie hatten immer Geld; die Weidgans tat, als wenn ſie im Überfluſſe wirtſchaftete, und er mußte ſich ſelbſt geſtehen, ſein Lebtag hatte er nicht ſo vortrefflich gegeſſen.

Sie hatte ſich eine Ziege angeſchafft, trotzdem ihr Gatte nie einen Tropfen von der Milch dieſes Tieres anrühren wollte, da er vor Ziegenmilch einen Ekel habe.

Es war aber mit der Ziege alles ſo ſtill vor ſich gegangen, und er trank Ziegenmilch, ohne es zu ahnen.

Als endlich die Rede darauf kam, ſagte das kleine Weibchen: „Siehſte, Lein-Öl, das macht, weil ſe ſo renklich ge-

halten is, und es is auch die Art, von der die Milch nich bockelt."

Ja, hätte ſie den Mund nicht aufgetan, die kleine Weidgans!

Da war es wieder, das miſerable „Lein-Öl" und der ganze weimariſche Schwanz hinterher — reden konnte er ſie eben gar nicht hören — es fiel ihm auf die Nerven.

„Na, übſt du denn ordentlich, was du üben ſollſt?" fragte er ſie barſch.

„Ja, beim Melken heute un iberhaupt immer, wenn ich dran denke. Das letzte war: ‚Hewe, läwe, ſchwäwe!'" ſagte ſie trocken und ſchulmäßig, wie ſie ſonſt wohl zu ihrem Herrn Lehrer geſprochen haben mochte.

„Wie ſagſt du?" fragte er und korrigierte ſogleich: „‚Hebe, lebe, ſchwebe.' Du ſagſt ewig, daß du geübt haſt; aber es fällt dir gar nicht ein!"

„Jawohl", antwortete ſie ſchluchzend. „Hewe — läwe — ſchwäwe!"

Und ſie ſchluchzte ſo heftig und bitterlich und legte ihren Kopf, wie ſchutz- und ſtützeſuchend, an einen alten Pflaumenbaum und ſetzte ihre gefüllte Gießkanne nieder, und das war das erſte Mal, daß ſie ſo ganz hilflos vor ihm weinte.

Und bei dem großen Reſpekt, den ſie vor ihm hatte, tat ſie es in wahrer Todesangſt. „Sei nur nich bes," — ſchluchzte ſie — „ich weine gar nich — ne, wirklich nich — es weint äben ſo von ſälwer."

Und wie er ſie gebrochen und ganz in Tränen aufgelöſt vor ſich ſtehen ſah, ſo unglückſelig und beſcheiden und ſo winzig, — da rührte ſich etwas in ſeinem Herzen, er griff nach ihr, ſie fuhr zuſammen wie ein Hündchen, das geſchlagen werden ſoll — und da ſchämte er ſich, daß ſie ſo etwas von ihm denken könne, und er erkannte, wie unfreundlich er immer gegen ſie geweſen war, und ſie ſo gut und untertänig.

„Mein gutes Weib!“ ſagte er und zog ſie zu ſich heran.

„Ach du mein Gott!“ ſchluchzte ſie und lag mit dem Kopf nicht mehr am Pflaumenbaum, ſondern an der Bruſt ihres Gatten.

„Ach Lein-Öl!“ — Aber kaum war das Wort heraus, da ſchreckte ſie bis ins innerſte Herz zuſammen, machte ſich aus ſeinen Armen los, griff zu ihrer Gießkanne und trippelte eilig ab.

Als ſie aber am Abend dieſes ſelben Tages ſich zur Ruhe begaben, er, der große Lein-Öl, und das winzige, ängſtliche Püppchen, das er für alle ihre Hingebung immer ſo rauh und gleichgültig behandelt hatte — da kam es ihm in den Sinn, einen Spaß zu machen, und er ſagte großmütig: „Na, ‚hewe, läwe, ſchwäwe!‘ — gute Nacht!“

„Gute Nacht, ‚hebe, läbe, ſchwäbe!‘“ ſagte ſie ſo gut ſie konnte — und ſagte es ganz freundlich und anmutig.

Und Lein-Öl dachte: Sie verſteht alſo einen Scherz, die kleine Weidgans.

Das hätte er gar nicht von ihr geglaubt. Sie war ihm immer wie ein Opferlamm vorgekommen, und das hatte ihn gelangweilt — und mehr als gelangweilt, es war ihm peinlich geweſen.

Von nun an ſagten ſie ſich jeden Abend dasſelbe.

„Gute Nacht, ‚hewe, läwe, ſchwäwe!‘“ er, und ſie: „Gute Nacht, ‚hebe, lebe, ſchwebe!‘“ — ganz richtig und wohleingeübt.

Und er ertappte ſich einmal bei dem Gefühl, daß er ſich auf den Gutenachtgruß der kleinen Weidgans freute.

Sie war wirklich untertänig wie ein Hündchen und immer unſäglich ehrbußlich und beſcheiden und ſtill wie ein Mäuschen. Wenn er abends über ſeiner Arbeit brütete — er ſchriftſtellerte immer noch in ſeinen Freiſtunden — da ſaß

ſie ihm gegenüber und wagte kaum zu atmen, und wenn ſie einmal aufſtehen mußte, ſchlich ſie wie im Zimmer eines Todkranken umher.

„Iſt nicht nötig, Friederikchen, ſo leiſe zu ſein. Was ich da treibe, bekommt ja doch nie im Leben eine Menſchenſeele zu ſehen", ſagte er mißmutig und ſtützte den Kopf auf und ſchaute vor ſich hin, griesgrämig und freudlos.

Da fühlte er das Händchen ſeiner Frau auf der Schulter, und ſie ſagte ganz ſchüchtern: „Ach nee, das mußt de nich denken, ſo ein Menſch wie du, der wird ſchon ſeinen Lohn bekommen. Bei all denen hier in Weimar is es ſicher auch nich ſo gleich auf einen Schlag gegangen. Mach nur weiter!"

Wie freundlich meinte es das gute Geſchöpf!

Sie hielt alſo etwas von ihm.

Das tat Lein-Öl wohl.

Ja, ſie war doch nicht ſo dumm, wie es den Anſchein hatte, und er wollte ſich mehr mit ihr abgeben.

Zumeiſt waren ſie ja auch allein miteinander. Hinunter in die Stadt zu ihren Bekannten und Verwandten kamen ſie eben nicht oft.

Er nahm ſich vor, jeden Abend etwas Domino mit ihr zu ſpielen.

Das geſchah nun bald ganz regelmäßig. Sie machte ihre Sache gut, wie alles, was ſie anfaßte, pflichttreu und aufmerkſam.

„Weißt du," ſagte ſie einmal, „zu Haus ham mer immer geſpielt, wie's nausgeht!"

„Wie denn?"

„Wenn's zum Beiſpiel du gewinnſt, da kriegt Auguſt von Goethe die Schopenhauern oder irgendeine, oder wenn's 'nausgeht, daß ich gewinne, da kriegt er die Pogwiſchen und dann wieder geht's darauf naus, ob die Frau Rat Tiburtſius ein neues Kleid bekommen hat, oder ob die Mus-

kulus ihre Perücke verlieren wird. Oder wenn eine heirat't oder ob eine noch ein Kind kriegt — eben ſolche Sachen. Siehſte, wir kennten fragen, ob's 'nausgeht, daß du dem Geheimrat Goethe deine Schreiberei doch noch einmal vorlieſt, und ob's ihm gefallen dhut — und was for 'ne Stelle er dir verſchafft und ob du bald aus'n Hofamt kommſt. Siehſte, ſo!"

Und ohne viel Worte darüber zu machen, wurde der Vorſchlag angenommen, und oben auf dem Horn arbeiteten zwei, wenn ſie abends beieinander ſaßen, an ihrem eigenen Schickſal und an dem Schickſal der übrigen Weimaraner, und bauten Luftſchlöſſer über Luftſchlöſſer und erhitzten ſich über alles Mögliche, was keineswegs in ihrer Macht lag, und die Kleine war ſo eifrig dabei, und Lein-Öl vergaß ſeine Würde und ſpielte mit ſeinem Frauchen, als ging es um Tod und Leben.

Manchmal kam es ihm in den Sinn, daß es eine ſehr alberne Sache ſei, mit der er ſich da abgebe, und er unterbrach das Spiel plötzlich und ging im Zimmer auf und nieder. Er hatte aber die Entſchuldigung, daß er es zur Unterhaltung ſeiner kleinen Weidgans tue, daß es gewiſſermaßen ſein Pflicht ſei.

Als Weihnachten wieder einmal ins Land kam, waren ſie ſchon faſt drei Jahre verheiratet, und als ſein Weib ſich das Kapuzchen über den Kopf zog, um mit ihm hinunter zu den Eltern zu gehen und dort den Weihnachtsabend zu feiern, und ſie die ſchmale Treppe miteinander hinabſtiegen, da lag mit einemmal ſeine kleine Weidgans ſchluchzend ihm an der Bruſt.

„Na, was iſt denn, was fehlt dir denn?" fragte er ſehr erſtaunt. Er konnte lange fragen, und immer heißer wurde das Schluchzen, aber eine Antwort bekam er nicht.

„Na alſo, was denn?" fragte er barſch, um der Sache ein Ende zu machen.

„Ein Kindchen!“ — ſagte ſie — „Ach ſiehſte, ein Kindchen, wenn wir ein Kindchen hätten!“

Das klang zitternd unter den heißen Tränen hervor.

„Nun ſehnt ſie ſich wieder nach einem Kinde — mein Gott, dieſe ewigen Geſchichten“, dachte Lein-Öl und meinte, daß es beſſer ſei, keins zu haben. Er war ſo vortrefflich verſorgt, konnte ſich es gar nicht beſſer wünſchen, hatte, weiß Gott, genug Not mit ſeiner Frau gehabt, daß er es ohne Kinder nun ſehr wohl mit anſehen konnte.

Deshalb war auch ſeine Entgegnung auf ihre Tränen kühl.

„Du lieber Gott, es gibt genug Kinder auf der Welt“, ſagte er ihr. „Du haſt für deinen Mann zu ſorgen, das iſt auch etwas — und ſchließlich kriegen wir Kinder, mehr als wir wollen. Laß gut ſein.“

So ging ſie ſtill neben ihm her, und die Tränen liefen ihr über die Wangen, und der Atem zitterte dem kleinen, einſamen Weibe. Als ſie aber der Stadt näher kamen, dachte ſie: „Herr Jes, ſie werden doch nich ſehen, daß ich geweint habe!“ und nun hauchte ſie eifrig auf ihr Taſchentuch, übertupfte ſich die Augen und machte ſich mit ihren Seitenlöckchen zu tun, und hörte aufmerkſam, wie ihr Lein-Öl ſagte, daß ſie Rat Tiburtſuſſens auf die Feiertage zu ſich bitten müßten, und was man ihnen vorſetzen könnte.

Lein-Öl ſah ſein kleines Weibchen nun lange nicht mehr wieder weinen, und er hütete ſich wohl, ſie an jenen Abend zu erinnern. Er wollte eine ruhige, vernünftige Frau, aber durchaus nicht eine, die ihm Szenen machte, das fehlte noch.

Aber beim Domino entfuhr es ihm einmal, und er ſagte, um ihr einen Gefallen zu tun: „Na, und wenn wir ein Kind hätten, wie würden wir denn das nennen?“

Da ſagte ſie, weil ſie es längſt und ganz genau wußte:

„Lieschen", und die Tränen traten ihr wieder in die Augen, gerade als wären ſie von jenem Abend an noch darin — und das waren ſie wohl auch.

„Ei du mein Gott", ſagt er.

„Sei nich bes, Leinel," bat ſie; „ſiehſte —"

Weiter konnte ſie nicht ſprechen, ſondern ging zur Türe hinaus, wie eine Katze ſo leiſe. Und als ſie wieder hereinkam, da brachte ſie Lein-Öls dampfenden Schlummerpunſch auf einem Teller getragen — und Lein-Öl drohte ihr mit dem Finger, da ging ein Zittern durch den Arm, der den Teller hielt. Diesmal aber bemerkte das Lein-Öl nicht.

Mein Gott, ſo ein Frauenzimmer bringt eben tauſenderlei Ärger und Unannehmlichkeiten mit ſich, dachte er oftmals, wenn das Daſein ſeines Weibchens ihn in irgendeiner Weiſe daran erinnerte, daß eine fremde Perſönlichkeit neben ihm ihr eigenes Leben hatte. Sie war eigentlich nur bequem, wenn ſie ganz in ihm aufging, nur für ihn da war, ſich ſelbſt völlig vergaß, da ging es an; ſowie ſie aber ſich mit der eigenen kleinen Perſon abgab, erſchien es Lein-Öl, als lärmte ſie doppelt und dreifach. Frühmorgens, wenn er noch ſchlief, und ſie ſich an ihrem Spiegelchen mit aller Sorgfalt ihr Haar machte und dabei höchſt akkurat und ernſtlich zu Werke ging, das erſchien ihm unerträglich, und gar am Abend, wenn die Friſur aufgemacht wurde und die Kämmerei von neuem losging, verlor er alle Geduld.

„Herrgott noch einmal!" brummte er oftmals, halb verſchlafen, „hat denn die abſcheuliche Kämmerei kein Ende!" oder: „Jeſes, jetzt halt aber Ruh!" oder: „Heute wird's wohl ewig dauern!" oder: „Willſt du mich denn zur Verzweiflung bringen, du?"

Sie hatte von ihrem hübſchen, blonden Haar tauſend Ärger und Angſte.

Das Spiegelchen hing nun einmal im Schlafzimmer und gehörte ins Schlafzimmer.

Die Haare im Wohnzimmer zu kämmen oder wohl am Ende in der Küche, das wäre ihr der Inbegriff von Unreinlichkeit und wüſter Wirtſchaft geweſen.

Eines ſchönen Morgens hatte ihr Lein-Öl wieder gehörig gebrummt, und ſie hatte geſagt: „Weißte, da ſchneid' ich ſie mer äben einfach weck!"

„Meinetwegen", hatte er verſchlafen aus dem großen Bett herausgegrunzt.

Als an dieſem Tage Lein-Öl heimkam, trug ihm ein Kahlköpfchen, ein ganz kurzgeſchorenes Geſchöpf, die Suppe auf den Tiſch.

Das war, als wenn der Blitz eingeſchlagen hätte. „Herrgott in deine Hände! — der Kopf! — der Kopf! — der Kopf!" ſchrie Lionel Egidi auf. „Biſt du verrückt!" Und er fuhr ſich mit beiden Händen nach dem eigenen Kopf. Er ſtand wie erſtarrt. „Pfui — pfui — pfui!" ſchrie er wieder außer ſich, „was haſt du denn getan?"

„Aber ich hab' dich doch gefragt," antwortete ſie ganz verängſtigt, „du haſt doch ‚meinetwegen' geſagt."

„Wahnſinn!"

„Nein, du haſt's doch geſagt."

„Bewahre!" donnerte er ſie an.

„Heut morgen doch, als ich dich frug."

„Ja, wie konnte ich denn denken, daß du ſo ein Narr wärſt, ſo ein alberner! Geh — geh — mach' fort — ich kann dich nicht anſehen! — Auch das noch! Das fehlte noch gerade!"

Er deckte die Augen mit beiden Händen zu, um ſie nicht anſehen zu müſſen, aß nicht und war ganz außer ſich. Sie hingegen löffelte bedrückt und untertänig ihre Suppe. Sie war ſo daran gewöhnt, geſcholten zu werden, daß es ſich bei ihr ganz gut mit einer Nebenbeſchäftigung vertrug.

Sie hatte gemeint, er würde es gar nicht bemerken, daß ſie geſchoren war — vielleicht erſt am Abend, wenn die Kämmerei ausfiel.

Ihr hatte es leid getan, ſich das Haar abzuſchneiden, aber das Zanken wegen ihres Friſierens und die Angſt immer, das hatte ſie nicht mehr gewollt, und wenn es ihm ſo widerwärtig war, weshalb ſollte ſie denn ihr Haar behalten, für wen denn und weshalb denn? Es war nun einmal alles, wie es war. Und ſie hatte ſo allerlei dumpf und bang gefühlt, als wenn es mit ihr aus wäre, ganz aus. Das bißchen Kochen und Flicken und Säubern, dazu brauchte ſie ihr Haar nicht, das ging auch ſo.

Und er hatte ja doch „meinetwegen" geſagt, als ſie fragte, ganz ſo, wie ſie es ſich gedacht hatte.

Und nun — was war denn nun? Jetzt ſaß er da und aß nicht und behandelte ſeine Frau wie eine Verbrecherin.

„Glaubſt du denn", donnerte er wieder los, „daß ich dich ſo geheiratet hätte — ſo? Doch eine Frau will man wenigſtens haben, keinen Hanswurſcht. Kein ſolches entre deux. Pfui — pfui — pfui! geh mir aus den Augen! Weshalb glaubſt du denn, daß ich dich überhaupt geheiratet habe?" fragte er wütend und machte ſo ein Geſicht, als wollte er auf dieſe Frage eine Antwort von ihr haben.

„Das weiß ich nicht", ſagte ſie ganz verängſtigt und ſah ihn mit großen Augen an und hielt den gefüllten Löffel zwiſchen Teller und Lippen.

„Ohne deine Haare ganz gewiß nicht, daß du es weißt, du dumme Gans!"

„Du haſt mir aber doch nie geſagt, daß du die Haare gern hatteſt", ſagte ſie kleinlaut.

„Weil das ſelbſtverſtändlich iſt — die Sachen liebt man doch!" rief er ganz deſperat.

„So", ſagte ſie und ſah ihn verwundert mit ihren armen Augen an.

Er konnte keinen Biſſen von allen guten Dingen, die weiter kamen, anrühren, und immer von neuem brach der Ärger bei ihm los.

„Dir laufen nun die Gaſſenjungen nach — du — du! Und von mir werden die Leute ſagen, daß ich vollends verrückt bin, daß ich dir, Gott weiß weshalb, die Haare heruntergeſchnitten habe — denn daß ein Weib das ſelbſt getan, werden ſie nun und nimmermehr glauben."

So ging es fort. Er war unermüdlich — und es mochte ihm ſchon nahe gegangen ſein.

„Siehſte du," ſagte er, „wenn du dein Haar ſo um die Stirn hatteſt — ſo loſe — wenn du in deinen Kiſſen lagſt, da ſahſt du wie eine ‚Lapine', wie eine Karnickelin aus — und da gefielſt du mir immer ſo." Und wie er das ſagte, wurde er ganz weich.

Sein kleines Weib wußte gar nicht, was ſie von ihm halten ſollte, ſie war ſo erſtaunt, wie noch nie bevor.

„Hätteſt du mir nur geſagt, daß du die Haare magſt, da hätte ich ſie aber gewiß nich runter gemacht. Siehſte, mir hat's auch leid getan", — und nun war die Reihe des Tränenvergießens an ihr; aber ſie weinte aus den verſchiedenſten Gründen. Es kam ihr alles ſo unverſtändlich vor, und ihr Mann tat ihr ſo leid. Es war nicht, wie es ſein ſollte mit ihm, das fühlte ſie ſehr wohl. Er ſteckte zu viel oben auf dem Horn, es war ihr ganz, als hätte man ihn unten in Weimar vergeſſen, und vor ſeiner Heirat war er doch Hans in allen Gaſſen geweſen. Mit der Anſtellung, die doch ſchon einmal ſo gut wie gewiß war, verlautete auch gar nichts. Und ſeine Schreiberei, damit fleckte es auch nicht und was er fertig hatte, das brachte er nicht an, tat auch nichts damit, ſchloß die Sachen in ſein Schreibpultchen, und damit war's gut.

Und das mit dem „Lein-Öl" war ihr auch ganz schrecklich — und gar, daß sie es aufgebracht hatte.

Ihr Mann hatte es ihr ja gesagt, von da an, mit dem „Lein-Öl" war sein böser Stern aufgegangen.

Sie wußte es, daß sie in Weimar fast vergessen hatten, daß auf dem Horn nicht „Lein-Öls", sondern Egidis wohnten. Und ihr selbst war es oft so traurig zumute, als wäre alles aus, als hätte überhaupt noch nie etwas für sie angefangen.

Das und noch manches war wohl Grund genug, um ordentlich ins Weinen zu kommen. So steckten die beiden recht trübselig oben in ihrem Sommerhaus.

Es fehlte ihnen an einem frischen Wind, der die Lebensgeister angefacht hätte. Bei ihnen glomm und qualmte es dumpf hin und konnte nicht ins Brennen kommen. Und so ging es weiter, der frische Wind blieb aus. Es kam keine Klarheit, und sie waren dabei, in ihrer Dumpfheit zu ersticken, wie schon tausend und abertausend Ehepärchen.

Das Haar der kleinen Weidgans hatte sich wieder ans Wachsen gemacht und wunderlicherweise die Idee gefaßt, sich diesmal zu kräuseln. Es stand ihr wie ein Heiligenschein, wenn sie in die Sonne trat, ums Köpfchen. Und durch dieses merkwürdige Naturspiel kam es Lein-Öls Schwiegermutter ins Gedächtnis, daß Friederikchen als kleines Mädchen auch Ringellöckchen gehabt hatte, die aber ihre Mutter, die einen Zottelkopf nicht liebte, ihr sozusagen totgebürstet, totgekämmt und geklebt hatte. Und jetzt sollte diese Operation auch wieder vorgenommen werden, aber Lein-Öl erklärte rundweg: „Die Löckchen, die bleiben." Und sie blieben, so wenig sie auch zu seiner ehrbußlichen Hausfrau zu passen schienen.

Zu dieser Zeit ungefähr war Lein-Öl mit einem Schauspieler bekannt geworden, mit dem er sich hin und wieder unten

im Elefanten traf und den er abends auch einmal und dann öfter mit hinauf aufs Horn brachte.

Friederikchen war dieser Verkehr sehr recht, denn es schien ihr, als lebte ihr Mann ordentlich auf, wenn er daheim Gesellschaft hatte. Der Schauspieler war ein lebhafter Mensch, kannte alle Welt, wußte tausenderlei zu erzählen, war immer obenauf, und der kleinen Weidgans machte es den größten Spaß, den beiden Männern zuzuhören, wenn sie beim Abendessen miteinander planderten.

So lustig wie an diesen Abenden ist noch nie, solange Egidis oben wohnten, im Sommerhaus gelacht worden.

Der Gast war erst seit kurzem in Weimar, aber gut gelitten. Frau von Goethe schreibt von ihm zur Zeit, als sie schon Frau von Goethe und nicht mehr Mamselle Vulpius war: „Der ‚Liebing' spillt heit awend."

Einen Liebing gab es aber niemals in Weimar, vielleicht einen „Liebling", aber weil sie ihn so genannt hat, wollen wir bei Liebing bleiben, da man mit Namennennung vorsichtig sein muß und ich mir dies gleich anfangs vorgenommen habe. Liebing war ein beweglicher Mensch mit feinen Gliedern, einem schmalen Kopf, nah aneinander stehenden dunkeln Augen, großem, gescheitem Mund. Er hatte von allem, was einen Schauspieler interessant macht, eine ganz hübsche Portion, war auch, so viel davon nötig sein mag, blasiert, verstand zu prahlen, außerordentlich vornehm und angenehm zu affektieren, war enfant terrible und enfant gâté aller Welt, verstand es auch, sich auf den Stühlen zu rekeln, die Frauen zu ignorieren auf eine Weise, die ihn doppelt interessant erscheinen ließ, und wenn es ihm paßte, dann war er wie ein Narr hinter irgendeinem weiblichen Wesen her, hörte und sah nichts weiter als eben das eine Frauenzimmer, und tat alles, wie die Laune es ihm eingab.

Man erzählte ſich, daß er eine junge Dame aus den höchſten Kreiſen in Weimar, nach einer Geſellſchaft bei Exzellenz Goethe, vor aller Augen, wie ein Verzückter, die Treppen hinabgetragen habe, und daß er dann die Knie vor ihr gebeugt und ſie angebetet habe mit erhobenen Händen. Es war eben ſeine Art, ſich ſo anzuſtellen, und er tat, was er tat, ohne ſich um jemand zu kümmern, immer als wäre er ganz allein da, und das imponierte den Leuten, und ganz beſonders den Weibern.

Die Backfiſche ſchnitten ſeinen Namen aus den Theaterzetteln und legten ihn ſich aufs Butterbrot, verzehrten ihn ſo und waren dadurch beſeligt und gleichſam mit dem Herrlichen verbunden.

Alſo Liebing erging es in Weimar vortrefflich, und er war obenauf, wie nur ein Menſch obenauf ſein kann.

Er war ſo glücklich, wirklich eine Ausnahmsſtellung in der Geſellſchaft einzunehmen und tun zu können, was ihm behagte.

„Kleinigkeit, Ihre Sachen Exzellenz zu übergeben," verſicherte er Lionel einmal übers andre und bat ihn dann, etwas davon vorzuleſen, denn die Katze im Sack nehmen, das wollte er nicht.

So war Liebing aufs Horn gekommen; und es behagte ihm dort. Wie ein junger Gott kam er ſich da oben vor. Er hatte das Gefühl, in das alte Sommerhaus Glück und Segen zu bringen.

Lein-Öl las ihm mit der Erregung, die ein unbeachteter Menſch fühlt, der endlich einmal hervortritt, einiges aus ſeinen Arbeiten vor, und es war ihm, als geſchähe damit etwas Entſcheidendes.

Und Liebing lobte, ſpielte den Meiſter und den alles Vermögenden und ließ ſich vortrefflich bewirten und verſprach Lein-Öl goldene Berge, und nebenbei gefiel ihm Lein-Öls Frau, die kleine Weidgans, gar nicht übel.

Wenn ſie ſo daſaß und andächtig zuhörte, wie die beiden Männer miteinander ſprachen, und wenn Liebing Lein-Ols Sachen lobte, da ſtrahlte ihr Geſicht, und ihre Augen ruhten mit einem dankbaren, bewundernden Ausdruck auf Liebing. Jetzt war ihr Lein-Öl doch glücklich! Jetzt war es beſſer für ihn, und was alles kommen würde für ihren armen guten Mann. Glück und Ehre in Hülle und Fülle und all dieſe über ihnen ſchwebenden Glücksgüter, die ſich nur noch nicht völlig zu ihnen niedergelaſſen hatten, die waren durch Liebing gekommen, der hatte alles, alles gebracht, der edle gute Mann.

Und Lein-Öl war auch viel freundlicher mit ihr, der kleinen Weidgans, vergaß, ſie bei manchen Dingen zu ſchelten, und ſie ging leer aus, wenn ſie ſchon ganz gefaßt war, daß es etwas geben würde.

Lein-Öl hatte mancherlei Dinge geſchrieben, ganz beſonders hatte er an Fabeln und Gleichniſſen ſeine Freude, und es war ihm da allerlei beigefallen.

So war er zu einer Fabel gekommen, die hieß: „Der Wortpelzverluſt.“

Und in dieſer Fabel ſtand unter anderm folgendes: Sie hatten ihre Wortpelze verloren, die ſchwammigen Wortpelze, mit denen ſie ein Gedankennichts ſo gut aufzubauſchen verſtanden, mit denen ſie einen Gedankenkrüppel hübſch ſäuberlich auswattieren konnten, und ſtanden nun nackt und kahl in aller Elendigkeit da und wußten nicht, was ſie tun ſollten, ſchämten ſich und froren, keiner erkannte den andern in ſeiner Nacktheit, und ſie wollten einander auch nicht erkennen, das war ihnen viel zu deſpektierlich. Und ſo gingen ſie ſtumm und dumm und ſehnten ſich nach ihren alten bequemen Pelzen, die ein Teufel, der ſeinen Spaß daran haben mochte, ihnen weggenommen hatte.

Sie waren ganz zu nichts geworden, erbärmliche, elende Kreaturen.

Es fiel ihnen auch wirklich sehr schwer, sich selbst und ihre Brüder zu erkennen, und sie sahen sich scheu nach all der Würde und Herrlichkeit um, die sie einst umkleidet hatte, als sie alle ihren herrlichen Wortpelz noch hatten, schauten sich um nach ihrer Würde des Menschentums, nach aller Weisheit und Erhabenheit, und fanden nichts mehr und konnten nicht begreifen, wo alles geblieben sei.

Hochweise Herren, die immer sonst das große Wort führten, waren jetzt zu fadendünnen, jammervollen Bürschchen geworden, die ein Lufthauch zu Dutzenden umblasen konnte. Sie hatten doch früher allen gewaltig imponiert.

Sie standen umher, so nackt und bloß, und wunderten sich, daß unter ihnen hier und da etliche, sehr wenige Leute, die der Verlust der Wortpelze nicht mitbetroffen hatte, wohl und schön eingewickelt wie sonst gingen, als man noch ihre Einfachheit unter all den wundervollen Pelzröcken nicht geachtet hatte.

Jetzt aber waren sie beneidet und angestaunt, und die armseligen Nackefrösche hätten ihnen die einfachen schönen Röcke am liebsten vom Leibe gerissen, um sich selbst damit zu bedecken, wenn das angegangen wäre.

„Wer mögen diese Leute sein? Weshalb sind sie verschont geblieben? Weshalb hat der schimpfliche Verlust sie nicht auch betroffen?" das riefen alle.

Das sind die Leute, die nicht mit Worten dachten, die sich nicht von Worten blenden ließen, die sich nicht mit Worten zufrieden gaben.

Es sind die Leute, die über der stumpfsinnigen Gewohnheit stehen, die den Zauber der ersten Anschauung in die Worte legen und so das Übersehene, Allzugewöhnte neu vor Augen stellen.

Nur solche Leute, die nicht nur an Worten hingen, die sich den hergebrachten Redensarten nicht fügten und über

dieſe hinaus fühlten und dachten, ſtanden bei dem großen Wortpelzverluſt nicht kahl und nackt und armſelig da. Er hatte ihnen gar nichts anhaben können — Aber ihrer waren ſehr wenige.

Solcherlei Dinge ſchrieb Lein-Öl, und als er ſo ein ganzes Päckchen nach und nach Liebing vorgeleſen hatte, legte dieſer auf dieſes Häuflein den Wortpelzverluſt, ſchob alles in ſeine Taſche, um es Exzellenz Goethe wirklich zu überreichen.

Es waren ſchöne Abende oben auf dem Horn im alten Sommerhaus geweſen, als die drei Menſchen, Lein-Öl, Liebing und ein junges, liebreizendes Weib, da miteinander ſaßen. Drei Menſchen? Lein-Öl, Liebing und die kleine Weidgans, Lein-Öls Frau doch? — aber kein liebreizendes, junges Weib, denkt der Leſer und meint, er wäre unverſehens in eine andere Geſchichte geraten. Es iſt ganz richtig: Lein-Öl, Liebing und die kleine Weidgans ſaßen da miteinander — aber um die Stirn der kleinen Frau hatten ſich die abgeſchnittenen Haare in Löckchen gekräuſelt und ſie ſchaute mit ſo großen, dankbaren, wunderlichen Augen auf Liebing, mit ſo ſtrahlenden Augen, ſo glückſeligen Augen, daß Lein-Öl die kleine Weidgans ſelbſt nicht mehr erkannte.

Über ihr braves Geſichtchen hatte das Glück ſeinen Zauber gebreitet; wenn es auch nur ein Funke wahren Glückes iſt, es iſt immer göttlich, ſteht ſiegreich über jedem andern Ausdruck, wäſcht die Geſichter rein von aller kleinbürgerlichen Ehrbarkeit, aller Zimperlichkeit, aller Verzerrung, das Glück ſpült das alles hinweg.

An einem Abend, als Liebing ſpät gegangen war, die Fenſter ſtanden offen, das Licht flackerte, die weiche Herbſtluft drang ein, ging Lein-Öl im Zimmer auf und nieder und baute an neuen Luftſchlöſſern und das kleine Weib

blickte wie gedankenverloren in die bewegte Flamme, — da, mit einemmal flog es Lein-Öl wie ein weicher, großer Vogel an die Bruſt und Friederikchen hing mit ausgebreiteten Armen an ihm. „Ach du — er iſt ſo gut!“ flüſterte ſie und ſchaute ihren Mann mit großen, ſtrahlenden Augen an.

„Biſt du verrückt?“

Aber ſie achtete nicht auf das, was er ſagte, und verbarg ihr Geſicht an ſeinem Herzen. — „Wie wir ihm danken müſſen! — Wie gut, daß er gekommen iſt!“ flüſterte ſie unter Tränen.

„Ach Leinel, es iſt ſo ſcheen jetzt bei uns — lieber — lieber Leinel, ſei nun auch manchmal gut mit mir!“ Das ſagte ſie ſo demütig ſüß.

Wie ihm das zu Herzen ging! Er ſchämte ſich. Hatte er ſie denn bis jetzt ein allereinziges Mal glücklich geſehen?

Immer unterwürfig, immer geduckt, immer pflichttreu wie eine kleine Maſchine — und nun mit einem Male dieſe Seligkeit. An ſeinem Hals hing ein ihm ganz fremdes, ſüßes Geſchöpf, ein Weib in wunderlicher, zärtlicher Verwirrung, das wie im Traum ganz unſchuldig ſprach, und dieſes wonnige Haar, wie ein goldener Schein — und dieſes Anſchmiegen! die zärtlichen, jungen Glieder! Wie es ihn durchſchauerte. — War das ſein Weib, ſein langweiliges, ehrbußliches Weib, die dumme, kleine Weibgans?

Und was ſie ſprach! So voller Vertrauen zu ihm — und voll heißer, ſinnverwirrender Liebe zu einem andern.

Wie gelähmt war er — ganz ſtarr — rohhart, würden die Weimaraner ſagen. War's ihm doch, als müßte er ſie von ſich ſchleudern wie eine giftige Schlange; aber er konnte kein Glied rühren, er konnte nicht ſprechen — nicht denken — nicht wollen. Er hielt ſie, als wäre nichts geſchehen — nichts geſprochen, als wäre er vor Schreck über das Außergewöhnliche verſteinert.

Und die kleine Weidgans ſchmiegte ſich in ſeligem Vertrauen weiter an ihn und hing in aller Unſchuld ihrer aufſtrebenden Liebe nach, wie an der Bruſt eines guten Vaters.

Lein-Öl machte ſich endlich ſchwer atmend von ihr los, ſtumm und dumm. Vor der Unſchuld ſeines Weibes blieb ihm der Verſtand ſtehen.

Alles war wie ein Zauber vor ſich gegangen, war es vor ſich gegangen oder nicht vor ſich gegangen? War er verrückt oder nicht verrückt? Hatte ſie etwas geſagt oder hatte ſie nichts geſagt? Er wußte es nicht.

Und wie er ſcheu und wie aus den Wolken gefallen nach ihr hinblickte, lag auf dem jungen Weibe ein Sonnenglanz von traumhaftem Glück, wie er ihn nie in ſeinem Leben auf irgend-einem Menſchenantlitz geſehen hatte. Wie ein Engel in ſeiner unſchuldigen Herrlichkeit ſah ſie aus.

Ihm waren die Hände gebunden, er hätte nicht plump in dieſes Strahlen etwas werfen können, nicht ſeine Wut, nicht ſeine Verachtung, nicht ſeine Eiferſucht, nicht ſein Mißtrauen.

Stumm wie ein Fiſch blieb er.

Und in ſeinem innerſten Herzen ſtieg es ihm auf, daß ſeine Gleichgültigkeit, ſeine Lehrhaftigkeit, ſeine Mißachtung, ſeine ſchlechte Behandlnng, ſeine Hoffärtigkeit, wie ein Stein ſchwer auf der armen, kleinen Weidgans gelegen, daß er ſie wirklich wie eine Gans achtlos in einen dunkeln Stall geſperrt und gar nicht bemerkt hatte, was für ein ſchöner luſtiger Vogel ſie war — ein Vogel, der in der Sonne leben wollte.

Und das ſtimmte ihn nachſichtig und bedrückte ihn nnd ließ ſeinen ehelichen, richterlichen Zorn nicht znm Ausbruche kommen.

Die kleine Weidgans ging ungeſtört und unſchuldig wie ein Engel ſchlafen.

Und als Liebing eines ſchönen Abends wiederkam, ſtrahlte

ſie ihn in aller Harmloſigkeit wie ihr Götterbild an, und auch Liebings Gefallen an der ſchmachtenden allerliebſten Frau ſtieg von Abend zu Abend und er fühlte ſchon eine Art Raptus über ſich kommen, und wußte, daß er wie ein Narr hinter der kleinen Weidgans herlaufen würde.

Liebing war wirklich ohne alle Komödie ein ſehr verliebter Kater. Alle Naſen lang hatte er eine unſinnige Glückſeligkeit oder Verzweiflung durchzumachen und wäre er nicht enfant terrible und enfant gâté von aller Welt geweſen, ſo möchte ich wiſſen, was die Weimaraner einem über den Lebenswandel ihres Lieblings geſagt hätten; ſo aber drückten ſie ein Auge über das andre zu und ließen ſich durch nichts in ihrer Vergötterung ſtören.

Aber ganz wie Liebing es befürchtet hatte, traf es ein. Er wurde wieder einmal Narr, vernachläſſigte alle und jede und lief der kleinen Weidgans nach auf Schritt und Tritt, wo er nur hoffen durfte, ihr zu begegnen. Oben auf dem Horn ſtrich er umher im Dunkeln. Und da war es auch einmal, daß er über die Mauer in Lein-Ols Garten ſtieg, aus verrückter Laune — und daß er zufällig das kleine hübſche Weib im Garten traf, das da im Dunkeln ſchwärmeriſch und wie ein ſchwermütiges Kätzchen promenierte.

Und dieſes Zuſammentreffen mochte wie ein zündender Blitzſtrahl gewirkt haben, der auch, wo er niederfährt, alle Vernunft und Überlegenheit verſcheucht.

Liebing hatte wie ein Wirbelſturm das kleine, törichte Geſchöpf gefaßt und geküßt — geküßt! Ja, mein Gott, geküßt, daß der Kleinen die Sinne ſchwanden! — Was war das für eine Liebe! — Da vergaß man alles — alles miteinander dabei, und es war Liebing, der herrliche Liebing! Das hatte gar keine Ähnlichkeit mit Lein-Ols bedächtigen, ehrbaren Küſſen, die er ihr hin und wieder in aller Gemütlichkeit gegeben hatte, weil es ſo ſein mußte und ſein ſollte und

in der Ordnung war. Aber das, was jetzt über ſie hereinſtürmte, das war das leibhaftige Feuer, die leibhaftige Seligkeit!

Ihr ſchien es, als wäre ein Gott zu ihr herniedergeſtiegen.

Sie fühlte keine Reue, ſie hatte keine Gedanken, ſie war ein Blatt, vom wilden Sturm der Liebe erfaßt und geſchüttelt.

Daß es ſo etwas auf Erden gab! — Das Herz jauchzte ihr! Jetzt war ſie erſt geboren, das war erſt Leben, alles andre dumpfer Qualm, erſtickender Qualm!

Und als Liebing von ihr geſtürzt war, ſtand ſie ſtarr wie eine Bildſäule und lief mit einem Male wie gehetzt dem Hauſe zu, die Treppe hinauf und ſtürzte vor ihrem Mann hin, der an ſeinem Arbeitstiſch ſaß und ſchrieb, und preßte ihr Geſicht an ihn und ſchluchzte wild und heiß wie ein erſchüttertes Kind.

Und er fragte — und ſie antwortete — ſo bang — ſo treu und ehrlich — ſo unſchuldig und ſo ſinnlos.

Und er konnte ſie nicht ſchlagen und nicht treten, und auch nicht von ſich ſtoßen. Er war überwältigt von etwas Unbegreiflichem.

Es lag etwas Unwiderſtehliches in dem umgewandelten kleinen Weibe und ſolch unerhörte Offenheit, Rückhaltloſigkeit und Liebesunſchuld.

Es war ein Stück Natur, das ſprechen konnte, gar nichts weiter.

Er ſtarrte darauf hin und hörte, was es ſprach, und da war keine Lüge, keine Verſtellung. Es war eine Quelle, die er niedergehalten, und die nun wild und unwiderſtehlich ihm entgegen und über ihn hin ſprudelte.

Was war da zu wüten und zu zürnen, es war ſo, wie es war.

Er fühlte aber einen unſinnigen Schmerz, als wäre er verwundet.

Daß ſeine Weidgans ihm ſolche Qual bereiten konnte! Darüber hätte er faſt lachen können. Aber das war ja die Weidgans nicht mehr.

„Ach, ſiehſte, daß ich dir das duh!“ ſchluchzte das kleine Weib und ſah ihn ſo gut und treu und unterwürfig an, ſo hilflos und um Erbarmen bittend.

Und er tat ihr ſo leid, das rief ſie ein über das andre Mal.

„Ach, du duhſt mir ſo leid!“

Und hatte er zuerſt nicht gezürnt und gewütet — jetzt ging es nicht mehr, jetzt war er darin im Strom, jetzt war er mit fortgeriſſen. Er wurde gut, übermenſchlich gut, ohne zu wiſſen, wie es eigentlich gekommen. Nie hatte er früher etwas dergleichen in ſich geſpürt — und nun mit einem Male.

Wie ein Dämon verlangte das Weibchen Übermenſchliches von ihm, und wie verhext, wie geblendet tat er alles, was das kleine Ungeheuer von ihm wollte.

Eine nützliche Gans hatte er zu ſich hereingelaſſen, ein unbedeutendes mißachtetes Weibchen, von dem er nichts wollte, als daß es gut kochen ſollte, daß es ihm diente und aufging in Arbeit und Sparſamkeit, Demut und Hingebung.

Aus dieſem gutmütigen Nutztier war aber ein Geſchöpf geworden wie eine Sphinx, ein rätſelhaftes Weſen, das ihn beherrſchte, unter deſſen Zauber er geraten war, das ihm das Herz zerriß.

Die kleine Weidgans ahnte in ihrem Taumel nicht, was für ein unerhörter Zuſtand zwiſchen ihr und ihrem Manne beſtand. Sie fühlte ſich ſo ſicher bei ihm, er war ſo gut.

Und Lein-Öl hatte das ſonderbare Schickſal, den Liebesrauſch ſeines Weibes und alle Begegnungen und alles, was zwiſchen den Liebenden ſich zutrug, gewiſſermaßen mitzuerleben. Ihr Vertrauen und ihre demütige, rückhaltloſe Offenheit kannte keine Grenzen.

Als der November herankam und die langen Abende, da wurde das kleine Weib von tiefer Sehnſucht gepackt. Es lag wie eine Schwermut über ihr und ſie war haltlos wie ein Schilfhalm im Winde. Und was ſie wollte und was ſie dachte, das lag ſo offenbar. Sie war wie durchſichtig, den blonden Kopf mit den windigen Löckchen legte ſie müde auf die Arme, wenn ſie am Tiſche ſaß, an dem ſie ſonſt ſo eifrig geſtopft und geflickt hatte — und dabei liefen ihr die Tränen über die Wangen. Und wenn ſie gar nicht mehr ein und aus wußte, lehnte ſie ſich ihrem Mann in die Arme wie ein krankes Kind.

Und als wäre es ganz natürlich, und als hätten tauſend Ehemänner vor ihm ſchon ſo gehandelt, nahm er den Arm ſeines Weibchens in den ſeinen, half ihr die Kapuze aufſetzen und führte ſie hinunter nach Weimar, um Liebing zu begegnen. Er wußte gar nicht mehr, was er machen ſollte, tat alles, wie von einem dunkeln Geiſt getrieben.

Er hatte den Anfang verſäumt, er hätte ſie am Anfang ſchlagen ſollen, er hätte ſie treten und von ſich ſchleudern ſollen, da hätte die Sache ein andres Geſicht bekommen — aber nun — nun mit einem Male — nun war's verſpielt.

So gingen ſie miteinander den dunkeln Weg nach Weimar hinab, ſie zitternd an ihn gelehnt, ſcheu und vertrauensvoll zugleich. Es war der 10. November, der Martinstag. Die Straßen waren hie und da mit einer Öllampe erhellt, die an einer Kette hing, die quer über die Straße lief; aber auf dem Marktplatz, da ſtanden die erleuchteten Buden, da war ein ganz ungewohntes Leben. Ganz Weimar lief zwiſchen der einen langen Budenreihe hin und her und kaufte Pfefferreiter, weiße und braune, und Pfefferkuchen mit Sprüchen, Pfefferkuchen mit Mandeln, und bei den Hökerweibern, die ihre Ware mit einem Laternchen beleuchtet hatten, Äpfel und Nüſſe. Alle Fenſter rings um den Markt her waren hell erleuchtet, denn überall wurde heut die Martinsgans gegeſſen.

Die Kinder brieten, sowie sie mit ihren Schätzen daheim angelangt waren, ihre Äpfel in der Ofenröhre. Aus Apothekers Haus kamen ganze Ströme von Duft heraus nach Bratäpfeln und auch nach Martinsgans; da war heut die ganze Gesellschaft versammelt, die Ratsmädchen mit ihrer Sippe und Müllersch, und bei Tiburtiussens ging's auch hoch her, das sah man an der strahlenden Beleuchtung.

Zu denen, die auf dem Markte wohnten, kamen heute eben alle aus allen Ecken und Enden von Weimar angelaufen, um den Martinsmarkt vom Fenster aus zu beobachten.

Dort konnte man wirklich auch alles sehen, was nur in Weimar zu sehen war, und man begegnete aller Welt.

Auch Goethe sah sich das bunte Treiben zwischen der hellen Budenreihe gern an.

Lein-Öl und sein kleines Weib begegneten heute aber Frau von Goethe, die lebhaft umherlief und Einkäufe machte, und mit ihren großen, schwarzen Augen sich alles genau betrachtete und um alles gehörig feilschte, wie es eine gute weimarische Hausfrau zu jeder Zeit redlich getan hat.

Die Goethe sprach mit unsern beiden, war ganz beladen mit Pfefferkuchen und Pfefferreitern, erzählte, daß sie gewaltig eilen müsse, um zur Gans rechtzeitig daheim zu sein, und daß sie dazu Hagebutten mit Rosinen gäbe, alles halb und halb, das Leibkompott ihres Geheimrats.

Aber wem Lein-Öls auch begegnet haben mochten, Liebing blieb aus, und sie waren nun schon in der Budenstraße oft genug auf und nieder gegangen.

Aber schließlich sahen sie ihn doch — und da war er auch schon neben ihnen und allerbester Laune und kaufte Pfefferreiter, und die kleine Weidgans wachte auf wie aus einem tiefen Schlafe und lebte wieder auf und sah aus wie ein Kind vor dem Weihnachtsbaum — und schließlich ging Liebing mit beiden hinauf zu Tiburtiussens. Das war ein wundervoller Abend für die kleine Weidgans.

Denn Frau Rat Tiburtius hatte mit allen Gästen, die sich oben bei ihr angesammelt hatten, einen Streifzug hinunter auf den Markt unternommen, und da ging es immer wie im Märchen „Schwan, kleb an", sie brachten einen ganzen Schwanz mit hinauf.

Beim Nachhausegehen hing sich das verliebte Weibchen glücklich und schläfrig in den Arm ihres Mannes ein, und er hatte an ihr schwer zu zu schleppen, denn er dachte, daß die Sache ein Ende nehmen müsse und was er eigentlich mit dem unsinnigen Geschöpf beginnen solle, und er wußte wieder nicht ein und nicht aus.

So ging es noch eine Weile fort.

Eines schönen Abends kam ihm seine Weidgans gar nicht mehr nach Hause. Es war stockfinster, und er wartete wie ein Narr. Sie hatte ihn verlassen.

So mußte es kommen.

Das dachte er, soweit man es denken nennen kann, denn er saß da und starrte vor sich hin und fuhr sich mit den Händen in das Haar.

Was hatte er nun?

Ein leeres Haus — Unbehagen in allen Ecken — Spott und Hohn, denn wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen; und was das schlimmste war, einen ungeheuren Schmerz, eine große Leere, es war ihm, als wäre ein Leben ohne die kleine Weidgans ihm unmöglich. Sie fehlte ihm in allen Ecken. Ihre blonden Locken, ihre flinken Schritte, das ganze Persönchen, ihr Hantieren um ihn her und ihre Stimme — ach, auch ihr weimarisches Sprachschimpfieren, was ihm so qualvoll gewesen, jetzt, in der Erinnerung, klang es ihm wie Musik. Und manchmal war es ihm, als führe ihm das lebendige Feuer durch den Körper, wenn er an Liebing dachte, und wie sie nun miteinander auf und davon gegangen.

Was für ein Esel war er gewesen.

Aber nein — nein, tausendmal nein, seine kleine Weidgans wie ein Kerkermeister zwingen, das hätte er nie gekonnt — nie. Was hätte er dann gehabt? Ein verzweifeltes, weinendes, übelgelauntes Weibsbild, eine Trauerweide, ein Hauskreuz.

„Um Gotteswillen!"

Ja, wenn sie angeflogen gekommen wäre, die dumme kleine Gans, aus freiem Willen — mein Gott — das wäre etwas gewesen.

Nichts als Kreuz und Ärger hatte er von dem Geschöpf gehabt, dachte er nun wieder wütend weiter. Erst haben sie es ihm aufgehalst, dann hat es nichts als Widerwärtigkeiten gegeben und die miserable Sprache und die ganze Spießbürgerlichkeit und Langweiligkeit und auf einmal die Umwandlung — und da, wie sie ihm recht gewesen, läuft sie ihm davon.

Lein-Öl ging im Zimmer auf und ab und hatte das Gefühl, als preßte ihm jemand den Hals zu, daß ihm die Tränen in die Augen kamen. Das Leben lag so öde vor ihm. Er kam sich wie ein alter, abgedankter, beschimpfter Mensch vor und um etwas zu tun, zog er die Fächer von der Kommode seines ungetreuen Weibes auf und wollte ihre Wäsche in ein Bündel packen, um ihr alles nachzuschicken. Wie lag das alles so sauber und wohlgeordnet und duftete nach Lavendel. Das Licht, das ihm zu seiner Arbeit leuchtete, hatte einen großen Räuber, brannte trüb und qualmte.

Mit einem Male hielt er inne. Es war ihm ganz, als wenn er Schritte gehört hätte, leichte, fliegende Schritte; und ehe er nur in seinem schwerfälligen Kummer zur Besinnung kam, stand sein kleines Weib schon auf der Schwelle mit dick verweintem Gesicht — und weder er, noch sie redeten eine Silbe.

Das erste, was sie tat, war, daß sie die Lichtputzschere nahm und die Flamme schneuzte und den Räuber in der Lichtputze totdrückte.

Digitized by Google

„Was machſt du denn da?“ fragte ſie.

„Deine Sachen wollt' ich dir nachſchicken!“ antwortete er trocken.

Da fing ſie an zu ſchluchzen und ſtrich mit der Hand über ſeinen Ärmel.

„Ach Leinel, ſiehſte, ſiehſte“, begann ſie und kam nicht weiter.

„Die Geſchichte muß einmal ein Ende nehmen!“ ſagte er hart. „Weshalb biſt du denn noch einmal hergekommen? — Was glaubſt du denn? Für was für einen Eſel hältſt du mich denn eigentlich?“

„Ach, für keinen Eſel, Leinel — ſiehſte. Ach, du biſt ſo ſchrecklich gut, wie kei Menſch auf der Welt ſonſt. Tauſendmal guter als Liebing!“ Sie ſchluchzte herzbrechend.

„So, da hat er dich wohl ſitzen laſſen?“ fragte er kurz.

„Ach nee — nee, er hat gewollt, daß ich mit ihm fort ſollte.“

„Na, und du?“

Sie ſtrich ihm immer lebhafter und zärtlicher mit der Hand über den Ärmel.

„Ne, das hätt' ich nich getan“, das kam alles unter Tränen kaum hörbar hervor.

„Weshalb denn nicht — du haſt doch ſonſt — dächt' ich —“

„Ach nee — ach laß doch! — ach ſag' doch nichts, Leinel!“

Sie wollte nicht, daß er weiter ſprechen ſollte.

„Ach du biſt ſo gut — ſo gut — ſo gut — ſo gut.“

Die Tränen und das Schluchzen und alles, was ſie ſagte, überſtürzte ſich zu einem erbarmungswürdigen Durcheinander.

„Was ſoll denn nun aber werden?“ fragte er barſch.

„Nun ſoll's wohl ſo fortgehen, die ſaubere Geſchichte?“

„Ach nee — nee, Liebing — Lein-Öl“ — verbeſſerte ſie ſich. „Wirklich nich, Lein-Öl.“

„Wirklich nich? — So — und das ſoll ich dir glauben?“

„Ja, ſo wahr ich läb'!“ rief ſie. „Glaub' mir, Lein-Öl, glaub' mir!“

Und ganz erbärmlich und demütig küßte ſie ſeine Hand.

So in dieſer Weiſe ſprachen ſie noch eine hübſche Weile miteinander.

Sie ſchien aus ihrem Liebesrauſch wach geworden zu ſein und wollte, ſo nahm auch Lein-Öl es an, in die gewohnten Verhältniſſe zurückkehren.

„So,“ ſagte er, „du biſt alſo zu Verſtand gekommen und haſt gemeint, ein guter warmer Ofen iſt beſſer als eine Rakete.“

„Ach ſiehſte, ja!“ rief ſie aufſchluchzend und fiel in ſeine Arme und hing an ſeinem Hals.

„Leinel, von dir fort, das hätt' ich nich gekonnt, da is mir alles erſcht klar geworden.“ Und jetzt kamen die reinen Abſchiedstränen, weil ſie ſich die Trennung wieder vorgeſtellt haben mochte.

Und er hielt ſie feſt in ſeinen Armen, und was ſie nun auch alles miteinander redeten, lief darauf hinaus, daß er ſeine kleine Weidgans wiedergewonnen hatte.

„Aber,“ ſagte er, „was iſt denn das, was macht er denn nun mit meinem Manuſkript — mit den Fabeln?“

„Ach, die hat er ja Goethen ſchon gezeigt, und der hat geſagt: ‚artig, ſehr artig‘,“ ſchluchzte ſie immer noch, „und will ſich die Sachen noch weiter anſehen — ſiehſte!“

So verging eine gute Weile in Tränen mit Fragen und Antworten.

Dann gingen ſie miteinander in die Küche und beſorgten ihr Abendeſſen und konnten ſich gar nicht trennen, wie zwei Leute, die hätten voneinander geriſſen werden ſollen.

Und wie ſie beide ſo einträchtiglich wirtſchafteten, da fiel die Sünderin ihrem Manne mit erneuten, heißen Tränen

um den Hals und ſchluchzte: „Siehſte, daß ich mich ſo ſehr in Liebing verliebt hab', war doch im Grund zu allererſcht nur, weil er gegen dich ſo ſehr gut war."

„So, alſo aus Dankbarkeit!" —

Lein-Öl hatte gemeint, es wäre keine Kunſt, ein Weib zu nehmen, und hatte ſich die Sache unverſchämt leicht gemacht, wie Ehemänner das tun. — Dafür war er gehörig in die Kur genommen worden, hatte auf eine ganz ſonderbare Weiſe für ſeine Torheit büßen und lernen müſſen, daß ein Weib nicht ſo ohne weiteres zu erringen ſei. Auf dieſer kalten Welt einen Menſchen zu haben, der ihm mit Leib und Seele angehört, aus freiem Willen für ihn ſorgt und für ihn lebt und denkt und ſchafft und leidet und ſich freut, für ihn hofft, ihn gut und klug und brav und Gott weiß was findet, nur für ihn da iſt, wenn das ſolch ein törichter Mann wie Lein-Öl einſtens für gar nichts anſieht, der muß in Teufels Küche kommen und aufeſſen, was er ſich eingebrockt hat.

So ſoll es immer und allen ergehen.

Eine kurioſe Geſchichte

Zur Zeit, als die Kummerfelden ſchon bedenklich zu altern begann, wäre ſie um ein Haar um ihren guten Ruf gekommen, den ſie ihr Lebtag wie einen Augapfel zu hüten verſtanden hatte; und das iſt folgendermaßen zugegangen: „Herrjes!“ ſagte Röſe Kirſten, die Tochter des Herrn Rat Kirſten (das eine „Ratsmädchen“, zu ihrer Schweſter Marie, dem andern „Ratsmädchen“ aus der Wünſchengaſſe), „was iſt denn da einmal wieder bei den Franzoſen los!“

Sie ſaßen alle miteinander in der Nähſchule der alten Schauſpielerin, der Kummerfelden, in dem kleinen Haus am Entenfang, zur Zeit als die Pogwiſchs, die Adele Schopenhauer in den „Entenfang“ gingen, um, ſtatt nähen zu lernen, was ihnen allen recht not getan hätte, die gute Kummerfelden zu beobachten, weil die Originale ſchon dazumal im Ausſterben begriffen waren, wie es hieß.

Unſre Geſchichte beginnt, wie das junge Nähvolk in der großen Stube der Kummerfelden ſitzt. Die Mädchen im unteren Raum und die Kummerfelden im Allerheiligſten, zu dem breite Stufen aus der eigentlichen Nähſchule hinaufführen. Im Allerheiligſten ſteht ihr Bett. Über dem Bett hängt der Beutel mit Nachtproviant: ein paar Äpfel, ein Fläſchchen mit ſogenanntem Lebenselixier und das Geſangbuch. In dem Geſangbuch liegt eine dicke Schnur und zeigt die Sterbelieder an, denn die Kummerfelden wollte in ihrer Einſamkeit, bei böſem, ſchnellem Tod den letzten Troſt der Religion bequem bei der Hand haben. Und daß die Lorbeerkränze aus den Ehrentagen, als die Kummerfelden noch Schauſpielerin war, wie Erntekränze von der Decke herabhängen und die geblümten Kleider an den Wänden paradieren, und daß die Kummerfelden eine große Haube trägt,

wie ihresgleichen in Weimar nie wieder zu finden iſt, das alles will ich hier nur beiläufig wieder erwähnen.

Als das Ratsmädchen, die Röſe, rief: „Herrjes! was iſt denn da einmal wieder bei den Franzoſen los!“ ſaßen ſie eben alle miteinander in hergebrachter Ordnung; die Kummerfelden auf ihrer Stufe thronend, die ſie ſich an einer Seite etwas hatte verbreitern und mit einem Lederkiſſen belegen laſſen.

„Na,“ ſagte Madame Kummerfelden, „das möchte ich doch wiſſen, was du nu wieder gehört haſt.“

„Was iſt denn aber das?“ flüſterte Adele Schopenhauer den Pogwiſchs zu, „ich denke, ſie iſt halb taub? Und da hört ſie ganz vortrefflich.“

Das paſſierte der Kummerfelden ſelten, daß ſie ſich verſchnappte. Sie hatte ihre Schülerinnen an ihre Schwerhörigkeit glauben machen wollen. Aber diesmal hatte ſie ſich wirklich verſchnappt und ließ deshalb die Sache auf ſich beruhen, damit es deſto eher in Vergeſſenheit käme.

Die Ratsmädchen, Röſe und Marie, aber hatten die Liſt der Kummerfelden längſt durchſchaut und lachten jetzt miteinander, als ſie bemerkten, wie die Kummerfelden ſich ärgerte, und ſie ärgerte ſich nicht nur darüber, daß ſie ſich verſchnappt hatte, ſondern noch über etwas andres, das war ihnen vollkommen klar, den beiden Krabaten. Und jetzt gab es wieder Lärm im Haus. Es trappte jemand die kleine Treppe, die zu den zwei Hinterzimmern im Entenfang führte, hinab, und die Haustür donnerte zu, daß die ganze Nähſchule wackelte und auch die Haube der Kummerfelden; aber die bemerkte jetzt gar nichts mehr und hörte wieder gar nichts.

„Da hat es eben doch etwas gegeben, das war der Kolonel, der hinausgetappt iſt“, ſagte jetzt Röſe wieder leiſe. „Ich weiß nicht, daß die Kummerfelden durchaus nicht zugeben will, daß ihre Mietsleute Spektakel machen, das iſt wirklich

närriſch. Wenn Beutlerſch bei uns oben ſo wären, da möchte ich den Vater ſehen; aber die Kummerfelden hat doch an dem verrückten Tier, dem Kolonel, einen Narren gefreſſen."

„Na natürlich", meinte Marie.

Dieſer Kolonel war vor ungefähr einem Jahr mit ſeiner Frau, einer Dresdnerin, in Weimar aufgetaucht.

Wo er eigentlich herkam, das wußte man nicht; ob er Kolonel war oder ſich nur ſelbſt ſo bezeichnete, war auch nicht mit Beſtimmtheit feſtzuſtellen. Er erzählte, daß er lange in Deutſchland gefangen geweſen, daß er da und dort herumgekommen ſei und daß er auch damals in Weimar bei der Plünderung mit geweſen. Und damals mußte es ihm in Weimar ganz beſonders behagt haben, denn er war jetzt zum zweitenmal wiedergekehrt, um ſich mit ſeiner deutſchen Frau daſelbſt niederzulaſſen.

Daß es damals mit der Plünderung wirklich ſeine Richtigkeit haben mochte, darauf ſchwuren Marie und Röſe, denn wie ſie den Kolonel zum erſtenmal zu Geſicht bekommen und gehört hatten, unter welchen Umſtänden er vor acht Jahren ſchon in Weimar geweſen war, da ſtand es bei beiden feſt, daß niemand anders als gerade er damals die Schinken an den blauſeidenen Schärpenbändern aus ihrer Mutter Speiſekammer fortgetragen hatte. Das Geſicht, ſagten ſie, hätten ſie beide nicht vergeſſen. Und ſo waren ſie auf den Schinkendieb bis heute nicht gut zu ſprechen und hatten die Kummerfelden auf das inſtändigſte und freundſchaftlichſte gebeten, doch den Kolonel nicht als Mieter in den Entenfang hineinzulaſſen.

Die Kummerfelden aber hatte über ihre dumme Schinkengeſchichte gelacht und geſagt, ſie ſollten ſich nicht ſolches Zeug einbilden, und dann hatte ſie noch hinzugeſetzt, um den Einwand der Ratsmädchen vollſtändig zu entkräften: „Und wenn er auch wirklich zu jener hochbeinigen Zeit die Schinken und die Schärpenbänder fortgetragen hätte, ſo

wäre das ſeine Pflicht und Schuldigkeit geweſen, da ein Soldat eben zu plündern hat, ob er will oder nicht.“

Dieſe Weisheit der Kummerfelden aber leuchtete diesmal den Ratsmädchen durchaus nicht ein, und als ſie den Kolonel zum erſtenmal unten bei der Nähmeiſterin trafen, konnten ſie den Gedanken an die Schinken und die Schärpenbänder keinen Augenblick los werden.

Der Kolonel ſagte, daß er gekommen ſei, weil in Weimar ſo viel bons gens wären und er mit de bons gens leben wollte. Da fuhr es dem jungen, luſtigen Ding, der Röſe, wie ein Blitz durch den Kopf, wie eine Erleuchtung, die ſie der Mamſell Loiſette, ihrer guten franzöſiſchen Lehrerin in der Gaſſenmühle, zu verdanken hatte.

„Ja,“ ſagte ſie bedeutungsvoll, „es gibt viel gens bons in Weimar, viel jambon.“

Der Colonel mochte ſchwerlich erraten, was das hübſche Mädchen mit dieſer ſcharf betonten Umdrehung eigentlich wollte, und der Leſer wird das auch nicht recht wiſſen. So einem guten weimariſchen Gemüte iſt das nämlich völlig gleichbedeutend: gens bons (gute Leute), oder jambon (Schinken). Röſe aber hielt es für einen gar nicht mißzuverſtehenden Witz, begriff ſich ſelbſt nicht, wie ihr ſo etwas Geiſtreiches und Gelehrtes hatte einfallen können, ſtieß ihre Schweſter Marie an, um ſie darauf aufmerkſam zu machen, fand aber auch da kein Verſtändnis, denn Marie hatte keine Ahnung mehr, wie Schinken auf franzöſiſch hieß. Keine Menſchenſeele hatte etwas von der Herrlichkeit verſtanden, aber das ſchadete nichts, Röſe hatte doch empfunden, daß im Menſchen ungeahnte geiſtige Kräfte ſchlummern. Auf dem Heimweg erklärte ſie Marie auch noch ausführlich ihren vortrefflichen Einfall, und beide wunderten ſich noch gehörig darüber, daß ſie auch auf franzöſiſch Witze machen könnten.

„Und das ſag' ich dir,“ meinte Röſe, „er hat's doch ver-

ſtanden, merkteſt du nicht, wie er ſo ſonderbar auf die Seite ſchielte, als traute er ſich nicht, mir in die Augen zu ſehen?"

„Natürlich," meinte Marie, „da er ein Franzos iſt, wird er's ja wohl verſtanden haben. Übrigens, er ſoll ja ein Elſäſſer ſein, Gott weiß, die ſprechen's vielleicht wieder anders aus als wir."

Die Schinkengeſchichte blieb in der Phantaſie der Ratsmädchen an dem Kolonel haften. Es iſt ſogar anzunehmen, daß, wenn ſie ſich ihn vorſtellten, ſie ihn beide immer mit den Schinken über der Schulter ſahen. Und doch war er ein ſo ſcharmanter Mann, wie die Kummerfelden ſagte.

Die Ratsmädchen wußten auch, daß ſich die Kummerfelden ſchon längſt einen Mann ins Haus gewünſcht hatte und nun ſteckte ſogar ein Kolonel im Entenfang. Das mochte ihr ſehr recht ſein. Sie ſagte in der Nähſchule auch, als der Kolonel richtig eingezogen war: „Seht ihr, Mädchen, mein Lebtag hab' ich von den Mannsbildern nicht beſonders viel gehalten, wenn auch einmal alle Jubeltauſendjahre ſo einer mit darunter durchläuft wie der Geheimrat Goethe und ſeinerzeit unſer Schiller und der alte Wieland und was ſich ſo in Weimar zuſammengefunden hat. Ihr müßt wiſſen, Mädchen, daß es jetzt hier in Weimar eine außerordentliche Rarität iſt und daß an die tauſend Jahr vergehen können, ehe wieder ſo etwas vorkommt, und vielleicht kommt's nie wieder vor, ſolang die Welt ſteht. Mannsbilder", ſagte die Kummerfelden, „wird es natürlich immer geben, und ſie werden auch immer glauben, daß ſie Gottes Wunder was ſind, werden von Jugend auf alle Weisheit, die es gibt, eingetrichtert bekommen, daß auch ein Eſel dran zum Platzen gelehrt werden könnte, wenn man ſich mit ihm die Mühe geben wollte, wie man ſie ſich mit den Mannsleuten gibt; aber etwas Vernünftiges, wie jetzt hier, werden ſie ihr Lebtag nicht wieder zuſtande bringen, und darauf leg' ich die Hand

ins Feuer: Die haben ſich für ein hübſches Weilchen ausgegeben", ſagte die Kummerfelden mit Pathos. „Dicktun und aufgeblaſen ſein, das natürlich, das werden ſie immer und ewig können. Sie werden aber auch, ſolang' die Welt ſteht, nicht verſtehen, ſich einen Hemdenknopf anzunähen. Eine Schleife, das lernen ſie auch nie zu binden, ihr Mädchen, und wenn ſie im Zimmer was ſuchen, ſo werden ſie immer und ewig wie die Blinden herumrennen und nichts ſehen, wenn's ihnen vor der Naſe liegt; und wenn geſtritten wird, ſo werden ſie ewig recht behalten; und wo's was zu ſaufen gibt, werden ſie ewig dabei ſein; und wenn ſie den Schnupfen haben, werden ſie ſich entſetzlich gebärden; und wenn man auf Reinlichkeit hält, da werden ſie immer und ewig ein Geſchrei machen, daß man glauben ſollte, man wollte ſie berauben; und weil man ihnen mit Mühe und Qual durch lange Jahre etwas Lateiniſch beigebracht hat, werden ſie immer der Meinung ſein, daß, weil ſchließlich etwas davon hängen geblieben iſt, kein andres Geſchöpf außer ihnen ſo etwas lernen kann, und wenn ein Frauenzimmer einmal ein paar lateiniſche Brocken aufgeſchnappt hat, werden ihnen die Haare ſtets zu Berge ſtehen, wie bei einem ungeheuren Naturwunder; wenn dasſelbe Frauenzimmer aber wie Waſſer Franzöſiſch und Engliſch und Italieniſch und meinetwegen Türkiſch ſpricht, da werden ſie gar nix dabei finden, jetzt und in Ewigkeit nicht. Und wenn es heißt, ein ſchon bis zum äußerſten unterjochtes Frauenzimmer noch ein bißchen mehr zu ducken, das werden ſie unter allen Umſtänden für ein moraliſches und vortreffliches Werk halten, jetzt und in alle Ewigkeit; und wenn ein ſolch armes Frauenzimmer ſich irgend etwas hat zuſchulden kommen laſſen, da werden jetzt und in alle Ewigkeit die ärgſten Sündenhunde über ihr zu Gericht ſitzen; und wenn einer, was Gott verhüte, ein Mädchen verführt hat, wird er, ich meine, ſchon ſolang' die Welt noch lebt, ganz engelrein daſtehen. Und wenn einer aus

Eitelkeit platzt, wird er zu jeder Zeit den Mut haben, wie ein Schulmeister von der Eitelkeit der Weiber zu reden. Mein Gott," sagte die Kummerfelden, „da könnte man fortreden von jetzt bis in alle Ewigkeit in einer Tour — Männer sind einfach lächerlich — aber eines, das muß ich ihnen lassen, bei Gewitter sind sie gut im Haus zu haben. Seht ihr, Mädchen, das ist mir im Entenfang immer abgegangen, und jetzt hab' ich gottlob einen drin; für nächsten Sommer. Jetzt ist mein Haus versorgt. So ein Haus ganz ohne Mann ist eben nichts Fertiges. Damit will ich aber nicht etwa gesagt haben ‚ohne Ehemann', durchaus nicht. Im Gegenteil," sagte die Kummerfelden eifrig, „wenn es nach mir ging', und ich die Gesetze als Frauenzimmer machen dürfte, da sollte ein Mann überhaupt einem Frauenzimmer nicht enger angekettet sein als zum Beispiel der Kolonel mir. Ein jedes Frauenzimmer sollte das Recht haben, ihm kündigen zu können, wie ich als Hausherrin dem Kolonel kündigen kann; dann würde die Geschichte ein anderes Gesicht bekommen, ihr Mädchen", sagte die Kummerfelden listig.

Für unsre vortreffliche Zeit wären die Ansichten der Kummerfelden sonderbar genug, und so eine Nähschule, wo dergleichen verhandelt würde, könnte sich gefaßt machen, von Polizei wegen geschlossen zu werden.

Dafür aber sind wir auch ganz gehörig zurückgegangen in vielen Dingen. Unser Blut ist dick geworden, die lustigen, harmlosen Blutwellen, die damals durch die Adern der verstorbenen Weimaraner wie muntere Quellen rieselten, sind eingetrocknet.

Die Leute von damals ließen sich nicht so ohne weiteres verblüffen wie wir, hatten nicht so gewaltige Scheuleder wie wir vor den Augen, waren weniger gebildet und weniger verschroben und sprachen, wie der Schnabel ihnen gewachsen war, ohne viel Bedenken. Es war eine lustige, freie Zeit, damals, eine bessere Luft.

Digitized by Google

Und die Kummerfelden, die hatte noch etwas ganz Beſonderes voraus. Sie ſtand bei aller Welt ſo unantaſtbar in Achtung, daß ſie ſagen konnte, was ſie wollte, es wurde von der guten Seite genommen. Sie war durch Waſſer und Feuer gegangen, das heißt durch ein langes, vielbewegtes Leben und dazu noch ein gehöriges Stück dieſes Lebens über die Bretter, welche die Welt und zu jener Zeit noch dazu ein tüchtiges Stück Leichtfertigkeit bedeuteten, ohne daß man ihr irgend etwas Unrechtes hätte nachſagen können — und das war ihr Stolz.

Die Kummerfelden ſprach gern von ihrem Kolonel, und die Mädchen in der Nähſchule ſtellten Betrachtungen darüber an, daß es komiſch von der Kummerfelden wäre, die Frau Kolonel ſo vollſtändig totzuſchweigen, wie die Kummerfelden in der Freude ihres Herzens, einen Mann im Hauſe zu haben, es in der Tat ſich zuſchulden kommen ließ, und ſie erkundigten ſich daher auf das ausführlichſte ſtets nach der Madame und nach Monſieur.

„Ja, mein Gott," ſagte einmal die Kummerfelden, „wäre Madame auch Franzöſin, dann ſähe die Geſchichte freilich anders aus, aber zwei ſo feindliche Völker unter einem Dach, das tut nicht gut, und all der Spektakel, der daraus natürlicherweiſe entſtehen muß, den ſoll man aus chriſtlicher Liebe gar nicht bemerken."

Deshalb ſprach die Kummerfelden von Madame ſo wenig wie möglich.

Hätte ſie von Madame geſprochen, ſo hätte ſie ſagen müſſen, daß Madame in einem ununterbrochenen Entſetzen über das, was Monſieur tat, ſprach oder nicht tat, ſich befand, und daß es im Entenfang nicht immer ſo ruhig herging, wie es die Kummerfelden hätte vorgeben mögen.

In jenem ſchneereichen Winter waren die Kolonels bei der Kummerfelden eingezogen, gerade um Weihnachten. Es war ein ganz unglaublicher Winter, und der Leſer wird ſich

Digitized by Google

das kleine Weimar in ſeinem hohen, weichen Schneebett ſchwer vorſtellen können. Die große Schneeeinſamkeit ringsumher!

Jetzt gibt es die gar nicht mehr. Die Eiſenbahn läßt ſolche Weltabgeſchiedenheit nicht aufkommen.

Damals aber lag das warme kleine Neſt wie mitten in einer Schneewüſte, die Landſtraßen hoch verſchneit, meilenweit bis zur nächſten Stadt. Das Leben bekam ſo etwas Heimliches, Verſchneites, Verborgenes wie in einem alten Märchen. Da war ein Fürſtenhof mitten im hohen Schnee, und ſchöne Damen und Feſte, und weiſe, hochberühmte Männer und luſtige Straßenbuben, alles verſchneit, alles im Schneeneſt, und warme, heimliche Stübchen und helle Feuer im Ofen, und alte Weiber am Spinnrade, und luſtiges Volk und Komödie und Whiſtpartien, und alles mitten im weiten hohen Schnee, vom Schneehimmel überwölbt, und ringsum nichts als Einſamkeit und Stille, Rabenflüge, ferne verſchneite Dörfer, Weltabgeſchiedenheit und weicher Flockenfall, weiche Schneeluft, die den Schall ſeit Wochen ſchon gedämpft hielt.

Und in dieſem Winter ſind viele ſonderbare Dinge im Schneeneſt geſchehen. Der große Winter hat den Leuten lange, lange noch nachdem vorgeſchwebt. Gar manche haben ihn ihr Lebtag nicht vergeſſen. Die Liebſchaften in jenem weichen, eingehüllten Winter waren ſo zart, ſo friſch, ſo glückſelig, ſo weltverborgen und wie auf weichen Sohlen, die Träume mit wachen Augen in jenem Winter waren ſo ungeſtört, das Wandeln zwiſchen den hohen Schneewällen ſo köſtlich, ſo verſteckt, und wie gut ließ es ſich grübeln — Gott weiß, was alles da geſchah.

Ein jeder hatte den Trieb nach Geſelligkeit, nicht nach rauſchender, glänzender Geſellſchaft, nach heimlichem Beieinanderhocken, wenn draußen der Schnee fiel.

So war es auch der Kummerfelden ergangen; die Abende

mit der Fabianen und der Mamſell Muskulus und den Ratsmädchen, als ſie das Damengärtchen bauten, hatten ihr ſo wohl behagt, daß ſie meinte, es wäre hübſch, wenn ihre beiden alten Kameradinnen, die Fabianen nnd die Muskuluſen, manchmal angetappt kämen nnd mit ihr zuſammenſäßen, und auch die beiden Rackersmädchen Röſe und Marie ſollten ihr willkommen ſein, und daß ſie allerlei auftiſchen wollte, das war ſelbſtverſtändlich. Schüttchen hatte ſie bei Orthelis einen Vorrat backen laſſen, der gut den ganzen Winter durch reichen mußte, und Kaffee und für die Ratsmädel Nüſſe und Schnurpsäpfel, an all dem ſollte es nicht fehlen.

Der weiche, weiße Winter, der tiefhängende Schneehimmel, der gleichmäßige, wie ewig andauernde Mollton in der Natur, der über Stadt und Land lag, hatte es auch der Kummerfelden angetan. Wenn ſie ſo allein im Entenfang ſaß, da kamen die Erinnerungen wie große, lautloſe Vögel angeflogen, durch die Schneeluft hindurch, und ſanken weich auf die alte Frau nieder, daß es ihr bang nnd weh um ihr lebensfrohes Herz wurde.

Die Erinnerungen bei ſtillem Schneewetter im einſamen Stübchen bei Dämmerlicht, das will durchgemacht ſein. Da fragt einmal bei den alten Leuten an, die werden es euch ſagen.

Wenn die längſt verſtorbenen Geſtalten zur Tür hereinkommen, ohne ſie erſt öffnen zu müſſen und ohne anzuklopfen, nnd die längſt vergangenen Freuden im armen ſtillen Herzen erwachen und die liebe gute Jugend auferſteht, und von allem, was einſt war, nur das verrunzelte Menſchenkind noch da iſt — ganz allein — alles andre wehmütige Schatten.

Die Stnnde in der Schneedämmerung, wenn draußen die Flocken fallen und kein Ton ins Stübchen dringt, die brauchen die, welche jung ſterben, nicht zu durchleben — wohl ihnen.

Siehste," ſagte die Kummerfelden mit einer etwas wackligen Altweiberſtimme zur Fabianen und der Muskuluſſen, „laßt uns hübſch zuſammenhalten. Wenn meine Nähſtunde zu Ende iſt, da kommt ihr eben die Woche ein paarmal herüber zu mir."

Und ſie kamen durch den Schnee angetappt, die Muskulus im Veilchenhut und die Fabianen im unzerreißbaren Chriſtophorusmantel und im Lori und den rieſenhaften Filzſchuhkähnen.

Und wie die drei da beieinander ſaßen, war es, wie zu jeder Zeit, ganz behaglich im Entenfang. Was die Kummerfelden verſprochen, das hielt ſie redlich. Der Kaffee duftete im Ofenrohr und das Schüttchen lag, ſo lang und breit es war, auf dem Tiſch zum allgemeinen Gebrauch, und die Schnurpsäpfel für die Ratsmädchen waren oben im Allerheiligſten in der Kommode, die als vierten Fuß einen Blumentopf hatte und an der eine Gabel an einer Schnur hing. Mit der Gabel verſtand die Kummerfelden auf eine außerordentlich geſchickte Weiſe die Fächer zu öffnen, die durch dieſes Verfahren Stichflächen aufzuweiſen hatten, wie ſie der Zeigefinger einer fleißigen Näherin an ſich trägt. Wenn die beiden Mädchen kamen, brauchten ſie ſich nur zu holen, wonach ihr Herz begehrte.

Aber ſo wohlgeordnet und vortrefflich auch alles war, die rechte Stimmung wie am Abend, als ſie das Damengärtchen miteinander bauten, wollte ſich nicht einſtellen. Nicht ein einziges Mal hatte die Rabenmutter gelacht, daß die Stube ſchütterte, und die Muskuluſſen war, wenn ſie nicht durch andre ein wenig aus ihrer Wehmut geriſſen wurde, ſo außerordentlich beſcheiden, daß nie etwas Rechtes von ihr zu erwarten war.

Über der allzeit wohlgelaunten Kummerfelden lag es wie

ein Schatten. Sie ſchenkte ihren beiden Kameradinnen mit ſo einer gewiſſen tragiſchen Geſte, wie ſich die Fabianen ausdrückte, den Kaffee ein und ſchnitt vom Schüttchen Fetzen herunter, wahrhaft vorſintflutliche, auf ſo eine Manier, als wollte ſie damit ſagen: „Mir iſt nun ſchon alles eins.“

„Ei, ei, ei, Kummerfelden,“ ſagte die Fabianen, „was machſt du denn? Was iſt mer denn mit dir?“

Und die Fabianen, das Rieſenweib, ſtützte ihren Kopf auf die großen Arme auf und ſchaute ſich ſo ihre alte Kummerfelden in aller Gemütlichkeit an.

„Na, du biſt auch wirklich, Fabianen“, ſagte die Kummerfelden, „wenn du ſiehſt, daß es einem nicht ſo ganz recht iſt, da legt mer ſich doch nicht ſo her und glotzt einen an wie ein Totenbeſchauer.“

„Herr Gott, nu hört ſich aber alles auf!“ rief die Fabianen, „wenn mer einem ſeine Teilnahme und Freundſchaft bezeigt, da braucht er doch nicht gleich eklig zu werden. Nee, Muskuluſſen, ſiehſte, wie die Kummerfelden jetzt is, das is ſchon arg!“

Damit wendete ſich die Fabianen brummend an die Mamſell, die ſich durch eine direkte Anrede der großen Frau immer geſchmeichelt fühlte und beiſtimmend nickte.

„Na, ſo ohne weiteres abgemacht iſt das aber auch noch nich, daß man nur dazu zu nicken braucht“, fuhr die Fabianen die kleine Perſon mit der großen Perücke an. „Es gibt gewiſſe Dinge, an die trotz aller Freundſchaft ein lediges Frauenzimmer nicht ſo ohne weiteres heran darf. Zum Beiſpiel, eine verehelichte Frau iſt ewig himmelweit von ihr verſchieden, ſo daß ſie überhaupt kein Urteil hat über das, was nur eine verehelichte Frau angeht. Ich meine,“ fuhr die Fabianen heftig fort, „mit der Kummerfelden hat es etwas ganz Extraes auf ſich, denn ſo ohne weiteres benimmt ſie ſich nicht wie eine Diva.“

Da lachte die kleine Muskuluſſen, weil ihr das komiſch vorkam.

„Da is gar nichts zu lachen!“ fuhr die Fabianen ſie von neuem an. „Siehſte, Kummerfelden, wenn ich ſagte, wie eine Diva, da wußte ich ſehr wohl, was ich meinte, dir zur Ehre ſei's wieder ausgeſprochen, von der Komödiantin merkt mer dir wenig an; aber heite und die ganze Zeit, da muß ich immer denken, daß du eine Diva warſt, Kummerfelden.“

„Herr Jeſes nee!“ lachte die Kummerfelden leiſe, „wie kommſt du denn auf ſo was? Un gerade Diva? Wie denn nur.“

„Siehſte, die Kränze oben über deinem Bette und ſo manches noch, was um dich und an dir iſt, das macht mir dir ſo manchmal den Eindruck, als läge über dir und deinen Sachen eine Moderdecke.“

„Pfui Teufel!“ ſagte die Kummerfelden.

„Nee, Kummerfelden,“ fuhr die Fabianen auf, „ich meine ja nur ſo poetiſch ausgedrückt. Siehſte, du tuſt mer manchmal eben leid! Da weiß ich gar nich, wie mer's is, alt muß unſereiner doch allemal werden un is auch alt; aber für ſo ne Schauſpielerin muß es doch extra eklig ſein, mit einem Male ſo der Vergeſſenheit anheimzufallen, ſozuſagen bei lebendigem Leibe.“

„Ja, Fabianen.“ Die Kummerfelden reichte der großen Frau über den Tiſch herüber ihr bewegliches altes Händchen und ſchaute ihr ſo eigen in die Augen. „Wie du das ſo ausſprichſt, Fabianen.“

Eine große Rührung trat in die Züge der Kummerfelden, und das alte kleine Weib in dem geblümten Kleide und mit der hohen Haube ſaß vor der braven Fabianen, die mit ihren runden Augen den Leuten bis ins Herz ſehen konnte, wie vor ihrem Beichtvater.

Und es machte gar nichts, daß der Beichtvater ein ge-

waltiges Stück Schüttchen ganz unbeirrt in den Kaffee ſtippte und ſich dann in den Mund ſchob und wohlgefällig kaute. Es war doch eine vertrauensvolle Stunde im Entenfang.

Auf dem armen Herzen der Kummerfelden lagen die Erinnerungen nicht mehr ſo ſchwer und weich, die ihr der tiefhängende Schneehimmel auf die Seele gedrückt hatte, aber ſie war in großer Bewegung und ſprach, wie ſie es noch zu keiner Menſchenſeele getan hatte.

„Ja, Fabianen, da haſt du ganz recht", ſagte ſie, und die alten Augen glänzten feucht. „Eine junge Seele und ein alter Leib, das iſt des Teufels, Fabianen. Und hätte ich mir nicht ſogleich, wie ich vom Theater gegangen war, die große Altweiberhaube angewöhnt", ſie legte beide Hände mit einer flinken Bewegung auf ihre Haube —, „ſo hätte ich gewiß Gott weiß was für Streiche angerichtet, denn das muß ich ſagen bis auf den heutigen Tag: alt fühle ich mich nun einmal noch ganz und gar nicht. Das aber habe ich mir damals gleich geſagt: Kummerfelden, Kummerfelden! wenn du es nur anſtändig zuwege bringſt, das Altwerden! Du mein Gott, man urteilt ſo hart über die armen Frauenzimmer, die nicht alt werden können, als ob das eine ſo leichte Sache wäre. Na, ich meine, ich hab' mir nichts zuſchulden kommen laſſen. Auch noch verſchiedene Male hätte ich ganz gute Engagements annehmen können, aber nee, nee! Wahrhaftig, das ſag' ich: So was, Gott ſei mir gnädig, kann ſich nur ein Teufel ausgedacht haben, innen jung und außen verhuzelt."

„Das fühlt unſereins nu nich ſo gefährlich", ſagte die Fabianen. „Hat unſereins acht Kinder gehabt, da macht mer keinerlei Anſprüche mehr, und in was for 'ner Art Sack das Herze ſteckt, das is ſchon alles eins. Mer is doch nur ſo 'n Popanz mehr, gar wann's an die Schwiegermutter geht, no da ſchon gar! Da hilft unſereins keine Schönheit mehr. Und das Herze iſt mit den Kindern auch ſo abgerackert, daß

es weiß Gott an Schnurrpfeifereien nicht mehr groß denkt. Freilich bei kinderloſen Weibern, un gar bei einer Künſtlerin, da iſt das anders, nadierlich — nadierlich!" Die Fabianen nickte heftig mit dem Kopfe. „Nee, Kummerfelden, ich verſteh' dich ganz gut. Haſt auch dein Teil durchmachen müſſen, un brav, das muß dir dein Feind laſſen, ehrenwert. Siehſte, es muß dir gerade gehen, Kummerfelden, wie dem alten Regimentsgaul am Ackerpflug. Du mein Gott, wenn der mal die Trommel hören tät, das möcht' ihm nicht ſchlecht in die alten Knochen fahren, der armen Schindermähre."

„Fabianen, deine Bildniſſe und Gleichniſſe, das iſt aber etwas Miſerables!" rief die Kummerfelden.

„Na ja, nadierlich, das Kind beim rechten Namen nennen, das willſt de nich, da ſoll immer ſo drum 'rum geredt werden." Die Fabianen goß ſich von neuem Kaffee ein und ſchnitt ſich ein gehöriges Stück Schüttchen ab, ſchob auch der Mamſell Muskuluſſen eins hin, ein ganz kleines und einige Krümel. „Da, da haſte was, Grünſchnabel", und tippte ihr auf die wollige Perücke mit einem ihrer großen harten Finger. „Warm un weich, Muskuluſſen", ſagte ſie dazu. „Geh mer weg, wie kann mer nur ſommers und winters un in der Stube ſo 'nen Fußſack tragen: Es glaubt dir's ja doch kei Menſch. Da lob' ich mir die Kummerfelden."

So ſaßen ſie noch eine gute Weile bei ihrem Kaffee und dem Schüttchen, das vor der Fabianen ihrem Appetit dahinſchmolz wie Butter in der Sonne, die grobe, gute Fabianen, „die ſtille vor ſich hine" Mamſell Muskulus, wie ſie in Weimar ſagen, und die Kummerfelden. Und alle drei hatten keine Geheimniſſe voreinander.

Die Fabianen, der das Wohl ihrer lieben Nächſten im Menſchen- und Tierreich gar ſehr am Herzen lag, ſagte immer wieder: „Paß auf, Kummerfelden, wenn du's jetzt mit der Sehnſucht nach einer ſcheenen Vergangenheit zu tun haſt —

das laß mir nur gut sein, das krieg mer schon; nur sachtchen!" und die Fabianen rückte schließlich mit dem, was sie meinte, heraus.

Die Kummerfelden sollte ihnen ihre schönsten Rollen vorspielen, sie wären doch auch sozusagen Menschen, und wenn die Kummerfelden wünschte, da wollten sie auch mitspielen, und etwa Kolonels und die Ratsmädchen könnten zuschauen. Ganz wie die Kummerfelden es bestimmen würde.

Und dieser Vorschlag gefiel der Kummerfelden. „Ja," meinte sie, „das wär' nicht übel." Und der Fabianen reichte sie die Hand und sagte: „Du treue Seele. Siehste, die Julia, die spielte ich gar zu gern noch einmal."

Die Julia hatte es der Kummerfelden angetan. Stücke daraus hatte sie ihren Nähschülerinnen hin und wieder vordeklamiert, und Julias Schuhe, welche die Kummerfelden zum letztenmal als Julia im Sarg angehabt hatte, die waren noch immer der höchste Preis für eine vortreffliche Nähleistung, und das Mädchen, das diese Schuhe zur Belohnung eine Stunde lang im Entenfang an den Füßen tragen durfte, war eine vielbeneidete Person. Die Schuhe der Julia waren der Orden, den die Kummerfelden für ihre Schule gestiftet hatte.

Und ihr altes liebes Gesicht leuchtete wahrhaft, als sie den Plan, die Julia noch einmal zu spielen, weiter mit der Fabianen besprach.

Ehe die Freundinnen an diesem Abend sich verabschiedeten, hatten sie noch ein längeres Ständchen mit dem Kolonel und dessen Frau. Das Ehepaar kam, um sich nach dem Befinden ihrer Hausherrin zu erkundigen, und wurde sehr artig von der Kummerfelden bewillkommnet.

„Na, das is ja scheen," sagte die Fabianen, „daß Sie bei der Kummerfelden wohnen. Und Sie sind ja auch nicht zum erstenmal hier, mein Herr. Sie sollen ja schon damals mit-

geplündert haben, wie ich von verſchiedenen Seiten gehört habe. Ja, ſehen Sie, unrecht Gut gedeiht nicht. Jetzt iſt's gottlob anders."

„O, wie gottlob?" unterbrach ſie der Kolonel eifrig. „Das ſein nicht recht von Ihn ſu ſagen. Deitſchland wäre ſehr glicklich unter die Franzoſen. Schlimm, ſehr ſchlimm für Deitſchland! Sie werden ſehen, wie es wird werden! Sie werden nich Freid haben daran, non, non, madame!"

„Ach, aber Pips, red' doch nich ſo, was ſollen denn die Leute von dir denken", ſagte Madame, eine kleine, runde Dresdnerin.

„Monstre!" rief er und blitzte ſie von der Seite an.

„Ach nee, wirklich, laſſen Sie ihn nich davon reden, wenn er auf den Krieg kommt, ſchläft er die ganze Nacht nich und träumt ſo ſchreckliches Zeugs, un dann brillt er wie eine Kanone un ziſcht un wirft ſich umeinander, daß man Hilfe ſchreien möchte."

„Monstre!" rief er wieder in erhöhtem Ton und ſah außerordentlich erregt aus. „Ja, der Krieg, ick habe alles mit erlebt, Mesdames, und dieſes Monſtre da kann nicht hören davon. Ah, die Marſeillaiſe! wollen Mesdames die Marſeillaiſe hören?" Der Kolonel rief das und ſchwenkte mit den Armen und hieb mit ſeinem großen roten Regenſchirm, der einen gepreßten meſſingenen Griff hatte, wie wütend in der Luft umher, ſo daß die Kummerfelden und die Muskuluſſen und die Fabianen ſich auf die Stufen zum Allerheiligſten lachend retirierten.

„Ach Herrjes!" rief Madame, die am Türpfoſten ſtand, „nu iſt er ſchon mitten im Krieg! Hab' ich's nich geſagt, daß es ſo kommen wird? Nu hat er heut nacht das Fieber un dann geht's ſo fort. Ach, hören Sie doch gar nicht auf ihn, wenn er ſeine dumme Marſeillaiſe ſingt."

„Monstre!" rief er wütend, „das ſag' noch einmal, Frau-

menſch!“ und er ſtand mit erhobenem rotem Regenſchirm vor ihr. Und jetzt ging es los mit der Marſeillaiſe. Dabei ſtach er wie ein Wütender mit ſeinem roten Regenſchirm um ſich, ſchrie wie ein Beſeſſener, verfolgte die drei ehrwürdigen Frauen, ſtürzte immerfort, in den höchſten Tönen die Marſeillaiſe ſingend, znm Allerheiligſten hinauf nnd wieder hinunter. Manchmal brüllte er wie eine Kanone, dann ziſchte er wie ein Säbel, dann brüllte nnd ſchrie er wieder nnd ging wieder an die Marſeillaiſe: „Ah mon Dieu! mon Dieu! mon Dieu! c'est la guerre, Mesdames!“ und wieder die Marſeillaiſe, und jetzt ſang die Kummerfelden gar ſelber mit, die war von jeher eine ſo verſteckte Franzoſenfreundin, und die Marſeillaiſe, das war ihr Leibſtück. Und wie das der Franzoſe hörte, daß die Knmmerfelden mitſang, da ſchrie er ganz außer ſich: „Vive l'empereur!“ und gebärdete ſich wie ein Wahnſinniger, als hätte er damit ganz Deutſchland erobert.

„Ach, ſo ein Franzos, das iſt ein unſinniges Tier“, ſagte die Fabianen vor ſich hin. „Jetzt ſteht mir alles wieder auf, was wir bei der Plünderung ausgeſtanden haben.“

Die Kummerfelden aber ſang unentwegt die Marſeillaiſe, als hätte ſie Gott weiß was im Schilde, und als wäre aus der Kummerfelden mit einem Male ſo ein miſerabel berüchtigtes Strickſtrumpfweib geworden.

In der Kummerfelden ſteckte eben ein ganz verdammtes Feuer, und ich glaub' ſchon, daß ſie ihre liebe Not hatte, es mit der großen Haube niederzuhalten. Sie war auch wie des Kuckucks, als ſtände ſie wieder auf der Bühne. Und man wußte zuletzt nicht, wer in ſeiner Art ſchlimmer war, der Franzoſe, der die Marſeillaiſe unten im Zimmer ſang und mit dem roten Schirm herumſtach, oder die Kummerfelden, die oben im Allerheiligſten ſtand und ſang und geſtikulierte, bis ihr die Fabianen mit einem Gewaltgriff den Mnnd zuhielt, denn was zu toll war, das war zu toll.

An dem Türpfoſten ſtand Madame immer noch und ſagte mit einer verzweifelten Miene: „Ach Gottegottegottegott, was is das fir 'n Mann!“

„Ja, das glaub' ich Ihnen, meine Beſte“, und die Fabianen nickte ihr einverſtändlich zu. „Kummerfelden,“ ſagte ſie, „ei du mein Gott, Kummerfelden, es iſt ewig gut, daß dich niemand geſehen hat.“

„I was“, ſagte die Kummerfelden noch außer Atem. „Ich möchte wiſſen, ob es die Beſtimmung des Menſchen iſt, immer wie ein Kloß dazuſitzen!“

Der Franzoſe aber hatte ſich inzwiſchen noch nicht beruhigt. Der Teufel ſchien in ihn gefahren zu ſein.

„Und ſie kommen doch noch drunter, die Deitſchen, o gewiß, Mesdames, gewiß, chérie,“ wendete er ſich an Madame, „die Deitſchen kommen noch drunter. O, ſie werde unglücklich werden ohne die Franzos. Sie brauche die Franzos, ohne die Franzos ſind ſie nur halbe Leit! Alles mache ſie nach, alles — was weiß ick. Die Natur ſagt ſelbſt, es iſt Beſtimmung.“

„Na, na, na!“ ſagte die Fabianen, „ſo 'nen Unſinn.“

Die Kummerfelden aber meinte ernſt: „Fabianen, das verſtehſt du nicht; was Gott mit den Völkern vorhat, das iſt ſeine Sache, da haſt du nicht dreinzureden.“

„Nur allein die Sach ſum Eſſen!“ rief der Franzoſe. „Wo gibt es Deitſchland ſo ein civet de lièvre! ſo ein bécasse au salmi! ſo laitue! un ſo ein vol au vent! ſo choufleur! wie bei uns ſu Haus? Madame verſteht es nicht ſu kochen.“ Er blickte erbittert auf Madame. „Aber wenn ſie wäre Franzos, ſie würde wiſſen. Sie würde gut leben. Ach, un die Gemüſe, die légumes. Man weiß nix, was iſt Gemüſe hier.“ Er machte einen ungemein langen zugeſpitzten Rüſſel und ſchnalzte mit den Fingern der linken Hand, mit denen er den Rüſſel berührte; in der Rechten hielt er noch immer den roten Regenſchirm feſt an ſich gepreßt, den Kopf weit hintenüber

gebeugt, ſo ſtand er und ließ im Geiſte alle Gemüſe Frankreichs an ſich vorüberziehen.

„Ach, was für ein Schleckermaul du biſt, Pips, ſchäm' dich!" rief die Frau und trat auf ihn zu, um ihn aus ſeiner irdiſchen Verzückung herauszureißen.

„Schleckermaul! Schleckermaul, jawohl, o hören Sie, Madame, wenn ick mich an einem Kartoffel begeiſtern, an eine Kartoffel mit ein wenik Butter, was ick eß immer ſu Diner, das nennt Madame Schleckermaul!"

„Jawohl, Schleckermaul Pips; wenn er die Kartoffel ißt, dann ſollten Sie ihn nur ſehen, da verdreht er die Augen gerade wie jetzt und tut, als wenn er glückſelig wäre. Als wenn der Menſch nur zum Eſſen da wäre."

„Jawohl, wenn ſie geplatzt ſind und wenn die Rauch ſo herauskommt, dann fren ick mir! Aber wenn ſind ſie denn geplatzt, wann denn? Sag doch, wann denn? Nie!"

So politiſierten ſie im Entenfang noch eine gute Weile fort.

Den drei alten Freundinnen ging die Franzoſenzeit an der Seele vorüber, die ſie alle in Weimar durchgemacht hatten.

„Ja, er iſt doch gerad' wieder ſo ein unſinniges Tier," wiederholte die Fabianen, als das Franzoſenpaar ſich verabſchiedet hatte, „wie unſereins ſie immer in Einquartierung hatte. Immer halb verrückt, um alles ein Geſchrei und ein Getoll wie beim Weltuntergang. Na, ich danke, die arme Frau!"

„Ah, er iſt oft recht lieb mit ihr," meinte die Kummerfelden, „damit hat's keine Not, und wenn ſo fremde Völker einander heiraten, gibt's natürlich viel Skandal."

Seht ihr's," ſagte die Kummerfelden, als ſie ein paar Tage darauf wieder im Entenfang beiſammenſaßen, „nnn müßt ihr aber auch auf mich hören."

„Nadierlich", meinte die Fabianen.

Und die erſte Leſeprobe begann.

Die Kummerfelden hatte ihre Julia, die Fabianen Romeo nnd die Mamſell Muskuluſſen die Amme nnd was ſonſt gerade für eine Perſon mit der Julia zuſammen auftrat.

Die Kummerfelden hatte ihr allerneueſtes geblümtes Kleid angelegt, ein wahres Prachtſtück von Kleid, mit ſeidenen Blnmen eingewebt, nnd auf der hohen Haube ſteckte eine mattroſa Schleife.

Sie für ihre Perſon branchte natürlich keine Leſeprobe, die Rolle der Julia war mit ſilbernen Bnchſtaben ihr ins Herz geſchrieben, wie ſie ſagte; aber die Fabianen nnd die Muskuluſſen, damit ſah's bös aus. Das bemerkte die Kummerfelden ſogleich, als Romeo den Mund anftat.

„Ja, um Gottes willen!" rief die Kummerfelden, „das lies aber gleich noch einmal."

Und die Fabianen, geduldig und demütig, ſetzte mit ganzer Force noch einmal ein, und heulte und ſtöhnte erſchrecklich, nnd legte ein ſo ungeheures Empfinden in jede Silbe, daß einem eine Gänſehaut über den Rücken lanfen konnte, nnd dabei fuhr ſie wie eine Windmühle mit ihren großen Armen umher, daß die kleine Mamſell Muskuluſſen ganz zuſammentauchte, damit das Ungewitter über ſie hinweggehen konnte.

Und Julia ſah verblüfft auf Romeo, was der für Geſchichten machte.

Daß die vernünftige geſcheite Fabianen ſich ſo entſetzlich gebärden würde, das hätte die Kummerfelden doch nicht gedacht.

„Nee, nee, Fabianen!" rief ſie, „ſo geht's nicht! Paß auf!"

Die große Frau hielt ganz erſchreckt inne. „Na, was denn nu noch?“

„Es iſt ja doch nicht nötig, ſo arg zu ſchreien; und was meinſt du denn, wenn einer die erſten Worte mit einem Mädchen ſpricht, da heult er doch nicht gleich ſo und ſtöhnt und winſelt und wirft die Arme doch nicht ſo umeinander, Fabianen, denk' doch! Du mußt eben an die Natürlichkeit denken.“

„J was“, ſagte die Fabianen. „Du meinſt wohl, ich ſoll mir dabei die Naſe jucken! Nee, nee, Kummerfelden, ſo nonchalant mach' ich's nich. Das mag ich nicht leiden.“

„Ja, wer ſagt dir denn auch, daß du dabei die Naſe jucken ſollſt, da gibt's doch noch ein Mittelding. So anſtellen ſollſt du dich nicht wie eine toll gewordene Blutwurſt. Paß auf!“ Das ſagte die Kummerfelden ernſt und würdig; und noch einmal las ſie ihr die Worte vor, in welche die Fabianen ihre ganze Kraft wie in eine Kanone geladen hatte.

„Mir auch recht,“ meinte die große Frau, „ſo ſimpel meinetwegen. Wie du aber auf dieſen Romeo 'reinfallen konnteſt — mir rätſelhaft.“

„Alſo jetzt fang an.“

Die Fabianen las wieder und ſchnuddelte nun das Ganze ſo miſerabel hin, als ſagte ſie's dem Lehrer auf.

„Pfui, Fabianen, du biſt aber boshaft!“ rief die Kummerfelden. „So kommen wir ja in Ewigkeit nicht weiter. Jetzt laß ich's die Muskuluſſen probieren.“

Das war erſt recht danach, mein Gott, ſo ein Gezirp, und kein Wort richtig geleſen, und geſtockert und gepiept, daß die Fabianen ganz entrüſtet guckte, ſich aber doch nichts recht zu ſagen traute.

Arme Kummerfelden! Und deswegen dein ſchönes Kleid mit den ſeidenen Blumen, und deswegen die blaßroſa Schleife

auf der Haube — und die ganze Feierlichkeit, denn es gab wieder Schüttchen und Kaffee, und für Romeo zur Stärkung war ein Fläschchen aufgefahren, und Schnupftabak ſtand zum beliebigen Gebrauch auf einem ſtark vergoldeten Untertäßchen.

Die beiden vortrefflichen Leſer ſaßen auch mit ziemlich unerfreulichem Gewiſſen ſchließlich bei ihrem Kaffee, denn die Kummerfelden hatte die Bücher ein für allemal zugeklappt. Sie war ganz bekümmert und niedergeſchlagen und ſagte: „Seht ihr's, nun bekommt ihr auch von der ganzen Geſchichte nichts weiter zu hören.“ Sie trank ihren Kaffee wehmütig und konnte ſich nicht ermannen, mit den beiden traurigen Geſtalten, die ihre Sache ſo miſerabel gemacht hatten, zu ſchwätzen, und ſo währte es nicht lange, da wickelte die Fabianen ſich in ihr Lori, kroch in den unzerreißbaren Chriſtophorusmantel, und die Muskuluſſen ſtülpte ſich den Veilchenhut auf die Perücke, und die arme Kummerfelden ſaß allein mit ihren Gedanken. Draußen fiel der Schnee, und eine tiefe, tiefe Stille war im Stübchen, und die Erinnerungen kamen wieder angeſchlichen und legten ſich dem kleinen Weibe ſchwer und weich ans Herz.

Und während da oben im Stübchen eine ſaß und ihr Lebensglück, auch das allerletzte Reſtchen, mit wehmütigem Herzen begrub, da grub zur ſelben Stunde noch einer im Hauſe. Unten im Keller hockte der Kolonel bei einem Laternchen und grub nach Trüffeln. Das mag man mir nun glauben oder nicht. Es war aber ſo. Er hatte Champignons und, wie er verſicherte, Trüffelbrut unten im Keller geſät, ſchon Tage vorher, ehe er einzog, in Käſten die Champignons und die Trüffeln in lockere Kellererde, und er hatte den Keller im Entenfang gar nicht genug loben können. Jetzt ſteckte er alſo unten beim Scheine ſeines Laternchens und wirtſchaftete. Er grub mit einem großen alten Blechlöffel im Schweiße ſeines Angeſichtes.

Digitized by Google

„Attention, attention“, murmelte er hin und wieder vor ſich hin, jedenfalls weil er fürchtete, ſeine Trüffeln mit dem Blechlöffel zu verletzen. Er war in ungeheurem Eifer und keuchte und puſtete.

Mit einemmal ſchien er endlich etwas gefunden zu haben, holte es ſachte mit dem Blechlöffel aus dem Grübchen, langte mit der andern Hand in die Taſche, praktizierte ſeine Brille heraus und ſtülpte ſie ſich, ſo gut es mit einer Hand gehen wollte, auf die lange, dünne Naſe, und danach beſchaute er ſich das Ding im Löffel mit großer Befriedigung, ſteckte es in ein altes, leeres Tütchen, das neben der Laterne lag, und machte ſich zufrieden auf den Weg.

Vor der Tür der Kummerfelden blieb er einen Augenblick unentſchloſſen ſtehen, aber ſchließlich pochte er.

Die Kummerfelden fuhr aus ihrem wehmütigen Brüten auf, und der hagere Kolonel mit der brennenden Laterne hielt ihr ſchon auf der Schwelle die Tüte mit dem Trüffelchen entgegen.

„Madame, Madame, wir haben — wir haben! Sie ſind ſchon gereift!“

„Na, da weiſen Sie's mal her; ei, ei, ei, wie iſt denn das nur möglich um dieſe Jahreszeit?“ ſagte die Kummerfelden und ſetzte ſich ebenfalls ihre große Brille auf die Naſe.

„Macht nix, macht nix,“ ſagte der Kolonel, „im warmen Keller da macht's nix.“

Und jetzt beſchauten ſie's miteinander, und die Kummerfelden langte in die Tüte und holte das Trüffelchen heraus, ſchob ſich die Brille bis auf die Naſenſpitze und ſchaute über die Brille hinweg, wie die Kummerfelden das immer tat, wenn ſie beſonders ſcharf ſehen wollte.

„Attention! Attention!“ rief der Kolonel, der um das Trüffelchen beſorgt ſchien.

„Ei du meine Güte, das iſt mir aber ſehr unangenehm,

wie kommt denn das in meinen Keller, davon weiß ich ja gar nichts, das iſt ja wohl der Mauerſchwamm.“ Die Kummerfelden drückte das verſchrumpelte Ding zwiſchen ihren kleinen Fingern und roch daran; „oder ein vertrocknetes Kartöffelchen.“

„Attention!“ Attention! rief der Kolonel und nahm es ihr weg und ſteckte es wieder in das Tütchen. „Ah, Mauerſchwamm!“ ſagte er wegwerfend. „Madame kennt keine Trüffeln. Su noël brauch' ich Trüffel, Madame wird ſehen.“

„Na, um Gottes willen, das Ding ſoll doch nicht etwa gekocht werden?“

„Ah bah!“ ſagte der Franzoſe.

„Ja nich etwa“, meinte die Kummerfelden.

„Glauben Madame, daß ich etwas anders kochen werde als ein Trüffel? Ich bin ſehr geſchickt im Kochen, ich weiß ſo etwas. Ich koche viel, ſehr oft. Madame oben“, er wies zur Decke hinauf, „liebt nicht ſu kochen — kann auch nur ſchlecht. Ein civet de lièvre kann ſie nicht.“ Der Kolonel machte wieder einen Rüſſel und ſpitzte die Finger und ſchnalzte und warf den Kopf zurück. Die Laterne ſtand zwiſchen ſeinen langen Beinen und er ſelbſt ſaß der Kummerfelden, wie es ſchien, zu einem längeren Schwätzchen gegenüber.

Er erzählte ihr, daß ſeine Madame ſehr zart ſei, daß er ſie über alles, mehr als ſein Leben liebe — dabei traten ihm die Tränen in die Augen —, daß ſie manchmal miteinander zankten, aber immer ſehr bald Verſöhnung hätten, daß er ein kleines Kind ſich wünſche, daß er gut fände, wenn man ſu „civet de lièvre kein lièvre“ habe, „Katz ſu nehmen in der braunen Sauce ſei das ebenſo gut.“ Er erzählte weiter, wie er „den Katz fange, ganz ohne alles Geräuſch — Madame wird ſehen.“ Er erzählte auch, wie man immer friſchen Salat im Keller haben könnte, ein wunderbares Rezept dazu, dann kam er wieder auf Madame „oben“ zu ſprechen, ſchüttete der Kummerfelden ſein Herz ganz gehörig aus. Dann kam er

auf die Geſundheit von Madame zu ſprechen, für was er alles Tiſanen „ſu kochen" verſtände — für alles. Das erzählte er mit außerordentlich wichtiger Miene, mit hochgehobenen Augenbrauen. Daß kein Tag verging, an dem er ihr nicht wenigſtens eine Tiſane kochte, und daß er hoffe, daß Madame mit der Zeit immer beſſer würde, daß ſie aber die Tiſane ſehr ungern tränke, und daß er ihr immer „ſureden" müßte.

„Madame ſind ſehr ſtill heute", ſagte er, als es ihm auffiel, daß die Kummerfelden ſeinen Redeſtrom nur äußerſt ſelten und geringfügig unterbrach. „Madame haben ein etwas langes Geſicht. Ich gehe hinauf und bringe Madame eine von mein Tiſane."

„I gar", ſagte die Kummerfelden.

„Wenn ich ſage, dann ſag' ich!" Der Kolonel zog die Augenbrauen wieder hoch. „Madame oben ſagt geradeſo, aber da iſt nichts, wenn eine Tiſane getrunken ſein muß, dann muß ſein!" Jetzt bemerkte er auf dem Tiſch noch der Fabianen und der Muskuluſſen ihre Rollen liegen und zwei Bände Shakeſpeare. „Madame haben ſtudiert?" rief er, „darf ich ſehen?" Und er nahm die Rolle des Romeo. „Ah, Komödie, Madame ſtudieren noch immer." Er verbeugte ſich achtungsvoll. „Man hat mir geſagt, daß Madame eine große, ſehr berühmte Aktrice war."

Das tat der Kummerfelden wohl und ſie zog freundlichere Saiten auf.

Der Kolonel guckte immer noch mit hochgehobenen Augenbrauen in die Rolle. „Sähr ſcheen, ſähr ſcheen!" ſagte er höflich.

Da fuhr der Kummerfelden eine Idee durch den Kopf, eine glückliche oder unglückliche, wie man will. Und es währte gar nicht übermäßig lange, da ſaßen die beiden, der Kolonel und die Kummerfelden, beieinander, und der Kolonel hörte geſpannt und außerordentlich erregt zu.

Er hatte ſich eben vollkommen bereit erklärt, die Rolle des Romeo zu übernehmen.

„Das war ein vorſüglicher Gedanke!“ rief er ein übers andre Mal. „Ich werde ſtudieren, o ich werde ſtudieren, da verlaſſen ſich Madame darauf. Es wird ſcheen gehen, ſähr ſcheen.“ Jetzt ſtand er auf und lief im Zimmer auf und nieder, während die Kummerfelden in Begeiſterung ihm den Gang der Tragödie auf das ausführlichſte mitteilte und die Szenen, die er mit ihr zu ſpielen hatte, beſonders markierte. „Jawohl, jawohl,“ ſagte er, „das iſt alles gut, aber Madame muſſen ſuerſt oben ſtehen“, er zeigte zum Allerheiligſten hinauf, „und ich unten. Sehen Madame, das würde ſähr gut gehen. Madame ſollen ſehen!“

Das leuchtete der Kummerfelden ein. Sie gab dem Kolonel die Rolle mit, band ſie ihm ganz beſonders auf die Seele, weil die Rolle ein wertes Angedenken ſei, und erklärte ſich nun auch bereit, um dem guten Kolonel auch einen Gefallen zu tun, die Tiſane, die er ihr noch heute bringen würde, zu trinken.

Und er brachte die Tiſane, und ſeine Frau kam mit ihm und lachte in einem fort. „Gott, ach Gott,“ ſagte ſie, „jetzt fängt er auch mit Madame Kummerfelden an!“

Und ſie blieben beide ſo lange, bis die Kummerfelden den letzten Tropfen getrunken hatte und ſich ſchüttelte, denn der Kolonel hatte ihr etwas ſehr Bitteres gebracht.

„Ja, du meine Güte, was war denn das?“ frug ſie.

Da machte der Kolonel ein ganz beſonders wichtiges Geſicht und ſchwieg, und die Frau lachte wieder und ſagte: „Ach Gott, da kennen Sie ihn aber ſchlecht, das ſagt er nie.“

Und ſo war es auch. Er ſagte es nicht.

Der Kummerfelden bekam es aber ganz gut. Von jetzt an aber war bei den Mietern der braven Kummerfelden

wirklich immer großer Spektakel. Der Kolonel ſchien völlig des Kuckucks zu ſein, lief treppauf, treppab, vom Boden, wo er auch fortwährend etwas zu tun hatte, hinnnter in den Keller zn ſeinen Trüffeln, und ſprach nnausgeſetzt mit tiefem Gefühl vor ſich hin. Niemand wußte, was, nur die Kummerfelden wußte es ganz genau. Das war eben zu jener Zeit, als Röſe, das Ratsmädchen, in der Nähſchule Betrachtungen über die unruhigen Mieter ihrer Nähmeiſterin anſtellte.

Was er auf dem Boden trieb, das wußte die Kummerfelden ebenfalls auch ganz genau. Es war ihr durchaus nicht unbekannt, daß er dort den Katzen nachging und Fallen geſtellt hatte und ewig auf der Lauer lag.

Der Kolonel war ein eifriger Mann, machte auch Anſtalten, ſich in Weimar als Tanzmeiſter aufzutun; er hatte immer etwas im Treiben. Und mit Befriedigung bemerkte die Kummerfelden, wie eifrig er es auch mit ſeiner Rolle nahm. Eins war ihr nicht recht, daß er bei jeder Gelegenheit zu ihr in die Stube „gequitſcht" kam, auch während der Nähſtunde. Immer war im Hauſe etwas los, was die Kummerfelden durchaus wiſſen mußte.

Bald hatte er etwas von der Frau zn klatſchen und kam wegen einer ehelichen Streitſache nm Rat zu fragen, bald wollte er ein Endchen Bindfaden, bald eine Schere, bald branchte er ein Ei oder einen Apfel zn einer Sauce, bald kam er, nm die Kummerfelden an einer köſtlichen Tiſane riechen zu laſſen, die ſeine Frau nicht zn ſich nehmen wollte und die er deshalb in wütender Erregung zum Koſten herumtrug.

Einmal kam er auch mit bluttriefenden Händen hereingeſtürzt in die Nähſtunde und trng ein Geſchöpf, das große Ähnlichkeit mit einem abgezogenen Haſen hatte, und hielt es triumphierend der Kummerfelden vor die Naſe, die aber einen ſolchen Entſetzensſchrei tat und ſo von Ekel geſchüttelt

wurde, wie es ſich kaum mit dem Anblick eines ſtrammen Haſenbratens vertrug. Das mit dem Haſenbraten wird man mir nun wieder nicht glauben wollen und meinen, ich oder die Kummerfelden haben gelogen. Aber, Gott bewahre, es hat ſich alles ſo zugetragen und die Kummerfelden hat es ihrerzeit oftmals erzählt.

Die Mädchen in der Nähſchule hatten viel zu kichern, und das war der Kummerfelden durchaus nicht recht.

Wiſſen Madame, es wird jetzt gehen", meinte eines ſchönen Tages der Kolonel, und ſo verabredeten ſie beide, die erſte Probe, nachdem die Nähſchule zu Ende war und der Entenfang einſam im Schnee lag, miteinander abzuhalten.

„Aber bei Licht", ſagte die Kummerfelden.

„Na—atierlich", ſtimmte der elſäſſiſche Franzoſe bei.

Nun hatte es die Kummerfelden alſo doch erreicht. Wieder ſchlüpfte ſie, ſobald die Mädchen fort waren, in das Kleid mit den großen ſeidenen Blumen und ſetzte ſich die weiße große Haube mit der blaßroten Schleife wieder auf und wuſch ſich das Geſicht mit ihrem berühmten Kummerfeldſchen Waſchwaſſer ab, das noch immer jetzt in den Weimarſchen Apotheken für Frauenzimmer, die etwas für ihre Schönheit tun wollen, zu haben iſt. Sie hatte ſich auch zwei Wachskerzen gekauft, damit Julia oder Romeo der Mühe enthoben waren, das Unſchlittlicht alle Naſenlang zu ſchneuzen.

So erwartete Julia ihren Romeo.

Statt dieſem ſchellte es aber ganz gewaltig an der Haustür, und die Fabianen kam hereingetappt und wollte ſich häuslich niederlaſſen.

Das aber kam der Kummerfelden ſehr in die Quere. Und die Fabianen fand, daß ſie äußerſt kühl empfangen wurde.

„Na, was haſt du denn?" frug ſie.

„J, zu Tiburtſiuſſens muß ich gehen", log die Kummerfelden.

„Na nu, das muß ich aber ſagen, Kummerfelden, Wachslichter brennſt du wie bei Hofe, du mußt doch gar nicht mehr wiſſen, wo du vor Hochmut 'naus ſollſt, un zwei gar auf einmal — was is mir denn mit dir? — Un geputzt wie 'n Pfau! — Kummerfelden, Kummerfelden!"

„Du biſt wohl vom Magiſtrat als Polizeier angeſtellt, ſcheint mir. Mit deinen großen Augen — was fährſt du denn überall herum, lern lieber leſen, du," ſagte die Kummerfelden ganz wütend.

„Eine hübſche Laune, boshaftes Ding! Was haſt du denn nur? Geh, mach dich fertig, ich bring dich zu Tiburtſiuſſens."

Das fuhr der Kummerfelden wie ein Schreck durch die Glieder. Die Fabianen abzuſchütteln, das war ja die reine Unmöglichkeit. Und um keinen Preis hätte ſie der Fabianen geſagt, wen ſie erwartete und als was ſie ihn erwartete. So wurde ſie ſchließlich ganz grob und unverblümt und ſagte, daß ſie gar niemanden brauchte, daß ſie ſchon den Weg zu Tiburtſiuſſens allein finden könnte, und ſo einen Polizeier wollte ſie ſchon gar nicht.

Die arme Fabianen wußte nicht, was ſie von der guten Kummerfelden denken ſollte, und in ihrer Gutmütigkeit frug ſie die kleine, ungezogene, alte Frau, ob ſie vielleicht gar Fieber hätte, und griff ihr ſachverſtändig nach dem Puls.

Aber ſchließlich ging ſie und zwar ziemlich aufgebracht, ſoweit das bei ihrer großen, ſchwerfälligen Perſon möglich war.

Wie ſie ein gutes Stück ſchon den Entenfang hinter ſich hatte und die hellen Fenſter noch immer in den Schnee hinausleuchteten — die Fabianen war gehörig langſam gegangen, um die Kummerfelden wirklich aus dem Hauſe treten zu

ſehen, denn es war ihr die Einladung zu Tiburtſiuſſens gar nicht geheuer vorgekommen —, da machte ſie plötzlich Kehrt und trottete dem Entenfang wieder zu. „Wart, du alter Lügenſchiepel," dachte ſie, „die Tiburtſiuſſen iſt ja heute zu dem großen Trafik bei der Schopenhauern geladen." Das hatte ſie zufällig erfahren, und es war ihr plötzlich eingefallen. „So eine Verkommenheit, ſo zu lügen! und das konnte ſie alſo wirklich, die Alte, ihre beſte Freundin ſo miſerabel anlügen!"

Die Fabianen ſchob jetzt ganz energiſch vorwärts durch ein dichtes Flockengewimmel, und vor dem hellen, zugefrorenen Fenſterchen des Entenfanges machte ſie halt. Wie die Scheiben glitzerten!

Die große Frau fuhr mit ihrem Geſicht an den gefrorenen Scheiben hin, um etwa doch ein Löchelchen zu entdecken, das ihr geſtattete, in den fürſtlich erleuchteten Entenfang hineinzublicken, und da hatte ſie auch ſchon eins; aber ſie mußte ſo krumm ſtehen wie ein Flitzbogen, und das war beſchwerlich. Der Schnee fiel auf ihren breiten, runden Buckel wie auf einen filzüberzogenen Hügel, und im Nu war der Buckel ſchneeblütenweiß, beſonders da die Fabianen ſich nicht mit einem einzigen Ruck rührte. Sie ſtand wie gefroren, und in die Schneedecke auf ihrem großen, runden Rücken kam auch nicht ein einziges Rißchen. Ein Seufzer, eine Art Stöhnen rang ſich aus der gepreßten Bruſt des großen Weibes, und der Schnee fiel immer dichter und dichter.

Das war ja wirklich, um den eigenen Augen nicht zu trauen, eine Vorſpiegelung der Hölle! Die Kummerfelden oben im Allerheiligſten und der zehnmal verdammte Kolonel unten geſtikulierend und ſchwadronierend — Gott weiß was — und mit den Händen alle Naſenlang aufs Herz gefahren, als wenn es ihm davonrennen wollte und er es feſthalten müßte, und das Maul ſo ſpitz und lecker, als wäre er dabei, daß er Sirup lecken ſollte, und dann ſetzte er ſich auf die Knie — aber das verdammte Löchelchen im gefrorenen Fenſter! da

mußte es natürlich ganz unten sein! und außerdem war es auch durchaus nicht so klar, wie die Fabianen jetzt gewünscht hätte, um einen vollen Einblick in die ganze Schändlichkeit zu tun.

Von der Kummerfelden sah sie nur, daß sie sich vom Allerheiligsten zum Kolonel herabbog, aber sie konnte eigentlich nur die Haube mit der blaßrosa Schleife sehen. Aber wie sie sprach, die Kummerfelden, das ging der Fabianen doch durch Mark und Bein — so niederträchtig verliebt! diese alte, einst so brave Frau. Und jetzt, allmächtiger Gott! jetzt stieg der Kolonel zum Allerheiligsten hinauf; aber wie stieg er denn? Das waren ja doch ganz bequeme Stufen. Und die Fabianen sah jetzt gerade nur die Beine des Kolonels, und die machten die wunderlichsten Anstalten. Er hob sie ungeheuer hoch in die Höhe und trat auf einige Stufen mehreremal, und jetzt sah auch die Fabianen, daß er einen Strick hatte, der oben im Allerheiligsten irgendwo angebunden sein mußte und an dem er sich hinaufzog. „Was war denn das! um Himmels willen!"

Hätte die Fabianen eine Ahnung von der Balkonszene gehabt, wäre ihr vielleicht ein Licht aufgegangen, aber in dergleichen Dingen war sie völlig unschuldig, und die paar Worte, die sie selbst als Romeo gelesen, waren spurlos an ihr vorübergegangen und hatten sie auf nichts weiter schließen lassen.

Jetzt war der Kolonel aber oben, und, wie die Fabianen deutlich sehen konnte, in den Armen der Kummerfelden. Er hockte vor ihr und sie war über ihn gebeugt und hielt ihn umschlungen, und ohne die einzelnen Worte verstehen zu können, hörte die Fabianen, wie sie wie die Verrückten miteinander sprachen, mit einem Feuer — großer Gott, daß so eine alte Frau noch so viel Feuer haben konnte, das war ja schauderhaft, und auch der niederträchtige, abgelederte Franzose; aber die Mannsleute, das ist was andres, die können nie ein Ende

finden, und dürres Holz fängt leicht Feuer. Aber die Kummerfelden! Ihre alte Kummerfelden, die ausgezeichnete Frau, die Lehrmeiſterin ſo vieler unſchuldiger Mädchen! Und wie hatte ſie immer zu der Kummerfelden aufgeblickt! Und wie war es immer gemütlich bei der Kummerfelden geweſen! Und jetzt — dieſe Verworfenheit, dieſe miſerable Geſchichte! Die Fabianen war außer ſich: „Da glaub' einer noch an die Menſchen!"

Sie konnte nicht mehr durch das Löchelchen ſchauen — „um die Welt nicht". Mit einem Krach richtete ſie ſich aus ihrer langen Erſtarrung auf, worauf auf ihrem Rücken ein wahres Schneegeſchiebe entſtand.

Wie vernichtet blieb ſie ſtehen. Solche Schlechtigkeit in ihrer allernächſten Nähe, ausgeübt von einer Perſon, die ihr ſo hoch und heilig geſtanden hatte wie die Kummerfelden!

Ganz gebrochen und langſam ſtapfte das große Weib heimwärts wie ein wandelnder Schneemann. Auf ihrer Pelzhaube hatte der Schnee ſich zu einer ſonderbaren Spitze angehäuft, und zwiſchen den Loriumſchlingungen waren ganze Schneefelder. Von dieſem Tage an wollte ſie mit keinem Schritt wieder über die Schwelle des Entenfanges treten. Und es ſchien ihr, als hätte ſie eine trauliche Heimat verloren.

Die Kummerfelden und der Kolonel aber trieben mit viel Glück das Spiel weiter. Und der Kummerfelden war es, als atme ſie nach langem, hartem Winter endlich wieder Frühlingsluft.

Der Weihnachtsabend war herangebrochen. In dem in Schnee gehüllten Städtchen war ein eifriges Treiben, zwiſchen den hohen Schneewällen drängten ſich die Leute. Die Pfefferkuchenbuden auf dem Markt wurden gewaltig in Anſpruch genommen, und wie Ameiſen zogen die in Pelz und

Mäntel eingewickelten Weimaraner mit Pfefferkuchenherzen und -reitern und Pfefferſcheiben heim, und aus allen Häuſern roch es nach Schüttchen. Warme, duftende Luftſtröme begegneten den ellenden Leuten mitten in der Kälte und ließen ſie wohlgefällig aufatmen. Kleine Moospyramiden, um die her Wollſchäfchen ſtanden, wurden zum Verkauf ausgeboten, und Krippen und Gärtchen mit Hirten und Herde, denn damals vertrat bei den meiſten Leuten noch das Moospyramidchen mit Lichtern beſteckt den Tannenbaum. Und es war auch hübſch, ſo eine kleine Pyramide, die ſprach auch zum Herzen.

Da gab es ganz winzige kleine für ein einziges Lichtchen und wieder große, für zwanzig, dreißig. Und kleine Zuckerkringel hingen die Leute auch daran. Der Weihnachtsengel ſtand auf ganz großen Pyramiden oben auf der Spitze, und um den Fuß dieſer grünen Pyramiden ſah man die heilige Familie mit Ochs und Eſelein.

In jedem Haus gab's Karpfen und vorher Heringsſalat.

Weihnachtsabend iſt immer und zu jeder Zeit im alten Weimar ein Herzensfeſt geweſen, bei dem es den Leuten im harten Winter fröhlich zumute wurde.

Und wenn ſie das Weihnachtslied vom Turme blieſen, das hat noch jedem Weimaraner tief in der Seele geklungen, freudig, hoffnungsvoll, glückſelig oder wehmütig zum Hinſterben, wenn es in Einſamkeit und ſchmerzliches Erinnern hineinklang.

Als diesmal die Töne des Weihnachtsliedes wieder über die beſchneiten Dächer kamen, trafen ſie, wie ſchon gar oft, im Entenfang das einſame Herz eines guten kleinen Weibes, die brav und voller Güte und Liebenswürdigkeit mit den Dingen fertig geworden war, die das harte Leben uns Sterblichen auferlegt, und nun einſam ſaß mit dem ſchwarzen Buch in der Hand, das ſeinen Platz in dem ſeidenen Beutel über ihrem Bett hatte.

Und das meiſte, was in dieſem abgegriffenen Buche ſtand, ging ſie blutwenig mehr an, Lob- und Danklieder, Hochzeitslieder und -gebete, Gebete bei und nach der Geburt eines Kindleins, Erntegebete und Gebete gegen Teufelsanfechtung für Jungfrauen und Jünglinge, Taufflieder und -gebete, Konfirmationsgebete — all dieſe Dinge gingen ſie nichts mehr an. Nur zwiſchen den Seiten, in denen die Sterbelieder und Gebete wider böſen ſchnellen Tod ſtanden, lag noch eine dicke Schnur. Und gar vieles war in dem ſchwarzen Buch gar nicht benannt worden, mit dem ſie überdies noch hatte fertig werden müſſen. Da ſtanden keine Gebete beim Herannahen des böſen Alters zu beten, keine Troſtgebete für das Entſchwinden der lieben guten Jugend, keine Gebete und Lieder für die Not, wenn das Herz noch jung und freudig iſt und der Leib welk und alt, keine Gebete für die Dämmerſtunde, wenn die lieben verſunkenen Geſtalten uns heimſuchen und das Herz vor Sehnſucht nach ihnen brechen möchte. Deshalb ließ die Kummerfelden auch das Buch zugeklappt und hielt es nur in der Hand, und neben ihr lagen in einem Käſtchen vergilbte Briefe — Liebesbriefe ihres früh verſtorbenen Mannes, die las ſie immer am Weihnachtsheiligenabend. Und auf den Briefen zuoberſt ringelte ſich ein blondes Löckchen mit einem roſaſeidenen Faden umbunden — Kinderhärchen — das kleine Weib hatte auch ihr Söhnchen, ihr einziges, verlieren müſſen.

Und ſo lagen in dem Kaſten die traurigen, armſeligen Schätze, die das Leben ihr eingebracht hatte, beiſammen, und ſie ſelbſt ſaß als demütige Dienerin ihres Herrgottes und hatte keine Klage auf den Lippen, keine Bitternis im Herzen. Ihre Hand fuhr wie liebkoſend über die gelben Briefe hin — und draußen klang das Weihnachtslied vom Turme.

Oben bei dem Franzoſen ſah es zu dieſer Stunde weniger friedlich aus. Der Kolonel hatte zur ehrwürdigen Feier ein wirkliches und wahrhaftiges civet de lièvre zuſammengebraut aus einem wirklichen und wahrhaftigen Haſen mit langen Ohren und einem kurzen Schwanz. Er war ganz Eifer und hatte alle Hände voll zu tun. Dazu kam noch, daß ſeine Frau ſeit Tagen ſchon ſtark verſchnupft war und ſich auch bei ihr ein Schnupfenfieberchen eingeſtellt hatte, was bei dem harten kalten Winter nicht zu verwundern war. Das gab aber dem guten Kolonel ſeit Tagen ſchon Veranlaſſung, eine Tiſane nach der andern zu brauen.

Die Frau mußte zu Bett liegen und trinken und ſchlucken ohne alles Erbarmen, ſie mochte nun wollen oder nicht; und er braute unglaubliche Sachen, um ihr, wie er ſagte, möglich zu machen, daß ſie mit Genuß das civet de lièvre zu ſich nehmen zu können.

Alle Stunden kam er mit etwas anderm, und im Entenfang roch es wie in einer Apotheke zur Zeit einer Epidemie.

Die kleine Frau hatte ihren Gemahl ſchon unter Tränen gebeten, ſie zu verſchonen. Aber er ſagte immer dasſelbe: „Wenn getrunken ſein muß, muß getrunken ſein. Da iſt nichts zu ſagen. Was willſt du? Leben oder ſterben? Willſt du ſterben un mich armen Pips allein laſſen, du?"

Daraufhin trank ſie immer wieder und ſagte dann: „Nu is aber genug, Pips, weißt de, ich kann wirklich nich mehr, mei Magen tut mir weh."

„Der Magen, ſagſt du? Wo denn? Wie denn? Der Magen muß nich weh tun, chérie, der muß nich." Und der Kolonel, den ſeine Frau „Pips" nannte, ging, um eine Tiſane für den Magen zuſammenzubrauen.

So trieb er's ſchon ſeit Tagen, und die arme Frau litt wirklich, eine Tiſane hatte ihr auch ſchon übel mitgeſpielt, was den Kolonel in außerordentliche Aufregung verſetzte und

ihm die Idee zu einer ganz neuen Art Tiſane einbrachte, um ihr zu helfen.

„Mein Gott, in deine Hände, Pips, das halte ich nich mehr aus!“ hatte ſie ſchluchzend gerufen, als ihr Herr und Meiſter ſchon wieder mit etwas Neuem daſtand. Aber was half das, Pips dokterte nun einmal dämoniſch gern und hatte ſo wie ſo nach Gottes Anordnung die Oberherrſchaft über ſein eheliches Gemahl.

Und ſo wiederholte ſich noch ein paarmal die Tiſanekocherei, bis die gute Frau ſich wieder einmal nach einer Tiſane, mit Erlaubnis zu ſagen, erbrechen mußte, da drehte ſie das Geſicht endlich zur Wand und ſagte mit matter Stimme: „Pips, wenn's ſo fortgeht, da muß ich eben ſterben.“

Und von dieſem Augenblick an ſprach ſie keine Silbe mehr. Als Pips an ihrem Bette ſtand und ſie anredete, gab ſie keine Antwort, und als er flehte und jammerte und ſie an der Schulter rüttelte, gab ſie nur ſo eine Art ſchnappenden, quakenden Ton von ſich, der den armen Kolonel außerordentlich erſchreckte.

Er lief wie beſeſſen im Zimmer umher und wußte gar nicht, was beginnen vor Aufregung. Das civet de lièvre, das immer noch ſchmorte, wollte er doch auch nicht anbrennen laſſen, und eine Tiſane wollte er doch auch in Vorrat brauen, wenn chérie wieder zu ſich kommen würde, und nach chérie, die immer noch mit dem Geſicht der Wand zugekehrt lag, mußte er doch jeden Augenblick ſehen.

„Was ſoll ich nur machen, chérie, was ſoll ich nur machen?“ frug er in verzweifelten Tönen, wenn er am Fußende des Bettes ſtand, aber chérie antwortete nicht. Da ziſchte gerade der Haſe oder eine Tiſane, und er ſtürzte wie ein Beſeſſener zum Ofen und wirtſchaftete und raſſelte und wütete und kam mit eingeſchmierten ſchwarzen

Fingern wieder an das Bett ſeiner Frau und jammerte und rüttelte ſie.

Wäre die Fabianen dabei geweſen, würde ſie gewiß geſagt haben: „Ein unſinniges Tier ſo 'n Franzos!"

Und mit einemmal fing er an, ſeiner Madame Liebesbezeichnungen zu geben, nannte ſie mit lauter franzöſiſchen Gemüſen und Obſten, das Leckermaul. Chérie hatte ganz recht gehabt. Unter Tränen rief er laut und verzweifelt: „O mon choufleur! mon laitue, ma petite poulette!" dazwiſchen: „O mein Reinette à côte." Das iſt eine Reinette mit ſehr ſchmalen Wangen. Ein Schmeichelname, den er wahrſcheinlich für eine Halbtote paſſend hielt. Dann kamen verſchiedene Gemüſe daran und ſeine Lieblingsſpeiſen. Dann ſtürzte er wieder wie verzweifelt, in Tränen gebadet, über das Bett hin und rüttelte und ſchüttelte ſie: „Nich ſterb, nich ſterb," rief er flehentlich, „o — o — o, mon laitue!"

Das civet de lièvre machte ſich bemerkbar, und der arme Kolonel ſtürzte wieder an den Ofen zurück und raſſelte und rührte und ſchleckte. Dazwiſchen murmelte er immer allerlei.

Wie hingeſchoſſen lag er dann vor dem Bette ſeiner Frau, ſo ging es unausgeſetzt — und chérie rührte ſich nicht.

Da kniete er vor ihr nieder und preßte ihre Hände: „Da bett doch wenigſtens, du Monſtre, wie willſt du denn ſur Säligkeit kommen. Was denkſt du denn, das le bon Dieu is ſufrieden, wenn du ſtirbſt un nix ſagſt. Das ſprichſt du eben mit mir. Das muß ſein, chérie." Und nun faltete er die Hände und ſprach ein Sterbegebet. „Ich habe es ſelbſt ſuſammengeſtellt, es is gut", ſagte er. „O, mon Dieu, pardonnez-moi si je Vous ai méconnu jusqu'ici; désormais je veux appartenir à vous, pour le temps et pour l'éternité. Das is gut, chérie, bett nur, ſag nur was!" rief er verzweifelt. „Wenn du nix ſagſt, chérie, wozu willſt du in die Höll gehen? Bett nur, bett nur, chérie." Gerade

wie ſeine Tiſanen vordem, bot er ihr jetzt ſeine Gebete an, aber ſie ſagte kein Sterbenswörtchen.

„O, mon Dieu, pardonnez-moi si je Vous ai méconnu jusqu'ici —.“ Dabei wirtſchaftete er irgend etwas wieder am Ofen und ſchielte zu ſeiner Frau, rückte das civet de lièvre aus der Glut und benagte ein Knöchelchen. „O c'est bon, chérie,“ rief er unter Tränen, und dann mit vollem Munde ging es wieder zum Sterbegebet über: „désormais je veux appartenir à Vous pour le temps et pour l'éternité.“

Jetzt rückte er das civet de lièvre ganz vom Ofen weg, denn es war vollſtändig gar.

„Ich werde ganz ſwack, ich muß mich ein bißchen niederlegen.“ Und er legte ſich. „Chérie,“ ſagte er und rüttelte ſie, „chérie, du haſt doch nich kalt — nich wahr, chérie?“

Da ſtieß chérie einen ganz merkwürdigen Ton aus, der wie ein Röcheln oder ein erſticktes Lachen klang, ſo etwas Ähnliches.

„Schauderhaft“, ſagte der Kolonel, und ſtreckte ſich vollends nieder.

Für eine kurze Weile war jetzt vollkommene Stille im Zimmer, das Talglicht brannte trüb, denn der Kolonel hatte es den ganzen Abend nicht geſchneuzt, und im Ofen brodelte wehmütig eine Tiſane.

Da mit einemmal ſprang der Kolonel mit beiden Beinen zugleich aus dem Bett und ſtöhnte und fuhr ſich in die Haare.

„Chérie, mais, chérie! Gottes willen ſterb nich! Sie werden ſagen, daß ich dich vergiftet habe, chérie! les monstres!“ Er fuhr ſich in Verzweiflung in die weichen, dünnen Haare. „Was ſu tun? O les monstres, les monstres!“

Mit großen Schritten lief er im Zimmer auf und ab und fror an ſeinen langen, nackten Beinen.

„Chérie, Fraumenſch! Sterb doch nich!“ rief er ſchluch-

zend und warf ſich am Bett nieder und rüttelte ſie, wobei ſie wieder einen ſo eigentümlichen Ton ausſtieß.

„Schauderhaft, chérie! Schauderhaft! Tu das nich, laß dein armes Pips nich einſpirren! Man wird dich aufſneiden, chérie, un ſehen, was du en dedans haſt, wenn du jetzt ſterbſt.“

Das ſagte er ihr, um ſie wahrſcheinlich vom Sterben abzuſchrecken. „Siehſt du, un dann wird der Pips eingeſpirrt, denn wer kann wiſſen, wie die Tiſane all miteinander in dein Leib ſuſammengekommen ſin, un wie ſie miteinander darin ausſehen. Sterb nich, Fraumenſch!“ jammerte er.

Die Angſt vor dem Eingeſperrtwerden überſtieg offenbar bei dem armen Kolonel alles andre, denn mit einemmal ſprang er auf, raffte vom Tiſch und von der Kommode und vom Fenſterbrett einen ganzen Arm voll Düten und Büchſen und Gläſern zuſammen und rannte im Hemd, wie er war, und in nackten, langen Beinen zur Tür hinaus wie der Blitz.

Und als er in ein paar Sätzen unten angekommen war, riß er der Kummerfelden ihre Tür auf und ſtand dem ganz in Erinnerungen verſunkenen kleinen Weibe, das eine ſtille, gottergebene Weihnachtsfeier hielt, in ſeiner ſkandalöſen hemdenen Geſtalt mit langen, nackten Beinen gegenüber. Und die Kummerfelden ſchaute auf ihn ſo erſtarrt wie auf einen böſen Geiſt. Sie war ganz bewegungslos vor Entſetzen und konnte kein Wort hervorbringen, aber die Augen traten ihr faſt aus den Höhlen.

„In Jeſu Namen!“ ſagte ſie endlich mit wackeliger Stimme.

Der Kolonel aber hatte, ohne auf ſie zu achten, in ſeinen Düten gewirtſchaftet und hielt ihr jetzt, ohne im geringſten ſeine höchſt zweifelhafte Erſcheinung in Rechnung zu ziehen, zwei Tiſanendüten vor die Naſe.

„Riechen! Riechen, Madame!“ rief er außer ſich, „lauter

gute Sach! lauter gute Tiſane, ſo geſund —" Und wieder nahm er zwei andre Düten und hielt ſie der Kummerfelden vor die Naſe: „So gute Sach, aber Madame oben is daran geſtorben! Man wird mir einſpirren, mir arme Pips!" rief er ſchluchzend.

Jetzt hatte die Kummerfelden ihre Beweglichkeit wieder. „Ja, du großer allmächtiger Gott!" rief ſie. „Was ſagen Sie denn da! Jeſus, Jeſus!" Die Kummerfelden war aufgeſtanden und hielt ſich mit zitternden Händen an der Tiſchplatte.

„Daß chérie tot iſt!" ſchrie der Kolonel und wirtſchaftete in ſeinen Tüten und roch ſelbſt daran.

„Tot!" rief die Kummerfelden ganz verwirrt.

„Ja," beſtätigte ſchluchzend der Kolonel, „beinah tot!" Das fiel ihm eben erſt wieder ein, daß ſie ja noch nicht ganz tot ſei.

„Ja, was reden Sie denn da?" rief die Kummerfelden, „tot iſt doch was andres wie beinahe tot. Und wie ſehen Sie denn aus?" — die Kummerfelden vermied es, ihn anzuſehen — „das iſt ja ein Skandal!"

„Jawohl, ein Skandal!" rief der Kolonel wütend, „wenn die Frau tot is, da denkt man nicht an ſo was. Sie — Sie haben ja auch ein Hemd an unter Ihre geblümte Kleid — Sie, das is menſcherlich — da is gar nix ſu ach — ach — ach — un ſu o — o — o! Und die monstres, die Leut, werden ſagen: ‚chérie is geſtorben an Tiſane.' Sie werden chérie aufſchneiden — und ich werd eingeſpirrt, ich!" Das ſagte er mit großer Beſtimmtheit.

In dieſem Augenblick ſchellte es an der Haustürklingel ſo fürchterlich, ſo wütend, ſo herzzerreißend.

Draußen ſtand die Fabianen ganz deſperat, wutſchnaubend und verzweifelt. Sie hatte doch nicht umhin gekonnt, den Weihnachtsheiligenabend nach ihrer alten Kameradin,

der verkommenen Seele einmal zu ſchauen, wenn auch nur wieder durch ein Löchelchen im gefrorenen Fenſter, denn ſo bald konnte ſie es nicht über das Herz bringen trotz aller Sehnſucht, die Schwelle der Kummerfelden wieder zu überſchreiten.

Nein, nach dem, was ſie geſehen, war ihr das Bild der alten Frau ganz gewaltig getrübt, und ſie vermochte nur mit tiefſtem Schmerz an ſie zu denken, und bewahrte in ihrem Herzen das Geheimnis, was die Kummerfelden nach der Nähſtunde hinter den gefrorenen Fenſtern im Entenfang trieb. Und als ſie diesmal wieder im tiefen Schnee ein Löchelchen in der Eiskruſte am Fenſter gefunden hatte, war ſie zu einer ſchönen Beſcherung gekommen, da mußte ſie draußen in der Kälte vor dem gefrorenen Fenſter erröten wie ein Backofen. Es trieb ihr ordentlich den Schweiß. So ein Schamgefühl hatte ſie ihr Lebtag noch nicht gehabt, und ſie ſtürzte zur Klingel und läutete in ihrer ſittlichen ſchmerzlichen Empörung Feuer in ihrer großen Scham über die Entartung der Kummerfelden. Und die Kummerfelden, die mit einemmal von allen Seiten bedrängt wurde, trippelte zitternd hinaus, um zu ſehen, was es gäbe, und ließ den Hemdenmatz mit ſeinen Düten ganz beſtürzt im Zimmer zurück und ſtand im Augenblick darauf der Fabianen gegenüber, von der ſie wie von einer großen Rieſenkatze angepuſtet wurde und die ſie beim Hereinkommen mit Millionen Eiskriſtallen überſtäubte.

„Wo iſt er denn? Wo iſt er denn?“ rief die Fabianen mit der Stimme eines ſtrafenden Propheten und überrannte die Kummerfelden faſt, die gar nicht wußte, was um Himmels willen ſie denken ſollte.

Die Fabianen ſtürzte ins Zimmer wie eine Lokomotive, die es freilich damals noch nicht gab, und puſtete und brauſte und ziſchte, und kein Menſch konnte bei dieſem Rieſenlärm, den ſie machte, zu Worte kommen. Niemand verſtand einander,

ſo donnerte die Fabianen in ihrem unwiderſtehlichen Lauf der Gefühle, und ſo ſchnatterte Pips, der Kolonel, und ſprang im Hemde wie ein Narr umher und wollte mitten im Weltuntergang die beiden Weiber durchaus an den Tiſanen riechen laſſen.

Und um das unverſtändliche Durcheinander im Entenfang voll zu machen, da kamen noch zwei durch den Schnee dem Entenfang zu angetappt, zwei glückſelige Kreaturen in voller Weihnachtsfreude, und dufteten nach Pfefferkuchen, und den Karpfen hatten ſie daheim in der Wünſchengaſſe ſchon längſt gegeſſen und Wein hatten ſie getrunken, und mit den drei Freunden Budang, Ernſt von Schiller und Franz Horny waren ſie in den Straßen herumgelaufen unter Weihnachtsgeläut und hatten den Leuten in die Fenſter geſchaut und geſehen, wie die Pyramidchen, die großen und die winzigen, gebrannt haben, und eine Beſcherung hatten ſie bekommen, grüne Schuh und diesmal roſa Schürzenbänder dazu und Gingham zu ein paar Hauskleidern und Pfefferkuchen und Nüſſe und ein klein winziges Bäumchen mit einem goldenen Engel auf der Spitze, und Röſe war auch noch bei Keſſelrings oben auf dem Turm geweſen und hatte auch da oben alle Weihnachtsherrlichkeit ausgekoſtet und vom Turm geblaſen, in den Schnee hinaus und über die beſchneiten Dächer hin, und jetzt kamen ſie zu guter Letzt, um der Kummerfelden ihr Weihnachten zu bringen, ein kleines Pyramidchen mit fünf Wachslichtern und ein ſelbſtgebackenes Schüttchen. Sie hatten dies Jahr zum allererſtenmal die Schüttchen ſelbſt gebacken, hatten mit Wonne bis an die Ellbogen im Teig geſteckt und die Roſinen und den Zitronat ſich über die Arme ſchütten laſſen. Die Schüttchen waren übrigens exzellent geraten. Und ſo brachten ſie eins im vollen Stolze mitſamt dem Pyramidchen angetragen.

Wie ſie vor dem Entenfang ſtanden, hörten ſie ein großes Gelärm und fanden die Tür offen.

„Ja du meine Güte, was iſt denn da los! Da hat ja wohl der Franzos das ganze Haus auf den Kopf geſtellt", meinte Röſe.

„Ach du, wenn er nur der Kummerfelden nichts zuleide getan hat", ſagte Marie, die das Schüttchen trug und ſich ängſtlich an Röſe andrängte.

Verzagt traten ſie vollends ein und ſtanden mitten im Weltuntergang, der ſich im Entenfang abſpielte.

Die Fabianen ſchrie wild auf, als ſie die unſchuldigen Mädchen ſah, und ſtellte ſich wie eine ſpaniſche Wand vor den Kolonel mit ausgebreiteten Röcken.

„Da ſteht ja der Franzos ganz ausgezogen!" ſagte Röſe betreten zu Marie, die mit offenem Munde daſtand.

Und jetzt zum erſtenmal, bei der augenblicklichen Unterbrechung des Rieſenlärmes, den der Kolonel und die Fabianen zuſammen machten, hörte man das Altweiberſtimmchen der Kummerfelden: „Über uns liegt eine todkranke Frau, da nehmt doch Vernunft an!"

„Jawohl, jawohl," rief der Franzoſe, „chérie iſt nun tot!" und dabei ſchluchzte er wieder. „Un Sie verrücktes Frauenſch" — er blickte giftig auf die Fabianen — „Sie mit Ihre wütendes Geſchrei — Sie — Sie — Sie werde nun eingeſpirrt — eingeſtocht!" rief er triumphierend. „Das hat chérie vollends tot gemacht — nicht die Tiſanen — Madame Kummerfelden hat daran gerochen, ſie ſind gut, die Tiſanen, hat ſie geſagt, daran ſtirbt keine Menſchenſeele, die ſin geſund; auch wenn eins viele Tiſane ſuſammen trinkt, hat ſie geſagt."

Davon war freilich kein Wort wahr, aber was ſchadete das in dem großen Wirrwarr, in dem ſo wie ſo längſt niemand mehr etwas verſtand.

„Oben liegt eine Todkranke auch noch! Das iſt ja allerliebſt!" tobte die Fabianen. „Kummerfelden, du verdorbene Seele."

„Ja, was haſt du denn nur, Fabianen, da nimm doch endlich Vernunft an. Der Mann da“ — „Kolonel“ konnte die Kummerfelden den miſerablen Hemdenmatz unmöglich titulieren — „iſt gekommen, um mich zu ſeiner todkranken Frau zu holen, und du hältſt ihn da auf und lärmſt — mein Gott ja, er iſt ja im Hemd, aber ſo in der Todesangſt, da denkt der Menſch eben an nichts. Jetzt kommt 'nauf, damit wir ſehen, was mit der armen Frau iſt.“

Die Kummerfelden trippelte flink jetzt zur Tür hinaus, und als ſie auf der Treppe war und der Franzoſe hinter ihr und dann in einem Zug die Fabianen und die Ratsmädel, beorderte ſie den Kolonel, raſch hinaufzuſpringen und ſich irgend was umzuhängen, etwa ein Bettuch, oder was er am ſchnellſten zur Hand hätte.

Sie wendeten ſich alle um und der Franzoſe ſprang die Treppe hinauf.

Dieſer Anordnung der Kummerfelden konnte die Fabianen ihre Bewunderung nicht verſagen. Und ſie meinte, daß in der Kummerfelden doch noch nicht alles weibliche Anſtandsgefühl untergegangen wäre.

Als oben aber die Tür geöffnet war, da ertönte ein Schrei, den der Franzoſe ausgeſtoßen hatte, ein ganz entſetzlicher Schrei, der allen das Blut erſtarren ließ, ſo daß ſie ſich nicht vor- und nicht rückwärts getrauten.

Aber ſchließlich faßte die Kummerfelden Mut und tappte die Treppe hinauf. Und jetzt ſtanden ſie alle vor der offenen Tür, das Talglicht brannte hell im Zimmer, denn es war geſchneuzt.

Und nun ſchauten ſie alle miteinander hinein. Da ſahen ſie chérie auf dem Bettrand ſitzen, vollkommen angezogen, nur in einen Strumpf ſchlüpfte ſie noch eben, und lachte in ſich hinein, daß die ganze Perſon zitterte, und lachte jetzt ganz laut, als wollte ſie ſich vor Lachen ausſchütten, und der

Kolonel ſtand wie eine Bildſäule, immer noch mit den Tiſanendütchen im Arm, und hatte nichts umgehängt und ſtarrte auf chérie.

„Ach Gott, ach Gott, ach Gott, was der geglaubt hat!“ kicherte chérie. „Ach Pips!“ und war nun auch vollends im Strumpfe.

„Monstre!“ ſchrie der Kolonel, „Monstre!“ Und die beiden Ratsmädchen, die für alle Art toller Streiche ein ahnungsvolles Verſtändnis hatten, fingen zuerſt an zu lachen, — und alles klärte ſich wundervoll und ſehr erbaulich auf.

JUN 13 1921

Digitized by Google

Ullſtein & Co

Berlin SW 68

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01371 4186

Digitized by Google

To renew the charge, book must be brought to the desk.

TWO WEEK BOOK

DO NOT RETURN BOOKS ON SUNDAY

DATE DUE

Form 7079 6-52 30M S

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01371 4186